

DAS ARGUMENT 141

A 22352 F

Editorial	637
Jo Rodejohann: Postzustellung nach einem Atomkrieg	641
Oswaldo Bayer: Nikaragua — US-Flugzeugträger und Resignation	643
Wolfgang Fritz Haug: Das Kritische Wörterbuch des Marxismus	647
Dorothee Sölle: Als ich sechzehn war	651

Weiblichkeit als soziales Konstrukt

Frigga Haug Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch	653
--	-----

Jutta Brückner Sexualität als Arbeit im Pornofilm	674
--	-----

Elizabeth Fox-Genovese Der Geschichte der Frauen einen Platz in der Geschichte	685
---	-----

Kriegsgefahr und Umweltzerstörung

Michael Jäger Kann die SPD die Friedensbewegung spalten?	697
---	-----

Mary Kaldor Krieg und Kapitalismus	707
---------------------------------------	-----

Margarete Tjaden-Steinhauer und Karl Hermann Tjaden Vergeudung und Verelendung	725
---	-----

<u>Kongreßberichte:</u> Internationale Feminismuskonferenz in Namur; Frauentagung in Konstanz; Frauen und Schule; Medizin und Atomkrieg	740
--	-----

<u>Besprechungen:</u> Hermeneutik und Geschichtsphilosophie; Frauen — Sprache — Literatur; Faschismus und Kunst; Klassik und Moderne der Soziologie; Sprachkompetenz und Legasthenie; Novemberrevolution und Weimarer Republik	746
---	-----

Über die Autoren; Summaries; Zeitschriftenschau	785
---	-----

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (Berlin/W), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/W), Heiko Haumann (Freiburg), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin/W), Urs Jaeggi (Berlin/W), Baber Johansen (Berlin/W), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Nora Räthzel, Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Ursula Blankenburg, Anke Bünz-Elfferding, Dagmar Burgdorf, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Ursula Lang, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Erika Niehoff, Sigrid Pohl, Renate Prinz, Nora Räthzel, Dr. Brita Rang, Petra Sauerwald, Christine Thomas, Dr. Silke Wenk, Heike Wilke

Redaktion und Verlag: Altensteinstraße 48a, 1 Berlin 33, Tel. 030/8314079

Anzeigen (o.Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Argument-Vertrieb: Tegeler Str. 6, 1 Berlin 65, Tel. 030/4619061

Besprechungen

Philosophie

<i>Negri, Anonio: Die wilde Anomalie. Spinozas Entwurf einer freien Gesellschaft</i> (R. Konersmann).....	746
<i>Mörchen, Hermann: Macht und Herrschaft im Denken von Heidegger und Adorno</i> (G. Schrader).....	747
<i>Mörchen, Hermann: Adorno und Heidegger. Untersuchung einer philosophischen Kommunikationsverweigerung</i> (G. Schrader).....	747
<i>Birus, Henrik (Hrsg.): Hermeneutische Positionen. Schleiermacher — Dilthey — Heidegger — Gadamer</i> (J. Tguntke).....	748
<i>Lang, Peter: Hermeneutik — Ideologiekritik — Ästhetik</i> (M. Schneider).....	749
<i>Ewert, Michael: Die problematische Kritik der Ideologie</i> (H. Albrecht).....	750
<i>Enderwitz, Ulrich: Kritik der Geschichtswissenschaft</i> (M. Noll).....	751

(Fortsetzung auf S. XII)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1983 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,- DM; Stud., Schüler, Erwerblose 9,- DM. Jahresabo inkl. Versand 63,80 DM; Stud. etc. 50,- DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig mit Rand) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postscheck Berlin West 5745-108, BfG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhart, Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — 1.-7. Tausend September/Oktober 1983. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält in Teillauflage eine Klapptafel des spw-Verlags und eine Bestellkarte des Argument-Verlags.

Editorial

Feminismus und Politik

Daß Feminismus ein Kampfplatz ist und kein Garant für gemeinsame Ziele von Frauen, belegt der folgende Vorgang. In Frankfurt wird ein Frauenarchiv von einer privaten Stiftung gegründet. Ein Mitglied der Frauenredaktion bewirbt sich um eine Stelle. Das Vorstellungsgespräch (u.a. mit Alice Schwarzer) verläuft positiv. Dann kommt eine Absage. Noch einmal wird ihre Dissertation — sie promovierte über Frauenlohndiskriminierung (vgl. *Das Argument* 140) als »sehr kompetent und beachtenswert« gelobt. Die Ablehnung ist ausschließlich politisch begründet mit ihrer »Mitarbeit im Argument«, genauer: »Es ist einfach so, daß sehr viele explizit antifeministische Artikel in diesem Blatt erscheinen. Die Zeitung steht über Jahre dafür. Daß du so wenig Berührungängste zu dieser Gruppe hast, macht uns unsicher ...«

Sprache ist ein Bezugs- und Verweissystem, über das sowohl Zuordnungen und Verbindungen als auch Unterscheidungen und Ausgrenzungen hergestellt werden können. Das Verweissystem der zitierten Ablehnung erinnert an Berufsverbote-Begründungen: darf die Tätigkeit eines/r Lehrers/in oder eines Lokomotivführers nicht ausüben wegen ihrer/seiner Mitgliedschaft in einer Partei. Begründung: Zitate aus dem Programm. Die Partei (die Zeitung): »steht ... dafür«. Während der staatlichen Jagd auf Terroristen reichte es, »Berührung« mit einem/einer gehabt zu haben, um überwacht zu werden. Ist der »Radikalerlaß« unter uns? Als gefährdet kommt in unserem Fall der Feminismus vor. Wodurch gefährdet? Was ist »explizit antifeministisch« im *Argument*? Die Artikel der alten Redaktion können nicht gemeint sein — sie sind unfeministisch. Deshalb gründeten wir vor zwei Jahren die autonome Frauenredaktion. Allerdings fanden wir auch Anknüpfungspunkte zur Frauenbefreiung vor. Das *Argument* eröffnete z.B. 1963 die wissenschaftliche Debatte über Sexualität und Herrschaft in der westdeutschen Linken. In der Frauenredaktion entschieden wir uns für die programmatische begriffliche Zuordnung »marxistisch-feministisch«, um ein doppeltes Vorhaben zu begründen: die Frauenbefreiung in den Marxismus einzuschreiben wie den Marxismus in den Feminismus. Es geht uns um eine Benennung, die uns mit Versuchen verbindet, wie sie zur Zeit in England und Italien, aber auch in Frankreich und in der Bundesrepublik erarbeitet werden. Einige inzwischen von uns veröffentlichte Aufsätze dokumentieren unser Vorhaben: *Begriffsprobleme marxistisch-feministischer Analyse* von Michèle Barrett; *Klasse, Rasse, Geschlecht als Objekte der Wissenschaft* von Donna Haraway (beide *Argument* 132); *Ain't I a Woman* von Bell Hooks (*Argument* 134); *Weiblichkeit als kulturelle Konstruktion* von Biddy Martin (*Argument* 138). Eine Verarbeitung dieser internationalen Diskussion findet sich bei F. Haug/K. Hauser: *Geschlechterverhältnisse* (in: *Argument-Sonderband* 110, erscheint im Herbst 1983). Was ist »anti-feministisch« an diesen Artikeln? In der Logik jener Sprache der Ausgrenzung wird konstruiert: »anti-feministisch = marxistisch-feministisch«. Das darin einge-

schlossene unausgesprochene Programm heißt nicht Frauenbefreiung, sondern Anti-Marxismus. Es grenzt sich ab vom international verbreiteten Projekt, das zum Beispiel von Heidi Hartmann in den USA 1975 mit dem berühmt gewordenen Titel eröffnet wurde: »The unhappy marriage of marxism and feminism: towards a more progressive union«!

Daß die Frauenfrage nicht bloß »ein altes Problem der kapitalistischen Produktionsweise ist« (wie bei Tjaden und Tjaden-Steinhauer in diesem Heft nachzulesen), sondern zusätzlich zur ökonomischen Veränderung eigene politische Taten nötig sind, um die ständige Reproduktion von Frauenunterdrückung zu verhindern, belegt eindrücklich eine Maßnahme im sozialistischen Rumänien: eine Parteikonferenz beschloß, den Anteil der Frauen an führenden Parteipositionen von 6 auf 27% zu erhöhen und in Bereichen der Volkswirtschaft ihre Beteiligung an Führungspositionen von jetzt 14 auf 30% zu steigern (nach FAZ vom 24.6.83).

Zum vorliegenden Heft

Im Frauenschwerpunkt geht es diesmal mehr um das Verhältnis der Geschlechter zueinander und um die Bedeutung dieses Geschlechterverhältnisses für die Reproduktion der Gesellschaft als um die eingegrenztere Frage der Unterdrückung und Unterordnung der Frauen. Bei dieser Verschiebung der Fragestellung stoßen wir auf eine Vielzahl offener Probleme, neuer Forschungsfragen. Es geht nicht mehr nur darum, die eigene Geschichte z.B. als eine der Unterdrückten nachzutragen, das Schweigen zu füllen, sondern darum, die ganze Wissenschaft umzukrempeln. Wir müssen untersuchen, wer und was unterdrückt ist, um die Spezifik der Siege zu erfassen, und umgekehrt sagen die Herrschenden etwas über die Unterdrückten. Als tragende Kategorien für unsere Untersuchungen wählen wir Verhältnis-Begriffe, so z.B. das Geschlechterverhältnis als Teil der Produktionsverhältnisse.

Jutta Brückner, Filmemacherin, kam neu in die Frauenredaktion. Mit ihr erweitern sich unsere Fachkompetenzen und wir greifen eine alte Tradition des *Argument* wieder auf: die Theoretisierung der Massenmedien (*Argument* 25 und 27 und *Argument-Sonderband* 10). So planen wir unser nächstes Schwerpunktheft (144) als Diskussion um »Frauen und Film«.

Auswertung der Leserumfrage zum Komplex »autonome Frauenredaktion«

Wir waren neugierig und gespannt auf die Reaktionen, Kommentare und auch auf Vorschläge zur 1 1/2jährigen Arbeit der Frauenredaktion. Um es gleich vorweg zu sagen: die meisten Antworten auf den Fragebogen aus *Argument* 137 kamen von Männern. Zunächst Kritik: Die ablehnenden Antworten beziehen sich zumeist auf die Frage unserer Autonomie. Während ein Leser die Autonomie unserer Arbeit bezweifelt, ist einem anderen unsere »krampfhaftete Beueerung« lästig. Ein weiterer hält sie für eine »Modesache. Bin zwar für Behandlung von Frauenthemen, aber eine eigene Frauenredaktion ist überflüssig.« Ähnlich findet ein Leser die »Feststellung, 40% der Autoren seien inzwischen Frauen ... bestenfalls läppisch. Berichte, nicht Autoren sind interessant.« Aber liegt nicht in der Redaktionsarbeit selbst ein Moment der

Befreiung? Und ist nicht bei beiden Argumentationen unterstellt, daß der Standpunkt der Redakteure und der Autoren nichts mit dem Inhalt zu tun hat? Zwei Leser rufen nach der autonomen Männerredaktion »der Gleichberechtigung halber«. Ein anderer hält aus »politischen Gründen« nicht viel davon, »weil eine getrennte Frauenredaktion in meinen Augen nicht zur Gleichberechtigung führt. Außerhalb dessen liegt der Schwerpunkt dann wieder in männlicher Hand, von Gemeinsamkeiten halte ich mehr.« Ein vielleicht eher wohlwollender Kritiker schlägt der Frauenredaktion vor, »von der Theorie zur Praxis (zu) kommen, praktische Schlußfolgerungen (zu) ziehen«. Ein weiterer hat den Eindruck, daß die »hauseigenen Positionen besonders überrepräsentiert« sind.

Die Zustimmungen sind oft nur sehr knapp gehalten: »gut!«, »positiv«, »weiter so!«. Im Gegensatz zur oben zitierten Kritik an unserer Praxisferne findet einer unsere Arbeit gut, weil sie »authentische Arbeit von Betroffenen« ist, ein anderer kann »die von der Frauenredaktion produzierten Texte ... häufig besser lesen als andere«. »Insgesamt positiv, da sie [die Frauenredaktion] am Rost männlicher Wissenschaftsbereiche kratzt und das so sichtbar Gewordene zum Weiterdenken anregt«. Eine solche Aussage könnte uns übermütig machen, wäre nicht insgesamt die Anzahl der Lesermeinungen so gering. Wie können wir uns ein größeres Echo auf unsere Arbeit erreichen? Schreibt uns!

Frauenredaktion

Verlagsmitteilungen: Neue Bücher

Michèle Barrett *Das unterstellte Geschlecht. Umriss eines materialistischen Feminismus* (Übersetzung aus dem Englischen, 240 S., br., 24,- DM, Hardcover 32,- DM). Barrett macht den Ideologiebegriff für die marxistisch-feministische Theorie fruchtbar und untersucht dafür die Bereiche Sexualität, Kultur (hier insbesondere die Literaturproduktion), Schule, Arbeitsteilung, Familie und Staat. Ihr Verdienst ist es, die vorhandenen Arbeiten zu diesen Bereichen in knapper Form aufgearbeitet zu haben; sie läßt sich auf alle Ansätze soweit ein, daß sie die mögliche Brauchbarkeit, den Erkenntniszuwachs der spezifischen Methoden herausarbeitet und Probleme aufzeigt. Dieses Vorgehen erlaubt es ihr, Vorschläge für eine Erweiterung des Marxismus und eine Theorie der Frauenunterdrückung im Kapitalismus in der Perspektive der Befreiung zu machen (vgl. unsere Rezension in *Argument* 129).

Wenig Zeit zum Lesen und doch orientiert sein auf seinem Gebiet — *Argument*-Leser wissen, wie man das macht: Sie *lassen lesen*, beim *Argument*. In jedem Heft etwa 35 Buchbesprechungen unterschiedlicher Fachrichtungen, die Frauenredaktion besetzt reihum alle Rezensionsteile. Dazu erscheint jährlich ein Rezensions-Beiheft mit über 100 Besprechungen. Im *Beiheft* '83 kann man sich informieren z.B. über Frauen und Literatur; Dialektik, Logik und Sozialwissenschaften; Sprachtheorie; Sexualerziehung; Familiensoziologie; Frauen und Gesundheit; Faschismus und Widerstand; neue soziale Bewegungen; Frauen und Dritte Welt; Hausarbeit und Lohnarbeit. Rasch bestellen — limitierte Auflage!

Ambulante Medizin und Primärversorgung sind die Eingangspforten zum Medizinsystem. Hier entscheidet sich, wer, wie und wo zum Patienten wird. Eingezwängt in das Korsett der Einzelleistungsabrechnung wird hier Medizin zwischen Selbsthilfe, Sozialarbeit, Hauskrankenpflege und fachärztlicher Überweisungspraxis betrieben. Der Argument-Sonderband *Ambulante Gesundheitsarbeit* (AS 102) enthält Beiträge zu Sozialarbeit, Selbsthilfe und Überweisungssystem; über die Gefahren der Medikalisation (Risikofaktormedizin, Pharmakaschwemme); zum Konzept ganzheitlicher Versorgung; zum Vergleich fortschrittlicher Modelle von Gruppenpraxis und Primärversorgung in sechs europäischen Ländern. Ein Buch für alle Gesundheitsarbeiter: praktische Ärzte, Gesundheitsläden, Medizinstudenten, Sozialarbeiter und Psychologen — und natürlich für die kritischen Patienten.

»Trivilliteratur« wurde rasch zu einem Steckenpferd der linken Germanistik. Ende der 60er Jahre galt es erst einmal, mit der Selbstverständlichkeit zu brechen, wonach Literatur »hohe« Literatur war. Heute, da auch in der Schule »Texte« gelesen werden und der klassische Kanon durchbrochen ist, geht es um mehr. Trivilliteratur muß nun auch im historischen Prozeß untersucht werden, als Medium widersprüchlicher Erfahrungsproduktion der Massen in historisch bestimmten Literaturverhältnissen und sozialen Konflikten. Im neuen LHP *Erfahrung und Ideologie in der Massensliteratur* (AS 101) geht es u.a. um das Kriegserlebnis in der Literatur der Gründerjahre; massenhaft verbreitete Literatur in der Adenauerzeit; Realitätsdeutung und Lebenshilfe in Fortsetzungsromanen; antibürgerliche Aufrührerei in der bürgerlichen Operette. Eine Auswahlbibliographie unterstreicht den Nutzen des Bandes für das Studium.

Kritisches Wörterbuch des Marxismus: Der erste Band des *KWM* kann auf der beiliegenden Postkarte beim *Argument*-Vertrieb bestellt werden. Im Interesse der Leser, die ständig mit dem Wörterbuch arbeiten werden, haben wir uns für eine besonders gute Ausstattung entschieden. Entsprechend wird der Band, abweichend von unserer Ankündigung in *Argument* 140 (Seite 492), 24,- DM bzw. 19,80 in der Subskription kosten. W.E.

Jo Rodejohann

Postzustellung nach einem Atomkrieg

In den USA liegen schon seit längerem in allen Postämtern — außer in den kleinsten — 2.000 Postkarten (Mustervordruck 810) bereit. Die Postamtsvorsteher sind angewiesen, dem Versand und der Auslieferung dieser Postkarten Vorrang einzuräumen. Eine Gebühr wird nicht erhoben. Auf der Rückseite werden die Empfänger der Karten angewiesen, unmittelbar nach der Evakuierung oder dem Angriff die Karte an »alle Personen zu schicken, die um Ihre Sicherheit besorgt sein könnten«. Der US-Postdienst weist darauf hin, daß die Karten nicht nur in Postämtern, sondern auch an Zivilverteidigungs-Registrierungspunkten unentgeltlich erhältlich sind — und daß jedem eine Strafe droht, der sie für private Zwecke nutzt, um die Postgebühr zu sparen. Zusätzlich gibt es noch Postkarten für »Notstands-Adressenänderungen« (Mustervordruck 909); und zwar jeweils für »Firmen, Institutionen, Organisationen, Behörden usw.«, »männliche Personen«, »unverheiratete Frauen«, »verheiratete Frauen«, »verheiratete Frauen, die den Namen ihres Mannes nutzen« sowie für »verstorbene Personen«. Im letzten Fall wird die Karte vom »Fürsorgepersonal« ausgefüllt, falls die Vor-Notstandsadresse bekannt ist — das jedenfalls ist auf der Karte vermerkt.

Wie die Karten nach einem Atomangriff auf die USA die um die Sicherheit der Absender besorgten Empfänger erreichen sollen — darüber gibt es auch Vorstellungen. Die Postämter in den USA sind entsprechend der Wahrscheinlichkeit, in einem Atomkrieg zerstört zu werden, geordnet worden. Die Aufgabe soll von dem jeweils noch vorhandenen ranghöchsten Postamt übernommen werden. Auf den Einwand eines Kongreßmannes im zuständigen Ausschuß des Repräsentantenhauses im amerikanischen Kongreß, daß es wohl gerade die Postämter in ländlichen Gegenden seien, die künftigen Haushaltskürzungen zum Opfer fallen dürften, bemerkte der zuständige Postmann: das führe die Diskussion auf Abwege. Eine häufige Antwort auf bohrende Rückfragen von Abgeordneten war: »Das weiß ich nicht«. Oder: Natürlich könnten Postkarten oder andere Post nur ausgeliefert werden, wenn es nach einem Atomkrieg noch einen Postdienst gebe. Aber zu beurteilen, ob das möglich sei, seien sie nicht kompetent. Sie hätten den Auftrag erhalten — schon in den fünfziger Jahren —, den Postdienst für die Zeit nach einem Atomkrieg zu planen. Sie gestanden ein, daß die Planung eigentlich nur Sinn habe, wenn es nur zu einem »begrenzten« Atomkrieg komme; wenn es gelänge, durch rechtzeitige »Vergeltungsschläge« die Wirksamkeit des sowjetischen Atomangriffs zu begrenzen. Mehrere hundert Seiten ist das zuletzt 1981 überarbeitete Planungsdokument jetzt stark.

Planungen für die Zeit nach dem Atomkrieg sind zur alltäglichen Verwaltungsroutine geworden. Zwar sei er überzeugt, versicherte zur Zeit der Anhörung des US-Postdienstes im letzten Jahr US-Verteidigungsminister Weinberger, daß die USA einen Atomkrieg nicht »gewinnen« könnten, aber: »Wir planen selbstverständlich, nicht geschlagen zu werden.«

Die Vorgänge machen Angst. Doch daß die »Bombe« Angst macht, verstellt leicht den Blick auf Zusammenhänge. Mary Kaldor schreibt in diesem Heft: »Es kann sein, daß unsere Furcht vor der Bombe uns zu Opfern (eines) Fetischismus macht, unfähig, eine Absicht in dem Gesellschaftssystem zu erkennen, welches sie herstellt — und uns deshalb den wilden Triebkräften des modernen Militarismus gegenüber hilflos macht.« Aber nicht nur die »Furcht vor der Bombe« kann für die Politik blind machen, die sie hervorbringt. Die amerikanische Regierung hat in den letzten Jahren allen Versuchen »den Krieg erklärt, Regierungspolitik öffentlicher Kontrolle gegenüber zu öffnen«. »Orwells 1984« (dazu: AS 105), schreibt MIT-Professor Bernard T. Feld im »Bulletin of the Atomic Scientists«, »ist schon längst Wirklichkeit, egal, was der Kalender sagt«. Die Planungen für den Atomkrieg und die Zeit danach, wie sie heute alltäglich geworden sind, nehmen vieles vorweg. Und sie erfolgen in einer Sprache — in den USA »Nukespeak« genannt —, die nichts mehr beim Namen nennt. Eine Atombombenexplosion wird zum »atomaren Ereignis«, die Planung des Einsatzes von Atombomben wird in militärischem Schulungsmaterial zum »Schnüren von Atompaketen« usw.: Sich davon nicht blenden zu lassen, die »Absicht in dem Gesellschaftssystem zu erkennen«, welches diese Politik hervorbringt, tut not.



Landeskunde und Didaktik

»Cultural Studies«. Unterrichtsmaterialien zur Falkland-Krise. Umstellung von Kriegs- auf Friedensproduktion.

Argument-Sonderband AS 97, 1983
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Oswaldo Bayer

Ein Volk besiegen mit Flugzeugträgern und Resignation

Nicht umsonst wurde der Papst zum erstenmal in der Geschichte vom Volke Nikaraguas ausgepiffen und -gebuht. Das Unvorstellbare geschah aber am 7. März dieses Jahres; und die Szene war ein wahres Symbol. Viele Christen sind es satt, daß das Wort »Christentum« benutzt wird, um ungerechte Strukturen zu unterstützen und aufrechtzuerhalten. Diese gleiche Kirche, die jahrelang zu Somozas Verbrechen geschwiegen hatte, wollte nun durch seinen obersten Vertreter den Taten jener Hirten Einhalt gebieten, die endlich verstanden hatten, daß die Worte Christentum und Revolution keine entgegengesetzte Bedeutung haben, sondern die geeignetsten Waffen sind — in Lateinamerika vielleicht sogar die einzigen —, um soziale Gerechtigkeit zu konkretisieren.

Das gleiche, das mit dem Wort Christentum geschieht, kann auf den Begriff Demokratie angewandt werden. Plötzlich sind alle westlichen Länder besorgt um die Demokratie in Nicaragua. Die Vereinigten Staaten, die vierzig Jahre lang das blutige Regime Somozas unterstützt haben, fordern auf einmal vom revolutionären Nicaragua eine demokratische Regierungsform; die gleichen Vereinigten Staaten, die ihre Einflußsphäre in der Karibik nur mit Unterstützung grausamer Diktaturen erhalten können. Selbst die Resolution der Sozialistischen Internationale, die von Nicaragua Garantien für einen »demokratischen Pluralismus« fordern, klingt verlogen und opportunistisch, obwohl man andererseits verstehen muß, daß es sich um ein taktisches Manöver handelt, um Ronald Reagan zu entwaffnen. Man betont zum Beispiel nie, daß die Revolutionäre Nikaraguas keinerlei Racheakte gegen die besiegten Somocistas unternommen haben: Die Todesstrafe wurde nicht angewandt. Es war ein Zeichen von Humanismus gegenüber dem Holocaust der rechtsgerichteten Diktaturen von Argentinien, Chile, Uruguay, Guatemala, El Salvador, die alle von den USA unterstützt und von den westlichen Industriestaaten stillschweigend anerkannt wurden.

Niemand spricht heute von den Errungenschaften der jungen Sandinisten, die nach jahrlangem Kerker und Guerrillakampf ein von Erdbeben und Krieg zerstörtes Land, mit einer Mehrzahl von Analphabeten, ohne Techniker, ohne politische Bildung regieren müssen; ein Volk, das Jahrzehnte lang im Dschungel der somocistischen Korruption und Gewalt gelebt hat. Die bescheidenen Erfolge der Revolution sind schon sichtbar, zumindest in der Verminderung des Analphabetismus und der Kindersterblichkeit. Hier stellt sich die einfache Frage: welche andere mittelamerikanische Regierung hat es in so kurzer Zeit erreicht, in dieser Form die Grundbedürfnisse ihres Volkes zu stillen?

Weder Reagan noch der deutsche Entwicklungsminister Warneke — der mit der Streichung der Entwicklungshilfe droht, wenn Nicaragua sich nicht an den »demokratischen Pluralismus« und die Normen der freien Marktwirtschaft hält — können davon überzeugen, daß dieses kleine arme Land, mit nur zwei Millionen Einwohnern, eine Gefahr für die westliche Welt bedeuten könne. Keinen ehrlichen Menschen können sie mit diesen Argumenten überzeugen.

Was aber andererseits erschreckt, ist die Resignation der Ehrlichen. Die fatale Resignation. Überall hört man Begründungen wie: »Die Vereinigten Staaten werden keine linke Revolution in ihrem Einflußkreis zulassen«. Dieses Argument wird hingenommen wie etwas Unwiderrufliches, wie die Macht des Schicksals, wie ein Naturphänomen.

Laut leicht nervösen europäischen Beobachtern werden die Vereinigten Staaten das Problem Nicaragua vor den Präsidentschaftswahlen mittels eines lokalen Krieges oder sogar einer Direktintervention lösen. Die Flugzeugträger schwimmen schon auf Kurs. Die FAZ veröffentlicht schwülstige und langatmige Protestartikel über die Pressezensur in Nicaragua. Noch nie hat sie sich Gedanken über die Presse Argentiniens, Chiles oder Uruguays gemacht. Ist aber im Falle Nicaraguas besorgt. Noch nie hat sie sich gekümmert um den Alphabetismus in Mittelamerika, ist aber enttäuscht, wenn das kleine nikaraguanische Bürgertum zum Frühstück nicht »La Prensa« lesen kann. So wird die Kampagne vorbereitet: vom Flugzeugträger bis zur allgemeinen öffentlichen Meinung. Die Realpolitik feiert leichte Triumphe und die Resignation ist allgemein. Die »großen Demokraten« werden entblößt. Professor Carstens (der gleiche, der als Abgeordneter 1973 mit offener Euphorie den Sieg Pinochets begrüßte) wandert unermüdlich durch die kahlen Wälder einer pluralistischen Bundesrepublik und spricht zur Jugend über die Vorteile der Demokratie. Herr Bundeskanzler Kohl hat noch kein Wort über Nicaragua verloren. Minister Genschers dialektische Ausflüge werden immer barocker und oberflächlicher. Die »anständigen« Deutschen begnügen sich mit Erklärungen in der Frankfurter Rundschau und der TAZ oder mit Demonstrationen, an denen 1500 Menschen in Kreuzberg und Frankfurt teilnehmen.

Die Entscheidung überläßt man dem Wohlwollen Reagans oder wartet ab, ob Andropow gewillt ist, einen Bauer oder Springer für Mittelamerika zu opfern. Der Sozialist Mitterand liefert keine Waffen mehr an Nicaragua. Die bundesdeutsche Öffentlichkeit konnte in den Zeitungen lesen, daß die Truppen für die Repression in El Salvador mit deutschen Maschinengewehren feuern. Drei oder vier Pastoren haben empört reagiert. Die Arbeiter, die soeben aus ihrem Urlaub zurückkehren, werden weiterhin routinemäßig Waffen herstellen. Man ist dabei, ein Volk zu opfern mit Flugzeugträgern und Resignation. Aber immer wieder wird der Mutterschoß Lateinamerikas dies »kleine wahnsinnige Heer« gebären, das unter dem General de los hombres libres, Augusto César Sandino, vor 50 Jahren die Marines besiegt hat. Immer wieder wird in den Schluchten und Steppen, von Sonne und Schmetterlingen umringt und unter der Magie der ewigen Rebellion, der lange Kampf Lateinamerikas entbrennen mit einem Emiliano Zapata und seinem weißen Pferd, mit einem Che Guevara und einem Camilo Torres.

Der lange Kampf, bei dem niemand mehr an die Werte Christentum und Demokratie glaubt, wenn sie einem System von Privilegien und tiefen Ungerechtigkeiten dienen. Ein einfacher »Comandante« aus Nicaragua sagte diese weisen Worte: »Unser Sieg bedeutet den Krieg vermeiden«. Darum geht es.

Wolfgang Fritz Haug

Zur deutschen Ausgabe des »Kritischen Wörterbuchs des Marxismus«

»Beim Lesen dieses großartigen *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* ... amüsiere ich mich damit, nicht etwa Marx zu 'kritisieren', sondern mich selbst zu kritisieren wegen meines Gebrauchs und Mißbrauchs von Wörtern, die ich, ohne es immer zu wollen, von ihm empfangen und dann ein bißchen zu sehr nach meinem Belieben umgeformt habe.«

Der Historiker Fernand Braudel in *Le Monde* v. 16.3.83

I.

Kritisches Wörterbuch — der Titel, wie immer in anderen Kontexten inflationär entwertet, erhält frische Bedeutung durch seine Einschreibung ins Feld des Marxismus. Nicht nur deshalb, weil der Begriff der *Kritik* zentral und grundlegend für den Marxismus ist und alle Werke von Marx *Kritiken* waren. Sondern auch deshalb, weil der Titel *Kritisches Wörterbuch des Marxismus* in dessen Geschichte etwas ebenso Neues wie dringend Gebrauchtes ankündigt: Daß ein historisches Verhältnis zu den eigenen Begriffen und ein kritisches Verhältnis zur eigenen Geschichte eine Selbstverständlichkeit werde.

Dies würde einen wichtigen Einschnitt in der Entwicklung des — historisch gesehen, noch jungen — Marxismus bedeuten. Seine Geschichte ist nicht nur kurz, sondern auch durch brutale Unterdrückungsperioden, durch äußere Behinderungen und lähmende Austragungsformen innerer Widersprüche gehemmt, so daß gesagt werden konnte: »Die Vorgeschichte des Marxismus ist noch nicht zuende.«¹ Der Übergang von der Vorgeschichte zur Geschichte des Marxismus ist undenkbar ohne Übergang zu einem »marxistischen« Verhältnis zum Marxismus. Die historische Aufgabe ist da. Der Anspruch ist größer als jede unmittelbar mögliche Einlösung.

Der Titel eines *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* erhebt einen desto höheren Anspruch, als er anspielt auf einen anderen Einschnitt, der mit dem Übergang von der Vorgeschichte zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft verbunden war und den der »Freigeist« (Engels, MEW 21, 305) Pierre Bayle mit der Veröffentlichung seines *Historisch-kritischen Wörterbuchs* beförderte. Verboten wegen protestantischer Nähe in Frankreich, war dies Wörterbuch auch den reformierten Autoritäten suspekt.² Das war kein Wunder, brachte doch Bayle, wie Marx anerkennend meinte, »alle Metaphysik *theoretisch* um ihren Kredit ... Er kündete die atheistische Gesellschaft, welche bald zu existieren beginnen sollte, durch den Beweis an, daß eine Gesellschaft von lauter Atheisten existieren ... könne, ... daß sich der Mensch nicht durch den Atheismus, sondern durch den Aberglauben und den Götzendienst herabwürdigte.« (MEW 2, 134f.) Der *Aufklärung* war hier entscheidend vorgearbeitet. Als anderthalb Generationen später »das imposanteste geistige Werk des Jahrhunderts«³, Diderots *Enzyklopädie* erschien, da sprachen die *Nouvelles Ecclé-
sia-*

stiques von »diesem ungeheuerlichen und verderblichen Wörterbuch, welches (nach Ansicht des Herrn Generalstaatsanwalts) nach dem Geschmack dessen von Bayle abgefaßt ist«.4

Läßt sich das *Kritische Wörterbuch* mit dem von Bayle vergleichen? Sicher hinkt jeder Vergleich, und gewiß sind die Problemlagen heute ganz anders. Aber es gibt Parallelen. In seiner kurzen Geschichte hat der Marxismus eine Reihe von Bewegungen durchgemacht und Gestalten produziert, die gewisse über Jahrtausende verteilte Entwicklungen der großen Kirchen ins Kurze zusammengedrängt zu wiederholen scheinen. Scholastiken und Dogmatiken, Orthodoxien und Ketzereien, Sektenbildungen und Spaltung, Apostatentum und Exkommunikation. In der christlichen Tradition war es die Erhebung zur Staatskirche, zum ideologischen Staatsapparat, die den Autoritätsverhältnissen im Umgang mit den Ideen und Überlieferungen eiserne Strukturen und ein Zentrum gab. Als sich nach unerhört langer Geschichte machtkontrollierten Zurechtlegens und Verschweigens endlich eine kritische Öffentlichkeit etablieren konnte, bedeutete dies einen Umbruch.

Der Springpunkt des Marxismus ist die Notwendigkeit, den gesellschaftlichen Produktionsprozeß bewußt planmäßig zu gestalten, ihn zugleich menschlichen Zwecken anzupassen als auch den ökologischen Gesetzmäßigkeiten, um die Erde »den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen« (K III, MEW 25, 784). Nach Marx ist dies möglich nur in Form der »Selbstregierung der Produzenten« (MEW 17, 339). Die Atomkriegsgefahr und der über den Weltmarkt reproduzierte Gegensatz zwischen »reichen und armen« Ländern verschärfen heute die Probleme weit über das von Marx gekannte Maß hinaus. An der Lösung der Frage einer bewußten solidarischen Beherrschung der Vergesellschaftungsprozesse hängt heute buchstäblich das Überleben der menschlichen Zivilisation. Schon das *Manifest* kennt die Möglichkeit des »gemeinsamen Untergangs der kämpfenden Klassen« (MEW 4, 462). Diese Vorstellung ist heute eingeholt durch das technisch Herstellbare. Die Menschheit hat keine Zeit mehr zu verschwenden. Die enorme Zeit der Kirchengeschichte steht nicht zur Verfügung. Schon dies zeigt die engen Grenzen ihres Vergleichs mit dem Marxismus. Dieser ist notwendiges Projekt. Dem Selbstlauf einer permanenten Erstarrung dieses Projekts ist mit permanenter Wiederaneignung zu begegnen. Dies geht nur, wenn die spaltende (weil monopolistische) Logik rivalisierender Machtzentren zurückgedrängt werden und der wissenschaftliche — und das heißt auch: allgemein zugängliche — Charakter gestärkt werden kann. Das historische und kritische Verhältnis zu den Begriffen, Diskursen und damit verbundenen Institutionen und Praktiken ist unerläßliche Bedingung dafür. Es ermäßigt enorm die Spaltungseffekte. Es hilft, ein Feld der Unterschiede, die nicht jederzeit zu zerreißen den feindlichen Gegensätzen werden müssen, zu etablieren. Auf diesem Feld bleiben die unterschiedlichen Ausprägungen und Tendenzen des Marxismus miteinander in Berührung.

Freilich kann dies kein Werk vereinzelter Einzelner sein und keine Arbeit, die ein für alle Male abschließbar wäre. Ein *Kritisches Wörterbuch des Marxismus*, das diesen Namen verdienen will und historische Vergleiche wie den weiter oben gezogenen nicht scheuen muß, ist nur als kollektives Werk möglich

und nur als Prozeß. Die Einladung des französischen Herausgebers zur Mitarbeit, zur Verbesserung und Ergänzung, ist keine rhetorische Floskel. Die Gestaltung der deutschen Ausgabe soll zeigen, daß wir diese Aufforderung ernst genommen haben.

II.

Im westlichen Deutschland existierte marxistisches Denken zunächst, von isolierten Einsprengseln und aufrechten Einzelkämpfern abgesehen, fast nur als »verschwiegener« Bezug in der Kritischen Theorie. Aus der DDR kam »marxistisch-leninistische« Literatur. Das Feld änderte sich tiefgreifend infolge der Studentenbewegung. Marxistische Auffassungen haben sich damals einen Platz in vielen Universitäten gewonnen. Zum erstenmal gibt es vielfältige Traditionen marxistischer Forschung an den Universitäten dieses Landes. Nach einer kurzfristigen Inflation marxisierender Veröffentlichungen setzte zwar der Rückschlag ein, die meisten Verlage reduzierten entsprechende Programme drastisch oder stellten sie ein. Dieser Rückschlag ist aber zugleich eine Probe auf den Bestand. Er wird die neuen Traditionen marxistischer Forschungen keineswegs abbrechen können. Die Situation ist daher reif für ein kritisches Wörterbuch des Marxismus.

Wie anderswo gibt es im deutschen Sprachraum bisher nichts, was dem vorliegenden Werk vergleichbar wäre. Zunächst ist es nicht nur ein Werk *über* den Marxismus, sondern auch ein *marxistisches* Werk. Sodann wird der Marxismus hier nicht vorgestellt als einheitliches, geschlossenes System von Lehren. Jede derartige Vorstellung wäre national oder regional borniert und würde nur eine Strömung für das Ganze ausgeben. Zugleich entfällt damit der Anspruch, die *universelle Anwendung* einer solchen Lehre auf alle erdenklichen Stichwörter vorzuführen. Vielmehr beschränkt sich das *KWM* auf Begriffe, die sich spezifisch »ins Feld der marxistischen Theorie einschreiben« (G. Labica in seiner *Vorrede*). Es entspräche einem vorwissenschaftlichen Verständnis von Theorie, zu glauben, daß Inkohärenzen und Widerstreit mit dem *wissenschaftlichen* Charakter des Marxismus unvereinbar seien. Offene Fragen und Kontroversen sind vielmehr notwendige Formen und Bedingungen des Lebens jeder Wissenschaft. Unterschiedlichkeit und Geschichtlichkeit von Begriffsverständnissen und Sprachgebrauch, aber auch von wechselnden Theorie-Praxis-Verhältnissen werden also keineswegs aus dem Blickfeld des Zulässigen gedrängt und fristen auch nicht die Existenz bloßer Beispiele für *Abweichung** und *Revisionismus**. Mit der eigenen Geschichte und kritischen Selbstreflexion des Marxismus verschwände andernfalls auch die Einsicht aus dem Kreis »legitimer« Tatsachen, daß — wie es z.B. die Auffassung der Kommunistischen Partei Frankreichs ist — der Marxismus *erstens* nicht der Besitz einer Partei sein kann, *zweitens* als »pluraler Marxismus« (L. Sève) existiert.

Die Spezifik des *KWM* besteht also darin, daß der Marxismus Subjekt wie Objekt der Darstellung ist und auch die Darstellungsweise bestimmt: Seine Kritik und historisch materialistische Analyse macht nicht vor sich selber halt. Es geht um ein marxistisches Verhältnis auch zu den Begriffen der marxistischen Theorie. Alles Nötige dazu hat Georges Labica in seiner *Vorrede* ausgeführt.

III.

Die Übersetzung stieß auf Schwierigkeiten. Nicht nur galt es, die »Klassiker«-Zitate in den deutschen Ausgaben aufzufinden (wieviel Lenin-Lektüre ist nicht allein zu diesem Zweck geleistet worden!), sondern vor allem sind die Terminologien nicht ohne weiteres kompatibel. Die Übersetzung war daher nirgends »Routine«-Arbeit. Die deutsche Ausgabe war nur möglich, weil marxistische Wissenschaftler als Übersetzer gewonnen werden konnten, die oft auf den Gebieten, auf die die von ihnen übersetzten Artikel sich beziehen, forschend tätig sind. Übersetzen heißt immer auch nachschaffen. Wir haben daher neben den Initialen der Stichwortverfasser in Klammern immer die Initialen der Übersetzer angegeben (siehe das Verzeichnis der Namensabkürzungen).

Die vorliegende Ausgabe berücksichtigt bereits Änderungen, die für die in Vorbereitung befindliche zweite französische Ausgabe gedacht sind. Dazu gehören Korrekturen und ein halbes Hundert neuer Stichwörter. Trotz dieser Erweiterungen werden Lücken offen bleiben. Die mit der deutschsprachigen Literatur vertrauten Leser/innen werden bemerken, daß der Diskussionsstand und die in den Bibliographien berücksichtigte Literatur unverkennbar »französisch« geprägt sind. Zunächst war angeregt worden, wenigstens die Bibliographien am Ende der einzelnen Artikel um deutsche Titel zu ergänzen. Aber das wäre unbefriedigend, eher Fassadenschmuck als wirklicher Ausbau. Wir beschlossen folgende Lösung: Zunächst bemühen wir uns, die Vorlage in Form einer möglichst brauchbaren (und nie einfachen) Übersetzung ohne Zutat⁵ oder Weglassung weiterzugeben. Dies gilt auch für die Bibliographien. Wir haben uns fast überall darauf beschränkt, deutsche Ausgaben (wo wir sie fanden) anstelle der französischen zu zitieren bzw. anzugeben.⁶ Zunächst zeigt diese Ausgabe also den französischen Diskussionsstand. Parallel zur Übersetzung bereiten wir aber *Ergänzungsbände zur deutschen Ausgabe* vor.

IV.

Die Bedeutung der Ergänzungsbände liegt zunächst darin, daß in ihnen Vertreter aller lebenden Generationen und Richtungen im deutschsprachigen Marxismus zu Wort kommen. Sie werden die Gelegenheit haben, das in ihrer Sichtweise und unter Berücksichtigung der deutschsprachigen Literatur und Traditionen in der vorliegenden Ausgabe Zukurzgekommene einzubringen. Der größere Teil der Artikel wird demgemäß von den französischen Autoren bereits behandelte Stichwörter noch einmal aufnehmen.

Ein weiterer Teil der Artikel wird Lücken ausfüllen (z.B. *Charaktermaske, Eurozentrismus, Natur, Ökologie, Tätigkeit, Zellenform* usw. aber auch *materialistische Bibelexegese, Theologie der Befreiung* usw.). Wenn erst einmal — womit nicht vor 1985 zu rechnen ist — die deutschen Ergänzungsbände erschienen sind, werden die Benutzer/innen zweckmäßigerweise parallel nachschlagen.

Auch für das künftige Gesamtwerk wird gelten, daß es noch immer regional — wenn auch nicht mehr national — beschränkt ist, »euromarxistisch«, wenn man so will. Man kann darin einen der Anfänge und Beiträge zu einer künftigen internationalen Enzyklopädie des Marxismus sehen.

Trotz gewisser Schwächen stellt das vorliegende Werk schon jetzt einen wertvollen Stützpunkt in der Wirklichkeit dar. Vor allem aber ist es seiner Anlage nach ein Beginn, der zur kollektiven Fortsetzung auffordert. Wie das Fell des Bären bekanntlich erst geteilt werden kann, wenn der Bär erjagt ist, so sollte erst recht über seine *künftigen* Mängel nicht schon jetzt geklagt werden. Noch ist alles offen. Wir bitten die Leser/innen dieser Übersetzung darum, Lücken und Einseitigkeiten herauszufinden, Ergänzungsbedürfnisse zu artikulieren. Anregungen, die uns rechtzeitig⁷ erreichen, werden wir für die Ergänzungsbände zu berücksichtigen suchen.

V.

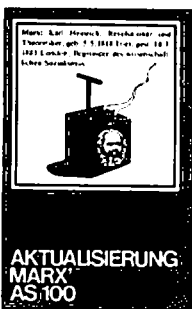
Das Wörterbuch wendet sich an alle, die marxistische Begriffe verwenden oder den Begriffsgebrauch anderer beurteilen wollen. Es kann dazu verhelfen, Entdeckungen zu machen. Zunächst bei den »Klassikern« Marx, Engels und Lenin. Ihr Sprachgebrauch ist in Entwicklung gelegentlich tastend oder mehrdeutig. Nicht selten finden sich Widersprüche zwischen den Texten aus verschiedenen Perioden. Unterschiedliche Anknüpfungen sind möglich. Das Wörterbuch bringt zunächst »Stellen«, regt dadurch zum Nachschlagen an. Dann macht es Lesarten kenntlich. Dabei kann gelernt werden, durch welche Strömungen einer theoretisch-politischen Kultur die eigene Lektüre und der Begriffsgebrauch gefiltert waren. Der Wandel von Kontexten bestimmter Losungen und von Losungen in bestimmten Kontexten wird gezeigt. Metaphern und Topoi, die in den marxistischen Traditionen bedeutsam geworden sind, werden als solche durchleuchtet. Problemfronten werden vorgeführt. Die Zitatnachweise setzen sich zugleich zu einer Art Stichwortregister für die Werke der marxistischen Klassiker zusammen. Die Linien werden bis in die Gegenwart gezogen. Das Problemlösungspotential des Marxismus wird dadurch ebenso deutlich wie die Vielzahl ungelöster Fragen. Wer die marxistischen Begriffe bewußt verwenden, wo nötig, umbauen und für die heutigen Bedürfnisse brauchbar machen will, findet hier Materialien und Klärungen.

Die deutsche Ausgabe wetteifert in ihrem Erscheinen mit dem der zweiten französischen Ausgabe. In Frankreich ist dieses Werk schnell, aufmerksam und, von unterschiedlichen Seiten, zustimmend aufgenommen worden. Wir hoffen, daß das Schicksal der deutschen Ausgabe dem der französischen in dieser Hinsicht in nichts nachsteht. Viele Benutzer werden es parallel zu anderen Werken zurate ziehen. Das ist ganz im Sinne dieses Werks. Eine lebendige theoretische Kultur wird — jenseits aller Grenzen zwischen politischen Positionen — eine unentbehrliche Zuarbeit in diesem *Kritischen Wörterbuch des Marxismus* finden.

Anmerkungen

- * Die mit Sternchen bezeichneten Ausdrücke finden sich als Stichwörter im *KWM*.
- 1 K. Holzkamp: »Aktualisierung« oder Aktualität des Marxismus? Oder: Die Vorgeschichte des Marxismus ist noch nicht zuende, in: *Aktualisierung Marx*, Argument-Sonderband (AS) 100, Berlin/W. 1983, 53ff.

- 2 Vgl. dazu E. Labrousse: *Pierre Bayle et l'instrument critique*, Paris 1965, sowie, speziell zur Wirkung, P. Réat: *Le Dictionnaire de Bayle et la lutte philosophique au XVIII^e siècle*, Paris 1971.
- 3 M. Naumann im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen Auswahlband »Artikel aus der von Diderot und D'Alembert herausgegebenen Enzyklopädie«, Frankfurt/M. 1972, 11.
- 4 *Nouvelles Ecclésiastiques, ou Mémoires pour servir à l'histoire de la constitution Unigenitus pour l'année 1759* (3. April, 57f.) — zit. nach: W. Krauss und H. Mayer (Hrsg.): *Grundpositionen der französischen Aufklärung*, Berlin/DDR 1955, 257; über die jansenistischen *Nouvelles ecclésiastiques* heißt es dort, daß sie damals »geradezu ein Sprachrohr der Oberstaatsanwaltschaft des Pariser Parlaments« waren (245).
- 5 Eine Zutat gibt es doch: Wir haben das Glossar um die spanischen und chinesischen Ausdrücke ergänzt. Damit sind alle Kontinente (wenigstens symbolisch) repräsentiert.
- 6 Selbstredend haben wir auch darauf verzichtet, eigene Schriften in den Bibliographien hinzuzufügen. Wenn also z.B. unter *Ideologie** in der Bibliographie die »Theorien über Ideologie« (AS 40, 1979, 2¹⁹⁸²) angegeben sind, so einzig deshalb, weil dies im Französischen so ist.
- 7 Wir werden im *Argument* über den Fortgang der Arbeiten berichten. Ergänzungsvorschläge sollten jeweils nach dem Erscheinen der Übersetzungsbände an uns gerichtet werden.



Dorothee Sölle

Als ich sechzehn war

Ich denke an dich zurück
 aber ich kann nicht vorwärts an dich denken
 eine freundschaft wie ein verwilderter hof
 das gras wächst aus den fenstern
 auch blüht noch der flieder

Was war uns nicht alles versprochen
 unter den fünf wilden schwänen
 schwestern hat man uns oft genannt
 du hast dich ein bißchen geschämt dann
 und ich die kleine war stolz
 ich schmeck noch den feuchten keller der schule
 lehrer gab es die wollten uns singen verbieten
 eltern fanden das schwestersein übertrieben
 ein großer bruder trieb uns die terzen aus

Das war in der bombenzeit du bist
 durch die brennende stadt geirrt
 auf der suche nach deinen eltern
 erinnern will ich mich bis der rauch der stadt
 mir auf der zunge ist
 gegen das dumme lang lang ists her
 wehr ich mich wehr du dich auch
 in meinem buch steht über erinnerung
 daß sie nach vorn weist und mitgeht
 eine dunkle wolke bei tag
 eine feurige in der nacht
 meine schwester weißt du noch unsere wolke
 komm laß uns sie suchen gehen

Man hat uns oft für schwestern gehalten
heute benutze ich das wort in einem anderen sinn
wir sprachen rheinisch und lachten glucksend
von dir abgeguckt hab ich die technik
lästige männer abzuwimmeln

In diesen jahren war kein lied vor uns sicher
die tausend stunden luftschtzkeller
haben uns ähnlich gemacht
gegen die langeweile und das geschwätz
hielten wir uns mit singen
du metallisch und unbeirrbar
ich darüber und mich verkletternd

Vögel im gefängnis der dummheit
unter dem zwang ein mädchen zu sein
meine schwester in diesen jahren
wie ich dein krauses haar bewunderte

Erinnerung hör ich sagen
bricht die zeit auf und füllt uns
mit schmerz und mit stärke
ich grabe mich durch den schmerz
verronnener freundschaft

Was war da versprochen
frag ich mich und
haben wir etwas gehalten

Frigga Haug

Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch*

Zur Theorie weiblicher Vergesellschaftung

Unter dem Titel »Frauen — Opfer oder Täter?« habe ich 1980 (auf der ersten Westberliner Volksuniversität) einen ersten Versuch zur Theorie weiblicher Vergesellschaftung vorgelegt. In der Hauptsache ging es mir dort darum, die eigene Aktivität der Frauen bei der steten Wiederherstellung ihrer Unterdrückung herauszuarbeiten, Sich-Opfern als Tätigkeit zu begreifen. Die in meinem kurzen Vortrag angedeuteten und in einem späteren Buch (Frauenformen, Berlin 1980, 21981) ausgeführten Auffassungen wurden von Anfang an kontrovers aufgenommen und zunehmend heftiger politisch diskutiert wegen der implizierten Position der Notwendigkeit auch von Selbstveränderung. Ein Konfliktpunkt war die Frage der Schuld. Läuft die Frage nach der Beteiligung der Frauen an ihrer Unterdrückung nicht Gefahr, ihnen die Verantwortung zuzuschieben für gesellschaftliche Verhältnisse, an denen sie ohnedies schon schwer genug tragen? Der solcherart auftretende Vorwurf ist ein moralischer und er bezichtigt mich moralischer Verurteilung. Aber auch die Worte Opfer und Täter bewegen sich schon zwischen Recht und Moral.¹

Ebenso wie die Kontroverse um das Opfer-Täter-Theorem geraten Fragen um die Vergesellschaftung der Frauen unter Hochspannung, fragt man nach der Rolle der Moral in ihrer Sozialisation. Von daher lasse ich mir den Gegenstand dieses Beitrags diktieren als Frage nach dem Verhältnis von Frauen und Moral.

Erste Annäherung an den Gegenstand

Was sind eigentlich Frauen als moralische Wesen? Die Frage erweist sich so gleich als zu komplex. Zunächst muß ich einen Schritt zurücktreten und das Problem vereinfachen: Was sind überhaupt Frauen?

Günstig für diese Art von sehr allgemeinen und grundlegenden Fragen ist ein Blick ins Lexikon oder am besten in mehrere. Hier erfährt man nicht nur das, was man ohnehin schon wußte oder ahnte, sondern auch einige erstaunliche Zusätze, die die herrschende Auffassung recht umstandslos dokumentieren, in der wir uns zumeist bewegen wie in festgefühten Tatsachen und sie dergestalt in dieser schriftlichen Fassung auch wieder entselbstverständlichen.

Unter allen Aussagen fand ich die folgende aus einem älteren Wörterbuch von 1818 (Conversationslexikon) am erstaunlichsten:

»Die Frauen sind die Repräsentantinnen der Liebe wie die Männer des Rechts im allgemeinsten Sinne. Liebe spiegelt sich in Form und Wesen der Frauen und Entweihung ist ihre Schande. Das öffentliche und häusliche Verhältnis des Frauenstandes gab von je und gibt noch den richtigen Maßstab echter Kultur im Staate, in der Familie, im einzelnen Menschen.« (Gerhard 1981, 138)

* Vortrag, gehalten auf der 4. Westberliner Volksuni, Pfingsten 1983

Auch dieses Zitat ist eine Mischung aus Gewußtem und Merkwürdigem. Der Zusammenbau von Frau und Liebe ist uns geläufig und stimmt überein mit ihrer gesellschaftlichen Stellung — sie ist Hüterin des Hauses, Ehefrau und Mutter, heute nennen wir das: sie leistet Beziehungsarbeit. Aber was genau hat der Staat damit zu tun und wieso ist es eine Parallele zum Recht und in welcher Weise verkörpern dieses die Männer?

Die Auskunft spricht in Rätseln und zugleich in Gewißheiten. Spricht sie überhaupt zu Moral?

Was ist eigentlich Moral?

Spontan beziehe ich die Frage nach der Moral auf mich als Frau und ebenso flüchtig empfinde ich Moral, insbesondere dort, wo sie fehlt, als etwas, das irgendwie mit Sexualität zu tun hat. *Wenn ich zum Beispiel unmoralisch bin oder handle, den Pfad der Tugend verlasse, vom rechten Weg abkomme, in schlechte Gesellschaft gerate, nicht anständig bin; gar, indem ich meine Unschuld zu früh verlor, zum gefallenem Mädchen wurde; mein Lebenswandel einen Makel bekam; ich betrog, ich vielleicht sogar in die Schande geriet, nichts mehr wert war, da ich mich an jeden verschenkte und also ehrlos wurde; der Verführung erlag und also ins Verderben geriet ...*

Das Feld der Moral ist, soweit ich es von meinem weiblichen Standort überblicke, zunächst eigentümlich bestellt mit aufgeladenen Worten, die schillern zwischen Ökonomie und Liebe, Recht und Liebe.

Der Wert, das Geschenk, das Verschenkte, die Schuld, der rechte Pfad, der Makel, die Ehre.

So »neutral« gesprochen mobilisieren die Worte in meinem Kopf ganze Buchreihen über Wertlehre, das Geschenk in der Völkerkunde, Schuldhaft und Strafe usw. Und doch verrücken diese Bedeutungen, verblassen und bekommen eine sexuelle Tönung, wenn ich jeweils das Wort *Frau* oder das Adjektiv *weiblich* dazu geselle: *das wertlose Mädchen*, umgekehrt *das makellose, unschuldige, tugendhafte; die ehrlose Frau, Frauenehre.*

Ein zusätzlicher Blick in unseren Sprichwörterschatz bezeugt ebenso wie eine Zitatensammlung aus der schönen Literatur, was zum nicht reflektierten Wissen gehört: Die Moral der Frauen steckt in ihrer Natur, in ihren Körpern bzw. im Verhältnis, das sie zu ihm haben. Eine moralische Frau erkennt man daran, wie sie ihren Körper lebt.

Ich gebe zur Veranschaulichung einige Proben aus unserem kulturellen Erbe (aus Lipperheide 1976; Röhrich 1973):

Zunächst die Bibel: »Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Halsband.« (Sprüche Salomon)

Gottfried von Straßburg (1210): »Von allen Dingen auf dieser Welt, die je der Sonne Licht erhellt, ist keins so selig wie das Weib, die stets ihr Leben und ihren Leib und ihre Sitten dem Maß ergibt, sich selber ehret und sich liebt.«

Walther von der Vogelweide (1170-1230): »Ein Weib, das Tugend liebt, ja, das muß man begehren sehr. Ein Weib wird in sich selber wert, wenn der Besten einer sie begehrt.«

Abraham a santa Clara (17. Jh.): »Ein schönes Weib ohne Tugend gleicht einem goldnen Becher, in dem ein schlechter Landwein blinkt.«

Friedrich von Schiller: »Groß ist's der Tugend nachzustreben. Das Weib dient ihr im stillen Leben und in der Liebe sanftem Schoß.«

Johann Gottfried von Herder: »Ein schönes Weib ohne Unschuld und Tugend ist ein Giftbaum voller Blätter, auf dem man vergebens auf Blüten und Frucht hofft.«

Johann Wolfgang von Goethe: »Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab ist, dann geht es auch blindlings und rücksichtslos auf dem bösen fort ... bei ihr wirkt dann die bloße Natur.«

Friedrich Ludwig Jahn (Deutsches Volkstum, 1810): »Für das gesunkene, gefallene, entadeltete Weib ist selten Rettung.«

Die literarischen Splitter und sprichwörtlichen Redensarten bestätigten meine spontanen Empfindungen über weibliche Moral in geradezu ärgerlicher Weise. Beunruhigend bleibt allerdings, warum unter solchen Umständen die stützenden Kategorien im Feld der Moral diesen eigentümlichen Zwitterklang von Recht, Ökonomie und Sexualität zugleich haben. Diese Disharmonie legt den Verdacht nahe, daß ich nicht genug über die Moral weiß, wenn ich die Bedeutung weiblicher Moral versuche zu entschlüsseln. Und von daher bleibt als Zweifel, ob ich wirklich weiß, was weibliche Moral ist, wenn ich nicht weiß, was Moral im allgemeinen ist und bedeutet. — Die offenen Fragen lassen mich einen zweiten Zugang zum Problem der Moral versuchen. Ich stelle mir jetzt die Frage nach der moralischen Vergesellschaftung von Frauen historisch und studiere ganz allgemein die Geschichte der Moral. Für dieses Unterfangen muß ich vollständig emigrieren, aus meinem Körper heraustreten und staunend zur Kenntnis nehmen: die Geschichte von Moral und Sitte und von moralischen Urteilen, wie sie in philosophischer Tradition vorliegt, hat mit meinen bisherigen Annahmen und Ausführungen zur weiblichen Moral überhaupt nichts zu tun.

Thesen zur Moralphilosophie

Um die vollständige Unverbundenheit allgemeiner moralphilosophischer Annahmen mit unserer bisherigen Kenntnis weiblicher Moral zu belegen, skizziere ich einige Auffassungen aus der Geschichte der Sittenlehre. Der komische bis absurde Effekt, den eine Aneinanderreihung ideengeschichtlich gewonnener Aussagen hat, ist hier ein Beiprodukt. Daß sich die einzelnen Bestimmungen wie willkürliche Setzungen einiger Denker anhören, entstammt einer Betrachtungsweise, die die gesellschaftlichen Bedingungen und menschlichen Praxen, auf die sich die Denkweisen beziehen, nicht mitnennt. Für unsere Zwecke kann jedoch die bloße Nennung der Verknüpfungen mit Moral ausreichen.

Im historischen Überblick kann man festhalten, daß Moral etwas mit »Theorie« zu tun hat, mit »Vollkommenheit«, mit »Sympathie«, mit »Fortschritt«, mit »Menschenwürde«. Mit einiger Mühe können wir entziffern, daß alle Versuche, Moral zu fassen, sich um einen Zusammenhang von Individuum, Recht und Staat bzw. Politik und Ökonomie bemühen. Moral soll die Ordnung der Gesellschaft garantieren, die Handlungen im Großen regulieren und dies besonders in den Bereichen, die vom Gesetz nicht erfaßt sind.

Moral (scientia moralis) hat etwa für Michael Scotus vier Teile: wie man den Staat regieren soll, wie der Mensch mit seinen Mitbürgern und mit seiner Familie umzugehen hat und wie er sein eigenes Leben ordnet.

Mit welchen Werten im Laufe der Geschichte die Moral verknüpft wird, das hängt davon ab, welche Vorstellungen die einzelnen vom Menschen hatten (ich untersuche hier nicht, wie diese Vorstellungen wiederum vom Stand der gesellschaftlichen Kämpfe bestimmt sind). Ist der Mensch ehrsüchtig, habsüchtig, herrschsüchtig (wie etwa bei Kant), so ist er nicht seiner Natur nach moralisch, sondern gelangt erst durch die Übernahme des Sittengesetzes in die Freiheit. Er folgt nicht seiner Natur, sondern seinem Willen.

Solche Philosophie der Freiheit wird zur Philosophie des Staates, weil er die Bedingung ist, daß Gewalt sich nicht durchsetzt. Der Mensch muß zur Moralität erzogen werden. Fichte schreibt 1798 eine Erziehungslehre für Moral, und Hegel wendet Kant, indem er die Subjektivität vollends zur Staatstugend macht:

»Das Sittliche, insofern es sich an dem individuellen durch die Natur bestimmten Charakter als solchem reflektiert, ist die Tugend, die, insofern sie nichts zeigt als die einfache Angemessenheit des Individuums an die Pflichten der Verhältnisse, denen es angehört, Rechtschaffenheit ist.« (Hegel 1970, 298).

Und Spencer schließlich formuliert:

»Daher wird Freude eine jede Handlung begleiten, für die eine gesellschaftliche Notwendigkeit besteht.«

Moral bezieht sich auf das Gute, auf das Soziale, weil der Mensch (so etwa Durkheim) nicht allein leben kann. Ein moralisches Gefühl ist das Gefühl der Achtung vor dem Sittengesetz, so kann man in Metzkes Handlexikon der Philosophie nachlesen.

In meinem Kopf tönen eherne Klänge von Recht und Staat, Politik und Ökonomie, Freiheit und Wille, Disziplin und Ordnung, Achtung und Gutem — wie kam ich eigentlich dazu, Moral überhaupt mit Körper und Sexualität zusammenzudenken? Tugend in die Nähe von Keuschheit zu bringen und Anstand zu Geschlechtlichkeit? Was brachte mich darauf, das Verhältnis von Frauen zu ihren Körpern und darin das Verhältnis, das sie zu Männern haben, im Bedeutungsfeld der Moral zu denken? Schließlich kann man in jeder Geschichte der Moral studieren, daß sie etwas mit Wissen und Vernunft, mit Recht und Freiheit, mit dem Kampf aller gegen alle zu tun hat. Auch ahnten wir dieses schon, auch als Frauen. Hilfesuchend wende ich mich noch einmal an den Großen Brockhaus, suche den Begriff *Anstand* heraus und denke, daß doch wenigstens in solcher Allgemeinheit auch enthalten und formuliert sein muß, was z.B. eine anständige Frau ausmacht.

»*Anstand*. ... das von einer Gesellschaft verlangte Verhalten, dessen Befolgung die Zustimmung und dessen Nicht-Beachtung (Unanstand) Spott, Lachen oder stärkere Formen der Mißbilligung (z.B. Boykott) nach sich ziehen. Der Anstand wird gewöhnlich von einer Gesellschaft im Sinne der Wahrung eines Niveaus mehr oder minder ausdrücklich gefordert. Daneben können in bestimmten Ständen, Klassen und Berufskreisen Sonderanstandsregeln beobachtet werden. In der Regel richtet sich der Anstand nach den in gesitteten Schichten vorherrschenden Verhaltensmaßregeln, welche die Maßstäbe für die 'Wohlanständigkeit' abgeben und in bestimmten Faustregeln zusammengefaßt sind (z.B. Knigge). Dabei können von Land zu Land große Unterschiede und Gegensätze festgestellt werden. Im Unterschied zum Anstand kann der Takt als die individuelle Variation des Anstands, die Etikette als das äußere Merkmal des Anstands umschrieben werden.« (Brockhaus 1960, 1, 559)

Ich habe gelernt: der Anstand richtet sich mit seinen Variationen Takt und Etikette nach der Sitte. Das ist ein in sich zurückkehrendes Verweissystem, denn wonach richtet sich die Sitte? Immerhin erfahren wir, daß es die herrschende Sitte ist, die den Anstand bestimmt und nebenher noch — eher unfreiwillig —, daß es die herrschenden Schichten sind, die das Verhaltensrepertoire bestimmen und es als gesamtgesellschaftlich ausgeben. Wir finden also eine vulgarierte, stark vereinfachte und vereindeutigte Gestalt jener Bemühungen aus der Geschichte der Moralphilosophie. Und abermals finden wir keinen Anhaltspunkt für die spontanen Vorstellungen, Moral habe etwas mit weiblicher Keuschheit, Sitte mit weiblicher Sittsamkeit zu tun.

Aber die einzelnen Worte sind ja niemals ganz eindeutig, vielleicht suchte ich ein weiteres Mal unter dem falschen Stichwort, vielleicht hätte ich *Anständigkeit* nachlesen müssen. Ich hole dies nach:

»Anständigkeit. ... eine erst in jüngster Zeit zu begrifflicher Formung gelangte Tugend der einfachen 'Sittlichkeit'. Unabhängig von weltanschaulichen Begründungen geht sie aus 'menschlichen' Antrieben hervor. Mit 'Ritterlichkeit', 'sportlicher Fairness' und der 'honnêteté' der Franzosen verwandt, zeigt sich Anständigkeit namentlich gegenüber Kameraden, aber auch Untergebenen, etwa in schlicht und schweigend zu deren Gunsten geleistetem Verzicht auf Vorteile oder gar in unter Selbstgefährdung vollzogenem Einsatz für sie.« — Der Brockhaus zitiert hier aus: Bollnow, *Einfache Sittlichkeit*, 2. Aufl., 1962.

Schon wieder werden wir anderswohin kritisch verwiesen. Es ist wie in einem Geländespiel, in dem Botschaften versteckt werden und die gefundenen Schnipsel jeweils auf andere Orte verweisen. Der Wortkontext im Text zu Anständigkeit — Ritterlichkeit, Kameraden, Selbstgefährdung, Einsatz — verweist auf die Zeit der Erstauflage des Bollnowschen Werkes als die des Faschismus. Immerhin erfahren wir noch ein Zusätzliches: Dieser Wert der Anständigkeit ist ganz gewiß einer, der nur für Männer gilt. Dies aber nicht, wie zuvor bei den Frauen vorgeführt, indem er in unmittelbarer Weise auf den Körper zielt, sondern indem gewissermaßen abstrahierend über ihn gesprochen wird, ein ungenanntes Etwas, das höherer Zwecke wegen geopfert werden mußte.

Theorien moralischer Entwicklung

In den schriftlich niedergelegten allgemeinen Prinzipien der Moral und Sittlichkeit kann ich keine Bestätigung für meine Vermutungen über die weibliche Moral finden. Aber Moral ist schließlich nicht nur ein Gegenstand der philosophischen Erörterung, sondern auch einer der Erziehung. Spätestens hier müssen ja wohl die Leitlinien zur Erziehung weiblicher Moralität fixiert sein. Ich mache also einen weiteren Versuch, mich dem Problem anzunähern, indem ich Theorien moralischer Erziehung studiere: Durkheim, Piaget, Kohlberg — die Väter und ihre Söhne.

Bei Durkheim ist das ganz einfach: Die Verstaatlichung der Erziehung schafft einen Bedarf an handlungsleitenden Werten. Damit wird die Vermittlung von Moral zur Schulaufgabe. Die Schule wird zuständig für den »Geist der Disziplin«, »die Autonomie des Willens« und den »Anschluß an die sozialen Gruppen« bis hin zur Vaterlandsliebe. In diesen Ausrichtungen kann ich unschwer Gedanken und Kategorien aus der Geschichte der Moralphilosophie

erkennen; jedoch schon wieder ist keine Rede vom Körper oder gar von Sexualität.

Bei Piaget muß Aufklärung zu finden sein. Denn er schreibt über die Herausbildung moralischer Urteile beim Kinde. Dabei studiert er ihre Spiele und untersucht ihre Begründungen bei Entscheidungen in Konfliktfällen. Er arbeitet empirisch und leitet nicht einfach aus obersten Ideen das Sein-Sollende ab. Er findet zwei Quellen der Moral: die Fremdbestimmung oder Heteronomie — dabei werden die Regeln von außen autoritär gesetzt und übernommen, um im Anschluß buchstäblich befolgt zu werden, statt dem Geist nach. Solche fremdbestimmt übernommenen Regeln sind in ihrer Wirkung entsprechend schwach. In ihrer Praxis spielen die Kinder häufig nach völlig anderen Regeln, als sie sie ihrem Bewußtsein nach für richtig halten. Die zweite Quelle der Moral ist die Selbstbestimmung oder Autonomie. Hier entstehen die Regeln aus der Zusammenarbeit der Gleichaltrigen. Sie erfahren sich als kleine Gesetzgeber und entwickeln eine wahre Lust am Regeln-Machen und -Verändern. Dies können wir als die Geburt der Demokratie verstehen. Die Entwicklung von der Fremdbestimmung zur Selbstbestimmung begleitet die Geschichte der Völker wie die der Kinder und prägt ihr Rechtsempfinden, welches vom Gedanken der Vergeltung zu dem der Wiedergutmachung fortschreitet. — Warum kam jetzt Piaget aus dem Studium der kindlichen Spiele wiederum nur zu den Regeln und Prinzipien, die den Staat und die Produktion regeln und nicht zu der Körpermoral der Frauen? — Die Antwort auf diese Frage ist so einfach wie aufschlußreich: er untersuchte nur Knabenspiele. Ein Seitenblick auf die Spiele der Mädchen entmutigte ihn, denn sie kannten keine Begeisterung für Regeln, Gesetze und ihre Vielfalt, für Möglichkeiten von Regelkodierung und -veränderung. Höchst einfallslos hopsen sie mit einfachsten unveränderten Grundregeln Jahrhunderte durch die gleichen mit Kreide auf Stein gezogenen Felder und scheinen ihre Leidenschaft darin zu erschöpfen, ein Steinchen auf einem Fuß zu balancieren.

Die Moral der Geschlechter

Die Frauen sind die Repräsentantinnen der Liebe, wie die Männer des Rechts im Staat. Wir waren ausgezogen, um den Sinn dieses Satzes zu entschlüsseln und haben jetzt eine Ahnung davon, daß der Satz wörtlich zu nehmen ist. Daß es also einen Zusammenhang gibt von Recht und Gerechtigkeit und männlicher Moral. Versuchsweise beziehe ich die eingangs weiblich interpretierten Werte auf Männer: *Ein Mann, der vom rechten Wege abkommt, hat vielleicht eine Unterschrift auf einem Scheck gefälscht; seine Tugenden — er hat deren mehrere — beziehen sich z.B. auf seine Rechtschaffenheit, Tüchtigkeit, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, seinen Mut; und ist er umgekehrt dem Laster verfallen, so trinkt er vermutlich, spielt und kann seine Geschäfte nicht mehr führen. Wenn er nichts wert ist, vergeudet er wohl, was er hat; vielleicht vergeht er sich gegen das Eigentum, indem er betrügt und stiehlt. Sein Verderben sind seine Schulden, ist sein Bankrott. Seine Ehrlosigkeit bezieht sich ebenso eindeutig auf Geld und Gut usw. usf. — Moral, so sagt Heine, ist Zahlungsfähigkeit.*

Die Moral der Männer bezieht sich also weitgehend auf ihre Geschäftsfähig-

keit. Ich bin ebenso erstaunt über die Selbstverständlichkeit, mit der mir die geschlechtsspezifische Beziehung der moralischen Werte geläufig ist und zugleich nicht gewußt, wie über das Ergebnis: daß es nämlich nicht zwei Moralsysteme gibt, eines für Männer und eines für Frauen, wie wir leicht anzunehmen bereit sind, sondern daß die Moral selber zweigeschlechtlich ist wie der Mensch.

Mit neuer Aufmerksamkeit lese ich die uns früher stark bewegenden Sätze wie z.B.: *Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld.* Dabei stelle ich fest, daß schon solche Sätze von uns geschlechtsspezifisch gehört und verstanden wurden und werden. Zunächst hören wir es wohl allgemein und empfinden, daß es um Großes geht, um erhabene Gefühle, um Tragödien und Seelenqualen. Sowie wir aber Frauen praktisch verwickelt denken, eine Situation also suchen, in der ihnen das Leben gering scheint — oder scheinen sollte — angesichts der Schuld, die sie auf sich luden, so denken wir vielleicht an Maria Magdalena (bei Hebbel), an eine Tragödie, weil ein Kind unterwegs ist, etwas zwischen Mann und Frau geschah. Männer dagegen werden hauptsächlich, wenn nicht am Geschäft und bei der Bank, dann an nichts Geringerem als am Vaterland oder am Rechtssystem schuldig.

Der Abfallbeseitigungsexperte Partingaux z.B. hatte sich seit seiner Festnahme Ende März 1983 hartnäckig geweigert, die Lagerstelle der Giftfässer preiszugeben, weil er ein »ehrenwerter« Mann sei, der sein Schweigeversprechen nicht brechen werde. Für dieses Versprechen soll er 333.000 DM bekommen haben.

Es gelten also nicht für jedes Geschlecht von vornherein andere Werte, wie wir bislang annahmen — so Fürsorglichkeit nur für Frauen; Tapferkeit nur für Männer oder Ähnliches —, sondern die gleichen Werte bedeuten je nach Geschlecht Verschiedenes, beziehen sich auf andere Praxen, verlangen ein anderes Verhalten. Moral ruft so beide Geschlechter zur Ordnung — sie verstehen es, jedes an an seiner Statt.

In dieser Weise ist die Moral selber ein extremer Scheider der Geschlechter. Männlich verstanden kreist sie um das Eigentum und weiblich um den Körper. So daß selbst eine scheinbar so eindeutige Redensart wie *jemandem die Unschuld nehmen* noch für Männer bedeutet, daß sie in die Geschäftsgeheimnisse eingeweiht, für die Frauen, daß sie in geschlechtliche Praxen eingeführt werden.

Was können wir mit diesem Ergebnis der Zweigeschlechtlichkeit der Moral anfangen?

Moral und Gesellschaft

Zur weiteren Bearbeitung treten wir wieder einen Schritt zurück zur allgemeinen Moralgestalt und fragen uns: wozu braucht es überhaupt Moral?

Aus der Skizze zur Moralphilosophie erinnern wir, daß Moral ein Scharnier bildet zwischen Individuum und Gesellschaft. Sie soll dazu dienen, daß der Zusammenhalt von Gesellschaft geleistet wird — dies als bewußte Tat der einzelnen Individuen, wenn sie ihrer Natur nach gegeneinander stehen.

Betrachten wir (wie in diesem Zusammenhang u.a. das Projekt Ideologietheorie 1979, 1980) die Natur der Menschen selber als ein soziales Produkt, ein Resultat der besonderen Verhältnisse, in denen sie ihr Leben produzieren,

so können wir — sehr knapp und thesenhaft — formulieren: in Gesellschaften, in denen Interessengegensätze herrschen, leistet Moral das Gemeinschaftliche als innere Zustimmung der Einzelnen zum Gesellschaftsganzen. Da die Interessen der Einzelnen gegeneinanderstehen, müssen sie beim Verfolg des Gemeinschaftlichen von ihnen absehen. Garant solchen Verhaltens ist der Staat über den Klassen mit den ideologischen Mächten wie Schule, Rechtssystem usw. In den verschiedenen gesellschaftlichen Praxen eignen sich die Mitglieder der Gesellschaft ein solches ideologisches Verhalten an, das die Zustimmung zum Gesellschaftsganzen gewährleistet. Freilich wäre die bloße Absehung von den Interessen kein sicherer Boden, auf dem Moral gedeihen könnte. Ihr erfolgreiches Leben verdankt sie dem gleichzeitigen Umstand, daß Moral, daß ideologische Werte auch die Hoffnung auf ein Gemeinsames oder auch die Erinnerung an ein ursprünglich Gemeinsames aussprechen. Gut sein zu wollen und an das Gute zu glauben, das sind ja nicht nur Inszenierungen für einige Wenige, die noch nicht gemerkt haben, daß bitterer Konkurrenzkampf herrscht und daß der Verfolg des Guten als individuelle Strategie gleichbedeutend ist mit einer Art von unmündiger Torheit — es ist zugleich eine Sehnsucht aller. Für die Reproduktion der Gesellschaft bedeutet das, daß mit Hilfe moralischer Erziehung Zustimmung produziert wird zu einer Gesellschaftsordnung, in der die gemeinschaftliche Regelung der Produktion des Lebens fortgerückt ist in den Himmel von abstrakten Werten. Von dort kehrt sie als Tugend der Individuen zurück, als innere Haltung, die die allgemeine Inkompetenz für die gemeinschaftliche Regelung des Lebens verklärt. Ein solches Verhalten nennen wir ideologische Subjektion — Subjektwerden als Unterwerfung.

Inzwischen erkennen wir, daß es bei diesen Auffassungen des Projekts Ideologie-Theorie wiederum um die männliche ideologische Subjektion geht, konkreter: um jenen Raum jenseits des Rechts, in dem die Verhaltensweisen der Geschäftsträger in Klassengesellschaften geregelt werden. Aber aus dem Jenseits der Verhimmelung kehren die Vergesellschaftungskompetenzen nicht nur wertförmig, sondern auch zweigeschlechtlich zurück. Unsere erste Annäherung an diesen Umstand ist der Gedanke, daß Frauen in anderer Weise ideologisch unterworfen sind als Männer. Das scheint leicht sichtbar an den anderen Werten, die sich gewissermaßen als Subsysteme in der Moralordnung entfalten: wie Mütterlichkeit, Fürsorglichkeit, Wärme, Weichheit, Freundlichkeit usw. Innerhalb der Frauenbewegung wurde daraus der Schluß gezogen, Frauen lebten in gewisser Weise humaner (vgl. auch Gorz 1980); für ihre Werte bedürfe es wesentlich noch gesamtgesellschaftlicher Geltung. Eine Feminisierung der Gesellschaft könne Krieg, Rüstung, Fragen der Ökologie und vieles andere mehr friedlich aus der Welt schaffen. Ohne zu untersuchen, welche Inkompetenzen durch solche »weiblichen Werte« erträglich gemacht werden, wird hier zudem unversehens unterstellt, es handle sich bei solchen Werten um Charakter- und Wesensmerkmale des Weiblichen, nicht um gesellschaftliche Anforderungen.

Neuerlich erregen eine Autorin und ein Buch, propagiert durch *Psychologie heute*, Aufsehen: Carol Gilligan, *In a Different Voice* (vgl. *Psychologie heute*, 10/82). In der Tradition von Piaget und Kohlberg (als seine Kollegin) arbei-

tend, stellt sie in den Seminaren zur moralischen Erziehung fest, daß Mädchen sich weniger für die Diskussionen um Gerechtigkeitsprinzipien interessieren und ihre Konflikte anders lösen. Sie zieht daraus den Schluß, daß es eine ganz andere weibliche Moral gebe, die deswegen den männlichen Gerechtigkeitsprinzipien und deren Einzelkämpfertum vorzuziehen sei, weil sie an den Bedürfnissen anderer ausgerichtet sei, schon heute. Das Buch wurde in den USA ein Erfolg.

Ich befürchte, daß uns diese Annahme einer anderen, auf gesamtgesellschaftlichem Maßstab funktionierenden Moral und also zweier getrennter Moralsysteme in eine irriige Politik führt. Die Bejahung des einen Wertsystems verbleibt nicht nur überhaupt im Feld der Moral. Zugleich wird uns nahegelegt, die Frage der Moral und ihrer Konsequenzen im Wertfeld selber zu entscheiden und zu verändern, statt auf die Praxen zurückzukommen, die die Bedeutungen des Moralischen bestimmen.

Gerade bei der Frage der Frauenunterdrückung scheint mir dies ein fataler Irrtum zu sein. Wie wäre diese denn zu denken, wenn wir weibliche Werte so umstandslos bejahen? Vielleicht müssen wir dann auf die Märchenprinzipien zurückgreifen und annehmen, daß in der Gesellschaft das Böse gegen das Gute streitet und es sich unterwirft, einfach, weil es an der Macht ist? Und wie vor allem denken wir den Zusammenhang von männlicher und weiblicher Moral? Wie denken wir uns das Geschlechterverhältnis?

Moralische Vergesellschaftung

Für die zuletzt genannten Fragen wenden wir uns noch einmal dem Prozeß der Aneignung des herrschenden Wertsystems zu. Wir nehmen an, daß moralische Erziehung den Effekt der ideologischen Einordnung hat. Von daher müssen wir wohl davon ausgehen, daß die verschiedenen Geltungsbereiche und Bedeutungshaftigkeiten von Moral für die Knaben und die Mädchen auch in unterschiedlicher Weise eingeübt werden. Erste moralische Unterscheidungen sind ganz allgemein die in gut und böse. Die Vorstellungen von guten und schlechten Taten bestimmen u.a. unser Verhältnis zur Ordnung, unsere Einordnung.

In einem Seminar zur moralischen Vergesellschaftung an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg haben wir versucht, eigene Erinnerungen an unsere Einordnung aufzuarbeiten. Angesichts der vielfältigen Literatur zur moralischen Erziehung, die durchweg eine der Knaben ist, lasse ich an dieser Stelle die allgemeinen Ergebnisse zur Rolle der Angst, zu Schuldgefühlen, zum Ekel, zur wechselseitigen Unterstützung moralischer Werte usw. weg² und führe exemplarisch einige Aspekte weiblicher moralischer Vergesellschaftung vor. Ich stelle zwei Auszüge aus Kinderheimgeschichten vor. Beide wurden von Frauen/Mädchen geschrieben. Ihre Auswahl verdankt sich dabei aber dem Umstand, daß die einzige Kindergeschichte, die wir in diesem von beiden Geschlechtern besuchten Seminar von einem Mann erhielten, ebenso in einem Kinderheim spielte. Sie bildet den stillschweigenden Hintergrund, der die geschlechtsspezifische Bearbeitung der hier vorgelegten beiden Mädchengeschichten erlaubt.³

Im Kinderheim

Sie war neun Jahre alt und fuhr zum ersten Mal ohne Eltern fort, vier Wochen ins Kinderheim nach Spiekeroog. Es waren ungefähr vierzig Kinder, und sie kannte nur den Sohn vom Bäcker, der sowieso in einem anderen Zimmer schlafen mußte. Bei der Zimmeraufteilung war sie sehr aufgeregt. Irgendwie hatte sie Angst, daß sie allein übrigbleiben würde. Aber es gelang ihr, drei andere Mädchen zu finden, die sie ganz nett fand und die mit ihr in ein Zimmer wollten. Leider stellte sich am zweiten Tag heraus, daß ein Mädchen Bettnäserin war und nach Hause geschickt werden mußte. So waren sie nur noch drei. Sie wurden in kleine Gruppen geteilt, nach Schwimmerinnen und Nichtschwimmerinnen und durften nur mit ihrer Erzieherin ins Wasser, zweimal am Tag für zehn Minuten ...

Erst gab es ein Stück trockenen Kuchen und dazu Hagebuttentee, den sie nicht ausstehen konnte. Sie fragte eine von den Frauen, ob sie nicht Himbeersirup haben könne, aber die schimpfte mit ihr und sagte irgendwas wie »verzogene Göre«. Daraufhin schrieb sie ihren Eltern, daß es ganz blöd im Heim wäre und nur furchtbare Sachen zu essen und zu trinken gebe und ob sie ihr nicht ein Päckchen mit Himbeersirup schicken könnten — und sie sollten einen Brief zurückschicken, weil die Erzieherinnen immer die Karten lasen und mit den Kindern schimpften, die was Schlechtes geschrieben hatten. Nach vielen Tagen schrieben ihre Eltern zurück, sie solle sich Sirup von ihrem Taschengeld kaufen. Aber es war verboten, sich was zu essen oder zu trinken zu kaufen, weil einige Kinder zum Abnehmen da waren und weil es keine Extrawürste gebe. Einmal schlich sie sich doch aus dem Haus, um ihren Sirup im Milchladen zu kaufen und auch noch eine Tafel Marzipanschokolade, die sie so gerne aß. Aber der Sirup schmeckte gar nicht so gut, weil sie ihn immer heimlich auf dem Klo trinken mußte, um nicht erwischt zu werden. Sonst hätte sie den nächsten Ausflug — eine Schiffsfahrt um die Insel — nicht mitmachen dürfen und stattdessen in der Küche helfen müssen. Zwei Mädchen mußten schon zu Hause bleiben und sie wollte nicht zu denen gehören.

Die Kur

Ich war fünf Jahre alt. Also gerade noch Zeit genug, um mich vor Schulbeginn für sechs Wochen zu einer Abmagerungskur zu schicken. Mit mir sprach keiner über die Gründe der Verschickungsmaßnahme.

Viele Kinder waren im Heim. Alle mußten dicker werden. Zu den Mahlzeiten wurden sie mit Süßspeisen und Nachtisch vollgestopft. Ich natürlich nicht. Dabei hätte ich gerne auch mal einen Pudding oder ein Eis gehabt. Bei der dicken Griessuppe fiel mir der Verzicht leicht und die anderen Kinder beneideten mich um meine Sonderstellung. Nach der Mittagsmahlzeit mußten alle Dünnen Mittagsruhe halten — zwei Stunden. Nur ich nicht. Anfangs hatte ich es gut gefunden, nicht schlafen zu müssen, aber die zwei Stunden ohne Spielgefährten waren sehr lang. Manchmal ging ich dann zur Köchin und bekam ein Stück Schokolade — »aber nur eins«. Das zerrieb ich mir auf der Puppenreibe — so hatte ich länger was von der Süßigkeit. Langsam begriff ich, daß ich »dick« war und deswegen solche Sonderstellung einnehmen mußte. Auch die anderen Kinder begriffen es, und wenn ich weinte aus Heimweh und Einsamkeit, so riefen sie: »Tante Trudel, die Dicke weint mal wieder.« Die nahm mich auf den Schoß und tröstete mich. Auf den Spaziergängen durch die Heide, die in Zweierreihen gemacht wurden, wollte kein Kind mit »der Dicken« gehen. Also nahm mich die Erzieherin an die Hand. Die Erwachsenen traten mir alle sehr wohlwollend entgegen. So durfte ich ab und zu in dem Häuschen der Heimleiterin spielen oder sie erzählte mir dort ganz alleine schöne Geschichten. So hörte mein Weinen langsam auf. Und als ich wieder zu Hause war, bekam ich eine Tafel Schokolade zur Begrüßung, und auch mein Nuckeltuch gab mir meine Mutter zurück, das die Erzieherinnen mir schon vor der ersten Nacht weggeschlossen hatten.

Ich lege im folgenden einen knappen Versuch der Bearbeitung dieser beiden Geschichten vor. Ich konzentriere mich auf die drei Schwerpunkte: die Regeln im Heim, die Beziehung zu den anderen Personen, Gleichaltrigen und Erwachsenen, und schließlich die eigene Person. Während in der hier nicht vorgestellten Geschichte des Jungen wesentliche Elemente der Piagetschen Beobachtungen (wenn auch verschoben) bestätigt werden — so der Widerstand gegen die

Regeln, der als Autoritätskonflikt gelebt wird; das Verhalten in der Gruppe der Gleichaltrigen, das eine Art horizontaler Vergesellschaftung in Opposition zu den Erwachsenen darstellt; der Wunsch, selber Regeln zu geben; die Bedeutung in der eigenen Gruppe durch die Widerstandshaltung usw. — gibt es in den Mädchengeschichten typische andere Verknüpfungen.

1. Die eigene Person tritt stark um den Körper zentriert auf. Der Genuß, das Wohlleben spielen eine entscheidende Rolle. Ebenso sind Funktion und Aussehen des Körpers, seine Normalität wesentliche Orientierungspunkte.

2. Der Maßstab der Normalität ist zugleich individuell angemessen und bestimmt das soziale Aufgehobensein. Abweichungen sind Grund für Isolation; Funktion und Aussehen des Körpers bestimmen Gruppenbildungen und Trennungen. Da gibt es die Dicken und die Dünnen, die Schwimmer und die Nichtschwimmer, die Kranken und die Gesunden, die, die zu essen haben, und die, die keinen Nachtisch bekommen. Selbständiges und widerständiges Verändern der vorgegebenen Regeln führt, weil es ausschließlich am eigenen Wohlleben orientiert ist, in weitere Vereinzelung und Isolation, so, wenn man etwa Sirup und Marzipan auf dem Klo verzehrt.⁴

3. Die Regeln treten nicht als etwas ganz Äußerliches auf und nicht als ganz und gar unbegründet. In ihrer körperlichen Vermitteltheit scheinen sie den Einzelnen von vornherein angewachsen wie der Körper selbst, über den die Einordnung, die Sozialisierung erfolgt. Diese eigentümliche Verwachsenheit der Regeln mit dem natürlichen Leib verleiht ihnen zugleich etwas Schicksalhaftes, dem selbstverständlich zu folgen ist, wie den Charakter einer gesellschaftlichen Pflicht, für die man zur Verantwortung gezogen werden kann, an der man schuldig wird. »Ich begriff, daß ich dick war« und also einsam — können wir ergänzen. In diesem Zusammenhang wird Leid auch als etwas erfahren, dem Regeln abhelfen können.

Die Erwachsenen erhalten die eigentümliche Gestalt richterlicher Komplizen. Sie treten zugleich als Trostspender auf, als Wesen, die ausgleichend tätig sind, wie auch als Einordnende. Sie können zur sozialen Eingliederung verhelfen oder sie gar selber darstellen, indem sie Kindergruppen einteilen und die Maßstäbe dafür anbieten oder sich selbst für freundschaftliche Beziehungen zur Verfügung stellen. Es gibt zwar Regelverstoß, aber er führt nicht zur horizontalen Vergesellschaftung, sondern in größere Isolation (die gegessene Schokolade macht dicker, das Klo ist in seiner Einsamkeit konsequente Folge der widerständigen Absonderung).

Die Anordnung stellt eine eigenartige Polarisierung her: auf der einen Seite steht die soziale Gruppe, und die mögliche Einbindung in sie ist gebunden an ein Wohlergehen, das um den Körper und seine Normalität zentriert ist. Auf der anderen Seite steht das Wohlleben, der Genuß des gleichen Körpers. Beide Verhaltenspole sind über den Körper direkt vermittelt. — Wie könnten wir in einer solchen Anordnung selbst tätig werden? Welche Veränderungen sollten wir durchsetzen? Die Anordnung wirkt wie eine Falle. Warum sollten wir Regeln zu verändern streben, deren Befolgung den Einschluß in eine soziale Gruppe mit sich bringt? Und umgekehrt: warum sollten wir Regeln befolgen, die gegen das Wohlleben unserer Körper sich richten? In dieser Zwickmühle

wird man damit rechnen können, daß die eingeschlagenen Strategien der Veränderung im Rahmen dessen bleiben, was wir unter Normalität und den dazu gehörenden Regeln verstehen. Die Einzelnen werden vermutlich versuchen, den Raum des Genusses im gesteckten Rahmen zu erweitern.

Eine solche Ausgestaltung des gebotenen Rahmens erbringt eine gefügigere, einfachere Einordnung in die Regeln. Das soziale Zusammengehörigkeitsgefühl ist nicht Tat durch Widerstand, sondern erfolgt über den Gehorsam und dessen sichtbare Zeichen, die richtigen Maßstäbe, den angemessenen Genuß, das Mittelmaß.

Im Unterschied zu den Befunden und Aussagen von Piaget kann Selbsttätigkeit also kaum im eigenhändigen Erlaß von Regeln bestehen oder überhaupt in der Kodifizierung und Verfeinerung bestehender Regelsysteme. Was hätte es für einen Sinn, selbst Regelmacht auszuüben und z.B. die eigene kürzere oder dickere Gestalt zum neuen Maß auszurufen, solange man die eigene Abweichung als Schuld lebt? Folgerichtig finden wir schon in den Geschichten der kleinen Mädchen die Tendenz, den Genuß im gerade noch Erlaubten auszu dehnen — die Schokolade wird gerieben, man gönnt sich etwas. Auch wird — wieder anders als bei Piaget — die Welt der Erwachsenen nicht so sehr als äußerlicher Zwang mit nachfolgendem Widerstand wahrgenommen. Erwachsene sind vielmehr den gleichen Regeln unterworfen. Ihre soziale Hinwendung geschieht teilweise als eine Art Komplizenschaft. Unter Beibehaltung einer allgemeinen Anerkennung der maßstäblichen Regeln werden Abweichungen mit geheimer besonderer Zuwendung bedacht. Ein Stück Schokolade wird heimlich zugesteckt oder gar eine ganze Tafel, in traulicher Zweisamkeit werden Geschichten erzählt, man darf an der Hand der Erzieherin gehen. Die Abweichung schafft eine Art Solidaritätsnetz unterhalb der Regelordnung, die damit in ihrer Macht unangetastet bleibt und jederzeit auch die Solidarität zerstören und ihre Kraft entfalten kann. Im Grunde entsteht durch dieses Verhältnis eine unberechenbare Macht jener Personen, die solcherart soziale Hinwendung, Genuß ohne Einsamkeit geben können. Die eigene Macht, die in der körperlichen Ordnung mögliche Vergesellschaftung, ist die Züchtung des »richtigen Körpers«.

Sexualisierung der Körper

Wir kommen ein weiteres Mal zur besonderen Bedeutung, die der Körper für die moralische Vergesellschaftung der Frauen hat. Welchen Zusammenhang hat seine Einordnung in die Gesellschaft, die bei dem Körper ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel hat, mit der Unterdrückung der Frauen? Es ist eine Bewegung, die in sich zurückläuft. Für diese Kreisförmigkeit möchte ich den Begriff Körperzentrierung wählen. Er soll ausdrücken, daß bei einer solchen Vergesellschaftung sich alles um den Körper dreht, statt daß umgekehrt wir uns mit dem Körper in die Gesellschaft hineinbegeben.⁵ Dieses Feld von Frauenkörpern, Frauenunterdrückung und Befreiungspolitik haben wir im oben zitierten Band »Sexualisierung der Körper« (AS 90) zu bearbeiten versucht. Ich skizziere im folgenden einige dort ausgeführte und in unserem Kontext hier wichtige Thesen:

Nicht die Sexualität der Frauen wird unterdrückt, sondern Sexualität selber wird als Unterdrückung gelebt.

Nicht der Körper wird verboten oder abgetötet, sondern er ist selber Einsatz in dieser Unterordnung der Frauen.

Die Haltung des Körpers ist zugleich Haltung der Frauen zur Welt, ist Tätigkeit.

Dabei ist die selbstverständliche, die ungepflegte Haltung der allgemeinen Auffassung nach obszön oder gar tierisch. Die Pflege und die Kultur des Körpers gelten der Herstellung einer zweiten Natur.

Diese Verwandlung ist die Erreichung von Sittlichkeit.

Das Kulturelle ist nicht Selbstzweck, sondern eine Überformung der Triebe im Namen ihrer Vermenschlichung. Das gilt für beide Geschlechter. Jedoch geschieht dieser Umgang mit Natur für Frauen im Namen der Natur, als Züchtung wahrer Weiblichkeit, als Tugend und Formung. Die Pflege ist eine Gärtnerat.

Bei Männern muß Natur überwunden werden im Namen von Pflicht, Arbeit, Disziplin, Geist. Man duscht kalt. Die Natur wird unterdrückt. Der Wille herrscht über Spannung und Wildheit. Das Tier gehört in den Käfig.

Bei den Frauen wird es zur Blume.

Indem sich Frauen als Natur vergesellschaften, brauchen sie keine Zwangsherrschaft über Natur, wohl aber eine verinnerlichte Darbietung und kulturvolle Darstellung derselben. Die Einigkeit der Frauen mit der Natur ist die von Edelrosen, bei denen jederzeit die Gefahr besteht, daß wilde Schößlinge aus ihnen treiben.

Männer sind keine Rosen, sondern Gärtner.

Was bedeutet ein solch unterschiedliches Verhältnis zur eigenen Natur für die Beziehungen der Menschen untereinander und für die Beziehung der Geschlechter?

Gewöhnlich verhalten sich Frauen zueinander wie Natur zu Natur: anschauend als gepflegte Natur; manchmal wild und animalisch als ungepflegte Natur — so das herrschende Klischee, das mit dem tatsächlichen Verhalten zwar nicht identisch sein muß, aber auch nicht ganz unabhängig davon ist.

Das Geschlechterverhältnis ist bestimmt durch Überwindung/Unterwerfung, Zucht und Anbetung. Frauen werden Objekte, Sklavinnen, die Kompetenzen erlangen, wie Lust zu bereiten ist, statt eigenes Begehren zu entwickeln.

Sie akzeptieren ihre Unterordnung und bauen sie in ihre eigene Konstruktion ihrer Sozialkörper ein. Im sozialen Körper Frau ist also die besondere Körper-Natur-Beziehung ebenso eingeschlossen wie das Verhältnis der Frau zum Mann.

Voraussetzung für ein solches Verhältnis ist eine gewisse Schizophrenie der Frauen: man muß sich schon selbst auch Objekt sein, um zustimmen zu können, daß andere einen so denken, fühlen, erwarten.

Im großen Maßstab haben die Mitglieder unserer Gesellschaft keine Kompetenz der Planung und Regelung der Gesellschaft. Sie entwickeln in dieser allgemeinen Inkompetenz allerdings spezielle arbeitsteilige Kompetenzen, sich in soviel Entmündigung zu bewegen.

Frauen z.B. haben die Kompetenz, die Maßstäbe der Normalität ihrer Körper genau zu kennen und ebenso die Wege, sie zu erreichen (bestimmte Kleider, Farben, Muster, Frisuren, Kuren usw.). Hier entwickeln sie Schuldbewußtsein, wenn ihre Körper nicht so sind, wie sie sein sollten. Körperschuldbewußtsein gilt immer anderen Personen. Bei Frauen gilt es den Männern. Dabei würde ein solches Verhältnis schnell seine normative Kraft verlieren, gälte diese Körperschuld einem bestimmten Mann. Unter Umständen besteht er nicht auf umfassender Normalität, mag sogar Rundlichkeit, zu lange oder zu kurze Beine usw. Solche Kraftlosigkeit haben die Normalitätsansprüche, die Frauen an ihre Körper legen, nicht. Sie entwickeln sie also gegenüber dem männlichen Prinzip, Männern schlechthin.

Die erstrebte Normalität ist eine Aufgabe, die wertförmig auftritt. In ihr steckt zugleich der Wunsch nach gesellschaftlicher Integration. Man möchte sein wie alle.

Daß man überhaupt abweicht, Normalität nicht erreicht, verursacht dieses Schuldbewußtsein, das ein Nährboden ist für Herrschaft. Es wird gelebt als Vereinzelung, Isolation, Geheimnis, Einzelkämpfertum. Dieser harte Einzelkampf ist dabei nicht nur vergeblich in seiner zaghaften Wirkung, sondern auch im Ansatz widersprüchlich, denn er steht von vornherein gegen die Sehnsucht nach dem Kollektiv.

An dieser Stelle setzen Körperkollektive an, wie wir sie aus der Frauenbewegung kennen (z.B. »Ich stehe zu meinem Fett«). Spontan erfassen sie in dieser Körpnormalitätsaufgabe einen wesentlichen Punkt ideologischer Vergesellschaftung der Frauen. Sie arbeiten gegen Vereinzelung, gegen das Geheimnis, für das kollektive Nicht-Einhalten von Maßstäben. So fordern sie die Körperideologie heraus, stellen aber nicht die gesamte Existenz solcher Herrschaft in Frage, weil sie die Körperzentrierung in der Vergesellschaftung unangetastet lassen (ich komme darauf zurück).

Frauen werden biologisch erwachsen. Männer müssen erst noch etwas werden, wenn ihnen der Bart sprießt (man muß untersuchen, ob dies für alle Schichten gilt, auch für Arbeiterjungen?). Das körperliche Erwachsenwerden vereinzelt. Es bringt Brüche in die bisherigen Sozialbeziehungen, Geheimnisse, die man allein austrägt. Auch hier gibt es Widerstandspraxen in der Frauenbewegung: die Selbsterfahrungsgruppen.

Die Qualifikationen, die die Frauen in bezug auf ihre Körper haben, sind die Kenntnisse über die richtigen Umgangsweisen mit den Abweichungen. Darin steckt ein Widerspruch, eine Wertekollision. Der richtige Umgang mit den Abweichungen ist die Täuschung, die Verheimlichung der Sünde, daß man anders ist. So wird ein permanent schlechtes Gewissen erzeugt: man kann erappt werden beim Vertuschen, beim Täuschen oder dabei, daß man es nicht tat.

Der Körper ist wie die Erbsünde: uns aufgegeben und Aufgabe.

Dabei wird die Körperverantwortung gelebt als Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Das unterwirft die Frau dem Mann, so wie er dem Staat unterworfen ist.

Aber Regelaneignung bringt auch Genuß. Wie die murmelspielenden Kna-

ben bei Piaget offenbar das Demokratiespielen und Regeln-Kodifizieren mit Lust praktizieren, bringt auch den Mädchen die Beherrschung und Einübung von Regeln Spaß, der sie zu Sklavinnen macht. Ihr Selbstbewußtsein ist so verengt mit ihrem Objektsein.

Von daher kann man das Verhältnis der Geschlechter als eines von kultureller Natur zu kultivierten Dompteuren bezeichnen. Die Frauen sind Natur, wenn auch selbstgepflegte, sittliche. Die Männer beteiligen sich bei der Kultivierung der Frauennatur und zähmen ihre eigene.

Aber auch umgekehrt scheint die also sittlich veredelte Frauennatur einen unterstützenden Einfluß auf die Zähmung der Männernatur zu haben: ein sich wechselseitig bestätigendes System. Oder wie anders sollte man die sittigende Kraft der Frauen auf die rohe Männernatur verstehen, wie sie häufig besungen und bedichtet, z.B. auch von Goethe in angenehme Worte gekleidet wird:

»Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
so frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen
daß alles wohl sich ziemt, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.« (Tasso)

Was geschieht, wenn der Körper zum Einsatz von Vergesellschaftung wird? — Zum Beispiel werden Fehler der Gesellschaft als persönliche Gebrechen gelebt. Die Einzelnen werden psychisch zerrissen oder einfach körperlich krank. An dieser Stelle zeigt sich, daß die Frauen bei aller Kundigkeit über den Einsatz ihrer Körper, bei aller Körperzentrierung und Kompetenz im Zeigen und Verhüllen auch wieder nichts über ihre Körper wissen. Selbst ihre Körperkompetenz leben sie inkompetent, bewußtlos-wissend.

Das Körperwissen existiert arbeitsteilig bei Ärzten.

Auch hier greift die Frauenbewegung spontan an einem strategischen Punkt mit Gesundheitszentren in dieses Kompetenz/Inkompetenzverhältnis ein. Und wiederum wird nur in den Strukturen gekämpft, nicht gegen sie. Beibehalten wird die Verantwortung für den eigenen Körper (als ob wir sie wirklich hätten, wenn die Luft verschmutzt ist, die Nahrung vergiftet und die Erde atomverseucht).

Die individuelle Vergesellschaftung der Frauen fällt mit der Sexualisierung ihrer Personen zusammen. Damit ist ihre gesellschaftliche Unterdrückung immer auch eine sexuelle und eine, die sie als einzelne trifft, als Körper. Diese Vereinzelung hat den Effekt, daß der Zusammenhang zwischen den persönlichen Abweichungen vom Normalen und der gesellschaftlichen Unterwerfung, der »ideologischen Subjektion« unsichtbar ist.

Klasse und Krieg

In einem letzten Abschnitt möchte ich versuchen, einige vorläufige Thesen über den Herrschaftsnutzen einer funktionierenden zweigeschlechtlichen Moral zu formulieren. Eingangs fragten wir nach der Bedeutung einer Aussage,

die die Liebe mit den Frauen und das Recht mit den Männern zusammenbrachte. Genauer fragen wir jetzt nach der Bedeutung einer solchen Verknüpfung für die Reproduktion des Gesellschaftssystems.

Es fällt uns nicht schwer, Frauen mit Liebe zusammenzudenken, auch mit Körpern, und Männer mit Geschäft und Recht — im Gegenteil, es erhöht unser Selbstwertgefühl und bestätigt unsere weibliche Abneigung gegen Gesetzesdenken und Geschäftemachen. Auch gewöhnen wir uns schnell daran, die ideologische Subjektion wesentlich für Männer zu denken und lieben die Vorstellung, Frauen seien nicht so ideologisch unterworfen, unterdrückt zwar und ausgeschlossen aus vielen gesellschaftlichen Bereichen, jedoch eben darum auch heiler, weniger eingelassen in die dreckigen Geschäfte dieser Gesellschaft, wie Klassenkampf etwa und Krieg. Frauen — so denken wir — sind den Männern unterworfen und diese dem Staat. Die Herrschaftsbeziehungen sind vermittelt. Zwischen den Frauen und dem Staat stehen die Männer. In dieser Anordnung verwundert uns nicht, daß die Handbücher, die Geschichten philosophischer Lehrmeinungen usw. voll sind von Formulierungen, die die Sitte und den Anstand der Männer betreffen und wo von Frauen die Rede sein müßte, mal wieder gähnende Leere ist. Zur Bestätigung ergreife ich noch einmal den Großen Brockhaus, suche das Stichwort *Moral* und lese: sie betrifft die

»Gesamtheit oder Mindestausstattung an Verhaltens- und Einstellungsnormen, die unter dem Einfluß einer Kultur z.T. als deren Ethos in einer Gesellschaft über eine längere Zeit hinweg als verbindlich angesehen wird. Die Normen werden im Laufe einer Sozialisation verinnerlicht.«

Soweit verspüren wir keine Beunruhigung, der gleiche seltsam abgehobene Stil, den wir inzwischen entzifferten, wie bisher. Aber dann geht es plötzlich unvermittelt weiter:

»In den westlichen Demokratien wird die Moral zunehmend privatisiert, auf immer weniger Gebieten steht sie unter ausdrücklich staatlichem Schutz (z.B. Legalisierung abweichenden Verhaltens, des Rauschmittelkonsums, der Abtreibung, der Pornographie)«

und jetzt können wir leicht ergänzen *der Prostitution*. Zu unserer Überraschung findet der Staat uns Frauen und unsere Körper, wo wir, von den Körpern ausgehend, ihn nicht fanden. Im Rechtsgefüge, in das vornehmlich die Knaben hineinsozialisiert wurden und das gleichwohl als ein allgemeines sich behauptet, finden wir unverhofft einen Zusammenhang von Recht und Körper — im Zentrum sogar die Frauenkörper —, und wieder treten die solcherart verrechtlichten Moralnormen auf als seien sie allgemeine Sittengesetze. Aus diesem kleinen Befund, den man ohne große Anstrengung ergänzen könnte und der ein Ausgangspunkt für eine größere Forschung sein müßte, möchte ich an dieser Stelle einige vorläufige Thesen entwickeln:

Die zweigeschlechtliche Moral scheint einerseits je Geschlecht spezifisch zu gelten und andererseits Stärke und Unangreifbarkeit dadurch zu erhalten, daß sie beständig ihr Geschlecht wechseln kann. Daß ein jedes Geschlecht bzw. seine Bedeutung von Moral als allgemein behauptet werden kann, daß also beide Geschlechter als Getrennte in einer universellen Moral existieren, hat den Effekt, daß die Einzelnen Wertorientierungen und die dazu gehörigen Praxen für allgemein richtig und möglich halten können, obwohl sie selbst gerade sich anderen, vielleicht entgegengesetzten Werten unterwerfen.

Dieses Gemisch kann einerseits entlastend wirken — so kann auch eine Frau wenigstens Charakter haben, wenn sie schon einen häßlichen Körper ihr eigen nennt — andererseits aber auch explosiv reaktionär sein.

So spielen demagogische politische Reden häufig auf diesem Klavier schwankender Geltungsbereiche der von ihnen angerufenen Werte. Dabei gelingt ihnen die Errichtung eines Bauwerks mit soviel Inkonsistenzen und Brüchen, die deshalb überraschenderweise unbeachtet bleiben, weil die abwechselnde Anrufung der geschlechtsspezifisch arbeitsteiligen Wertorientierungen macht, daß die Hörer und Hörerinnen sich eben abwechselnd angesprochen fühlen und die jeweils anderen Passagen zur entspannenden Zustimmung nutzen. So bringt es Bundeskanzler Kohl in seinem Bericht zur Lage der Nation fertig, Freiheit und Selbstbestimmung, Friede und Verträge mit der DDR sowie das Streben nach einer Wiedervereinigung Deutschlands und eine Beendigung der Klassenkämpfe alles gleichzeitig und zudem als Willen eines jeden BRD- und DDR-Bürgers auszusprechen. Dabei ist die Wortwahl beim volltönenden Willen zur Einheit der Nation vertraut verständlich: alle Männer werden zur Zustimmung gerufen, würden wir jetzt sagen. Da geht es um *Kultur und Würde, Werk und Freiheit, Idee und Interessen*: »Wir wollen die Nation freier Bürger, die Klassengegensätze überwindet, widerstreitende Interessen versöhnt und Gemeinschaft stiftet im Bekenntnis zum geschichtlichen Erbe und zu den Werten und Tugenden, die allen Deutschen eigen und verpflichtend sind. In dem freiheitlichen Menschenbild des Grundgesetzes erkennen sich die Deutschen, alle Deutschen wieder.«

Bei den Aufgaben und dem Beklagen der fehlenden Normalität aber wechselt die Sprache. Zwar spricht Kohl hier nicht direkt von Körpern oder gar von Sexuellem, jedoch bewegen sich die Worte deutlich in den zu den Körperpraxen gehörigen und demgemäß eher weiblichen Bereichen. Da geht es um *engste Räume, gutnachbarliche Beziehungen, gegen das Gewaltsame, für Attraktivität und Bindung, für ungehinderten Verkehr, gegen Mauer und Stacheldraht, dagegen, daß Leben und Gesundheit aufs Spiel gesetzt werden, daß nicht geschwiegen werde, sondern Zusammengehörigkeitsgefühl geachtet werde. Die Teilung soll erträglicher und weniger gefährlich gemacht werden, mitmenschliche Verantwortung, ein »Zustand des Zusammenlebens in Deutschland, in dem das gewachsene Geflecht der Beziehungen sich verdichtet und weiter verfestigt.«*

Die konkreten Vorschläge an die DDR rasseln dann wieder von *Kraft und Stärke, Waffen und Wille, Interesse und Recht*. Man sieht, die Arbeitsteilung in der Moral bewährt sich als eine Art weiblicher Legitimierung männlich artikulierter Außenpolitik.

Ich möchte dieses Problem an einem weiteren Beispiel verdeutlichen: Wir haben im oben schon angeführten Seminar an der Hochschule für Wirtschaft und Politik auch Geschichten geschrieben zum Erfahrungsbereich *Arme Leute*. Ausgangspunkt war die Überlegung, daß Klassengegensätze ja nicht unmittelbar als solche gelebt werden, sondern ideologisch verarbeitet und umgedeutet als Unterschiede. Zum Beispiel haben Unternehmer und Arbeiter unterschiedliche Jobs und tragen unterschiedliche Verantwortungen. Es gibt Unter-

schiede in der Vermögensverteilung, es gibt also z.B. Arme und Reiche. — Wir wollten herausfinden, wie die Erklärungen für die sozialen Unterschiede als soziale Wahrnehmungen angeeignet und geformt werden, wie also das Ideologische in uns Raum einnimmt.

Zumindest für die Frauen aus diesem Seminar kann ich zusammenfassen, daß sie Armut körperlich aussprechen und als Element von Ordnung/Unordnung. Ich montiere Zitatstücke aus den einzelnen Geschichten:

Arme Leute sind in erster Linie ungewaschen, schmutzig, schlecht angezogen. Sie wissen auch gar nicht, wie man sich anzieht. Man muß sich vor ihnen ekeln. Bei ihnen ist nichts in Ordnung. Womöglich ist das Klo in der Küche, bestimmt aber der Schuhschrank — Schweißfüße —. Zudem haben sie zuviele Kinder — irgendwie kommt das von unregelmäßigen sexuellen Ausschweifungen —. Sie schlafen alle in einem Bett. Um sie ist ein Geheimnis. Sie sind verwahrlost. Sie haben Läuse, anderes Ungeziefer, Seuchen, sind überhaupt krank. Sie treten selten einzeln auf, sondern immer in Sippschaften, Horden, Massen. Sie sind schamlos und asozial.

Natürlich dachten wir nicht so über eine unterdrückte Klasse — schließlich begreifen wir uns alle irgendwie als links — aber wir empfanden solches und mehr über Arme. Ich denke, daß diese Empfindungen ein Nährboden, eine emotionale Basis sind für Rassismus und Antikommunismus — auch für Reaganische und CDU/CSU-Sozialpolitik.

Brecht verwies — etwa im *Guten Menschen von Szechuan* — auf die kommerzielle Basis der Liebe: *Moralisch sein kann nur, wer Geld hat. Geld macht sinnlich*. Das tugendhafte Leben erfordert die Zerteilung der Person in einen Geschäftsträger und einen Tugendträger.

Meine bisherigen Untersuchungen haben gezeigt, daß das Geschäft eine andere Bedeutung der Moral braucht als die Liebe. Die beiden Bedeutungen oder Moralpraxen stehen dabei nicht in einem Verhältnis des wechselseitigen Ausschließens oder der wechselseitigen Unterdrückung zueinander — wie wir bislang dachten, etwa Männer unterdrückten das Fürsorgliche in sich —, sondern in einem Verhältnis der Arbeitsteilung und wechselseitigen Unterstützung des Systems als Ganzem. Dabei bringt die Teilung und Trennung wie bei der Arbeitsteilung im Großen der Gesellschaft auch hier eine Unter- und Überordnung der Personen, die die verschiedenen Praxen leben, den unterschiedlichen Moralbedeutungen folgen, mit sich. Aber es sind Kreise, die ineinandergreifen, sich wechselseitig abstützen, zusammenhängen, nicht gute Wertorientierungen, die gegen schlechte stehen. Ich habe versucht, diesen Wirkungszusammenhang am Beispiel der Politik und am Beispiel der Klassen vorzuführen.

In diesem Zusammenhang scheint es mir nützlich, auch die Fragen von Militarismus und Krieg, Erziehung zur Wehrtüchtigkeit usw. neu zu durchdenken. Ein *anständiger Soldat* ist schließlich keineswegs das Gleiche, wie ein *anständiger Lohnarbeiter* oder ein *anständiger Geschäftsmann*. Kameradschaft hängt mit Körpern zusammen, ebenso wie Krieg mit Vaterlandsliebe zumindestens vereinbar ist. Bei der militärischen Erziehung spielt der Körper eine große Rolle. Seine Haltung — Bauch rein, Brust raus — ist zwar nicht sexy, ähnelt jedoch den Verhaltensanweisungen, die Frauen täglich auf sich beziehen. Und schließlich fanden wir auch männliche Tugenden, die nicht direkt rechtlich kodifiziert waren, wie Tapferkeit und Mut. Werden diese Tugenden, die den Kör-

per als überwundenen und gerade darum subjekthaften zeigen, legalisiert, so geschieht auch dies im Krieg: Feigheit und Mutlosigkeit kann als Fahnenflucht mit Erschießung geahndet werden. Es scheint, als ob im Krieg nicht die gewöhnlichen Tugenden der Männer aus ihrem geschäftlichen Alltag angerufen und gebraucht würden, sondern vielmehr als ob sich die Kriegsmoral aus beiden Bedeutungen gleichzeitig angerufen zusammensetzt: *sich opfern als Held* — das wäre die unheilvolle Kombination.

So kommen wir zu dem Schluß, daß nicht die männliche Bedeutung der Moral und ihre Ausrufung als allgemeines Sittengesetz die Macht des Staates ausmacht, sondern die schillernde Bedeutung, der mögliche Wechsel und die Kombination, die Zweigeschlechtlichkeit der Moral, die gleichzeitige Trennung bei gemeinschaftlicher Anrufung. Sie kann bewirken, daß wir Widersprüchliches für ebenso normal halten, wie, daß es Männer und Frauen gibt. Daß wir einen Austausch von Liebe gegen Geld für ebenso unmöglich wie möglich halten, sie vertraglich wollen und garantiert aus freien Stücken. Daß wir glauben, daß Männer bereit sind, wegen des Ruhmes zu sterben und uns selber für sie aufopfern wollen. Daß wir annehmen, daß sie aus höheren Prinzipien morden können, während wir selber das Leben schützen — auch dieser Gedanke ein Effekt zweigeschlechtlicher Moral.

Dieser Zusammenhang zwischen der Zweigeschlechtlichkeit der Moral, ihren Trennungen, Verknüpfungen, Kombinationen und den Fragen von Klassen, Politik und Krieg müßte dringend erforscht werden, wenn wir aus unseren Selbstfesselungen herauskommen wollen.

Erste Schritte

Der Eindruck, Herrschaft sei ein so fest geknotetes Netz, in dem wir gefangen seien, daß man gar nichts tun kann, ist derzeit so verbreitet, daß ich versuchen möchte, aus den hier vorgestellten Zusammenhängen einige Resultate zusammenfassend vorzutragen als Handlungsaufforderungen.

1. Die allgemeine Geschichte der Moral, der Moralphilosophie und Moralerziehung kommt ohne Frauen aus. Es gibt aber eine weibliche Bedeutung und dazugehörige Alltagspraxis von Moral. Ihre Existenz muß noch von der Stufe des Alltagswissens in wissenschaftlich begreifendes Wissen überführt werden. Ihre Aneignung muß studiert werden, die Leerstelle über die moralische Erziehung der Mädchen gefüllt werden.
2. Während die männliche Bedeutung von Moral weitgehend um Geschäft und Eigentum kreist, um den Geldbeutel zentriert ist, vergesellschaften sich Frauen über ihre Körper. Ihre Körperlichkeit stiftet zugleich ihre Identität wie ihre Unterordnung unter die Männer und ihre Vereinzelung. Notwendig ist es, gegen die Vereinzelung Kollektive zu bauen; gegen die Zentrierung um die Körper und die damit erfolgende Unterwerfung könnten wir versuchen, andere Ziele und Haltungen zu entwickeln, könnten wir uns in die Welt begeben.
3. Wenn die herrschende Moral ihre Stärke aus der Trennung und der willkürlichen Zusammenfügung ihrer geschlechtsspezifischen Bedeutungen bezieht, werden wir unsere Energie auf einen bewußten, für alle nützlichen

Zusammenbau lenken. Wir werden den Zusammenhang, der für eine gemeinschaftliche Lebenspraxis nötig ist, studieren und so Produktion und Genuß, Gesellschaftsveränderung und Liebe zusammenzubringen versuchen.

4. Wenn die herrschende Moral auf dem Schuldbewußtsein gedeiht, werden wir unsere Anstrengungen gegen das Schuldbewußtsein, welches Nährboden für Herrschaft ist, richten. Da das, was die einzelnen der Gemeinschaft der Menschen schulden, der bewußten geplanten Regelung der gemeinschaftlichen Produktion bei dem üblichen Schuldbewußtsein heute indienstgenommen ist für die Beibehaltung von Sonderinteressen, wäre es eine Strategie zu fragen, was wir uns als menschlicher Gemeinschaft und den kommenden Generationen wirklich schulden. Dies wäre die Veränderung und Vermenschlichung der Gesellschaftsstrukturen und die Verhinderung der Vernichtung der Erde.

Anmerkungen

- 1 Ich habe zwei (noch recht unbefriedigende) Versuche gemacht, die auf die in den Kritiken vorgenommene Abbildung des Problems der Reproduktion von Herrschaft in Begriffen von Moral und Recht zu replizieren. Abgedruckt in Argument-Studienheft (SH) 56, 34, und in Marxistische Blätter 3/83, 97ff.
- 2 Einige Ergebnisse und Lehren aus diesem Seminar wurden von einigen Studenten zusammenfassend wiedergegeben in dem Beitrag »Moraltheorie und Klassenerfahrung«, der voraussichtlich im Herbst '83 erscheinen wird, in: Forum Kritische Psychologie 13, Argument-Sonderband 106.
- 3 Die Geschichte des Knaben wird unter der Fragestellung Einordnung und Widerstand im angegebenen Aufsatz wiedergegeben und bearbeitet. — Zur Methode des Geschichtenschreibens und Bearbeitens vgl. den Teil über Erinnerungsarbeit, in: Haug 1983.
- 4 In jeder Diskussion um die hier vorgeführten Thesen wurde bislang irritiert darauf verwiesen, daß ja auch kleine dicke Knaben das Schicksal von Abweichenden ertragen müssen. Sicher ist die Geschichte der körperlichen Einordnung der Männer noch zu erforschen — jedoch kann man wohl schon festhalten, daß die dicken Knaben Möglichkeiten des Ausgleichs und der Kompensation haben (wie etwa im »Fliegenden Klassenzimmer« von Erich Kästner vorgeführt), die ihnen Eingliederung in eine Gruppe gewähren, während Mädchen in ihren Bemühungen auf dem gleichen Feld verharren — etwa Abmagerungskuren machen usw.
- 5 Der hier vorgeschlagene Begriff Körperzentrierung hat schon einige Kontroversen ausgelöst. Der Körper als Zentrum — das sei nicht notwendig kritikwürdig; auch sei die spezifisch andere männliche Vergesellschaftung mit dem gleichen Begriff benennbar. Ich habe das Verhältnis der Männer zu ihren Körpern nicht erforscht. Bei einer ersten Annäherung an das Problem aber scheint mir, als ob ihr Verhältnis zu ihren Körpern und ihre körperliche Vergesellschaftung weniger eine der Zentrierung als der Versuch einer Abstraktion bei gleichzeitiger Subjekthaftigkeit, nicht Objekthaftigkeit ist.

Literaturverzeichnis

- Bollnow, O.F., 1962: Einfache Sittlichkeit
 Brockhaus, 1960: Enzyklopädie in zwanzig Bänden, Wiesbaden
 Conversationslexicon, 1818/1819: Enzyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. AF Macklot, Stuttgart, zit. nach Ute Gerhard 1981
 Durkheim, E., 1925: L'éducation morale, Paris; deutsch: Erziehung, Moral und Gesellschaft Frauenredaktion (Hrsg.), 1983: Frauenpolitik. Opfer-Täter-Diskussion 2, Argument-Studienheft (SH) 56, Berlin/W.
 Gorz, A., 1980: Abschied vom Proletariat, Frankfurt/M.

- Gerhard, U., ²1981: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Mit Dokumenten, Frankfurt/M.
- Haug, F. (Hrsg.), ²1981: Frauenformen. Alltagsgeschichten und Entwurf einer Theorie weiblicher Sozialisation, Argument-Sonderband (AS) 45, Berlin/W.
- dies. (Hrsg.): ²1982: Frauen — Opfer oder Täter? Diskussion. SH 46, Berlin/W.
- dies. (Hrsg.), 1983: Sexualisierung der Körper. Frauenformen 2, AS 90, Berlin/W.
- Haug, W.F., 1979: Ideologie/Warenästhetik/Massenkultur, SH 33, Berlin/W.
- Hegel, F.W., 1970: Grundlinien der Philosophie des Rechts, in: Hegel Werke in 20 Bänden, Bd.7, Frankfurt/M.
- Historisches Wörterbuch der Philosophie, 1972, Basel
- Lipperheide, F.F.v., 1907: Spruchwörterbuch. Sammlung, Berlin, ⁸1976
- Marxistische Blätter 3/1983
- Metzke, 1949: Handlexikon der Philosophie, Heidelberg
- Piaget, J., ⁴1981: Das moralische Urteil beim Kinde, Frankfurt/M.
- Projekt Ideologie-Theorie, 1979: Theorien über Ideologie, AS 40, Berlin/W.
- dies., 1980: Faschismus und Ideologie, Bd.1 und Bd.2, AS 60 und AS 62, Berlin/W.
- Psychologie heute, 10/82
- Röhrich, L., 1973: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten in 4 Bänden, Freiburg, Basel, Wien
- Scotus, M.: Frg. einer Einteilungsschrift, hrsg. v. L. Baur, zit. nach Historisches Wörterbuch, a.a.O.
- Vocabulaire technique et critique de la Philosophie, Paris 1968



**FRAUENFORMEN 2
SEXUALISIERUNG**

Frauenformen 2
Die Sexualisierung der Körper
Erinnerungsarbeit als Methode
weiblicher Forschung: Wie wir uns zu
Frauen formen.
Argument-Sonderband AS 90, 1983
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)



**FRAUEN-
FORMEN
AS 45**

Frauenformen
Alltagsgeschichten und Entwurf einer
Theorie weiblicher Sozialisation.
Das Buch, von dem die »Opfer-Täter-
Diskussion« ausging.
Argument-Sonderband AS 45, ²1981
230 S., 16,80 DM/f. Stud. 13,80 DM

Jutta Brückner

Sexualität als Arbeit im Pornofilm

Ein Berliner Porno-Kino hat einen Zeitungsausschnitt an der Glastür befestigt, auf dem zu lesen ist, daß immer mehr Frauen in Pornofilme gehen, aber daß sie sich die Filme romantischer wünschen. Zum Glück für uns ist das Wort »romantisch« Träger so vieler Bedeutungen, daß es uns eine Menge Spielraum läßt für mögliche Erkenntnisse über das Verhältnis von Frauen zu Sinnlichkeit, Körper, Sehen, Sexualität, Phantasie und anderem. Unsere Kenntnis der Geschichte der Sinne ist so absolut ungenau, daß wir bei jeder generalisierenden Aussage über *die* Männer und *die* Frauen ebenso gut riskieren, ins Schwarze zu treffen wie in die Irre zu laufen. Vielleicht liegt aber auch das, was wir erkennen wollen, weder da noch dort, sondern irgendwo dazwischen.

I.

Frauen sind von Männern seit dem Beginn des industriellen Zeitalters und der Romantik als »das andere« begriffen worden, als Hüterinnen eines utopischen Ortes, der sich als Gegensatz zur männlich durchrationalisierten und dabei immer mehr verformten Welt der Arbeit verstand und natürlich von dieser Welt der Arbeit völlig abhing. Der Gang der Geschichte drängte ins Reservat des Hauses ab, was als veredelte Natur und »Sitte« des Menschengeschlechtes im ohne Bandagen geführten Konkurrenzkampf der Männer keinen Platz mehr hatte. In dieser Utopie hatte dagegen alles Platz (und das sagt auch etwas über diesen Begriff von »Utopie« aus): die Vorstellung einer unerschöpflichen, ewig gebenden Natur, auf der das Zeitalter seine Ausbeutung als einen progressiven und nicht etwa zerstörerischen Akt begründen konnte; der Wunsch nach einem Ort, wo die Gesetze des Machtkampfes außer Kraft gesetzt waren und der Mann seine »Menschlichkeit« leben konnte; und vor allen Dingen die Verwandlung des immer schon als fordernd und unermüdlich fordernd gefürchteten Geschlechts der Frau in die schenkende, gebende, vom Mann aber erst zu erschließende Kraft der Liebe. Das eigene Begehren wurde Frauen abgesprochen, sie waren nur noch Auslöser und Empfänger des männlichen Begehrens.

Nun haben die Frauen ja nie die Möglichkeit gehabt, sich anders zu begreifen als der männliche Blick ihnen vorbuchstabierte. Doch ist die Sexualität eine Kraft, die ja nicht einfach verschwindet, wenn sie geleugnet wird. Aber sie wurde entmaterialisiert, sie verlor ihren konkreten Ort, der an die konkrete, den Mann vielleicht ängstigende Befriedigung geknüpft war, sie breitete sich in diffuser Form über den gesamten Körper aus, ein Stückchen Bein, ein Händedruck, ein Augenaufschlag sogar waren Tor zur höchsten Seligkeit, kurz: Sexualität transformierte sich in Vor-Lust, die im Prinzip unendlich gedacht wurde. Sie wurde zum Mysterium, das sein Geheimnis aus der Distanz empfing. Und mächtigster Motor dabei war die Phantasie.

Dabei war die Phantasie aber nicht einfach ein Ersatz für eine versagte Realität, sondern ein neben ihr stehender, unabhängiger Modus. In ihr werden Erfahrungen gemacht, die nicht real werden wollen oder können, weil sie in die

Grenzbereiche führen, die das Ende jeder Erfahrung bedeuten. Die Phantasie befriedigt phantastische Wünsche, keine realen. Wenn Frauen von Überwältigung träumten (und träumen), dann war das nicht der Wunsch nach Vergewaltigung in einem dreckigen Hausflur, sondern der Wunsch nach Überwältigt-Werden durch die eigenen Sinne. — Diese Verschiebung der Sexualität auf Liebe und Erotik entsprach männlichen Bedürfnissen, das muß man ganz klar sehen. Nur hatten die Frauen in diesem Spiel einen ganz wichtigen Part. Sie waren nicht nur Stichwortgeberinnen (und dadurch natürlich dem Risiko ausgesetzt, das falsche Stichwort im falschen Moment zu geben, denn wann wurde eine Verweigerung zu lange durchgehalten und das männliche Interesse sank in sich zusammen und wann wurde zu schnell nachgegeben und das Geheimnis verlor an Wert? Ein ganzer Kanon von Regeln, weitergegeben von Mutter an Tochter, überdauerte die Jahrzehnte). Die Körper der Frauen waren auch Hort des Mysteriums, das um so wunderbarer wurde, je weniger es erreicht wurde. Es ist schon öfter davon gesprochen worden, wie stark hier eine Art von Unterdrückung, die durch Heiligsprechung, ans Werk ging. Ohne das im geringsten zu bezweifeln, halte ich es doch für wichtig zu sehen, daß die Frauen in dieser Art von Inszenierung einen gewissen Spielraum hatten, in dem sie aktiv an ihrer eigenen Legende wirken konnten. Der Mann schuf den Rahmen, in dem sie die Hauptrolle spielten. Er durfte die Begierde seines Geschlechts ausdrücken und es war ihre Aufgabe, ihn abzuweisen, sich zu entziehen, um dadurch seine und ihre Lust der Sehnsucht zu steigern. Sie war der gesellschaftlichen Macht des Mannes ausgeliefert, aber sie war Prinzipalin der erotischen Inszenierungen und es war ihr eigenes Interesse, dieses Spiel auszudehnen, so lange es ging, denn war das Mysterium erst einmal entschleiert, dann begann entweder die Banalität des Ehealltags oder die nicht nur entsexualisierte, sondern auch enterotisierte mütterlich-gebende Liebe. Und da die Inszenierung unter Einsatz des gesamten Körpers geschah, konnte die Frau sich immerhin einbilden, daß es eine Individualität des Geschlechtes gäbe, denn jeder Blick des Mannes, der auf der Art ruhte, wie sie es verhüllte, schien ihr genau das zu bestätigen. — Die Rolle der Frau war so angelegt, daß sie auch die Möglichkeit hatte, selbst eine Verletzung der Spielregeln durch den Mann ohne Verlust ihrer Identität zu überstehen. Das Strandgut dieser Vorstellungen in den populären Romanen um die Jahrhundertwende zeigt die wertvolle, unverständene, vielleicht sogar mißhandelte, aber sittlich so viel höher als der Mann stehende Frau, die sich vielleicht dem rohen, männlichen Trieb beugen muß, aber ihm durch die Unbeschädigtheit ihres Wesens unendlich überlegen ist und ihn manchmal sogar zu Reue und Buße führt. Hier hat die Entstofflichung nicht nur des Geschlechts, sondern der ganzen Frau ihren Höhepunkt erreicht. Ihren Triumph feiert sie in einer Art Märtyrertod.

Die romantische Inszenierung der Sexualität unterdrückte das Geschlecht, nicht den Körper. Es ist anzunehmen, daß das bis zu einem gewissen Grad am Anfang auch für Männer galt. Die Situation änderte sich erst, als die Körper außerhalb des Hauses immer stärker einem Rhythmus und Zwang unterworfen waren, durch die die industrielle Arbeitswelt zunehmend zu einem Universum von Maschinen und Maschinenmenschen wurde: durch verformende Klei-

dung, den stampfenden Takt der Arbeit, den Verlust an Zeit und Raum, den die Körper zu ihrer Entfaltung brauchten. Das traf Männer heftiger als Frauen. Ihre Körper wurden schneller in diesem Rhythmus deformiert, versteinert, abgenutzt. Frauen bewahrten sich in ihren Körpern länger die Erinnerung an eine Zeit, in der die Sinnlichkeit aufs höchste gesteigert wurde, weil die Sexualität von ihrem Platz verdrängt worden war. Und mit dieser entsexualisierten Utopie einer verschmelzenden Lust als Liebe, in der das Geschlecht keinen realen, sondern einen mythischen Platz hatte, wandten sie sich zunehmend gegen die Männer und beklagten deren Mangel an Sinnlichkeit und Gefühl. Die Frauen hatten sich die von den Männern ihnen aufgezwungene Haltung so zu eigen gemacht, sie so sehr in ihre Körper überführt, empfanden sie so heftig als einen Teil ihrer selbst, daß sie nun annehmen mußten, es handele sich bei diesen Wünschen und Sehnsüchten und Verweigerungen um einen Schrei ihrer ureigensten Natur, die feiner, sanfter, »entstofflichter« sei als die männliche.

II.

Der Pornofilm zeigt uns im Gegensatz zur weiblichen die männliche Inszenierung von Sexualität. Und Frauen, die von Müttern und Tanten, aus Literatur und Geschichte noch etwas wissen von der Form, die die Sexualität im vorigen Jahrhundert für sie angenommen hatte, sind sehr oft erst einmal entsetzt. Das um so mehr, als auch ihre Organisation von Sexualität und Erotik viele Spuren des vorigen Jahrhunderts trägt. Der Pornofilm ist hier grobe Kost für feine Mägen. Ihm zerfällt der Körper in wichtige und unwichtige Partien. Die wichtigen Einzelteile sind Penis, Scheide, Mund, After, Brust. Lust ist, wenn zwei davon zusammenkommen. Sie drückt sich aus, wenn der Penis in der Scheide sehr heftig hin und herfährt und Frauen deshalb keuchen und die Augen verdrehen. Die Vorstellung einer Lust als unendlich (unendlich weit, unendlich »anders«, unendlich tief: »Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit ...«) trifft hier auf ein hell ausgeleuchtetes Bild, in dem unter Einsatz von Energie und Arbeit etwas verrichtet wird. Sexualität wurde aus einem Mysterium zu einem Fakt und trat damit notwendigerweise in den Rahmen ein, in dem die Fakten existieren: dem der Arbeit. Die Arbeit des Mannes am Fleisch der Frau. Lohn dieser Arbeit ist das Ejakulat, das der Mann meistens auf der Frau verspritzt, »öffentlich« vor ihrer beider Blick. In diesem Blick wird sie zur Beschenkten. Nicht mehr länger gibt sie ihm etwas, er »ernährt« sie. Die Sexualität im Pornofilm ist auf kompliziertere Weise Spiegelbild realer Verhältnisse als das die Metapher von der Frau als Ware wahrhaben will. Indem der Mann ihr etwas zuführt (sein Sperma), sie damit »ernährt« (hierhin gehört auch die halb zynische, halb tröstliche Versicherung, es sei ja sehr vitaminreich), wird er zum Versorger und sie gibt ihm durch ihr Lustgestöhn die Versicherung, daß er ein guter Versorger ist, daß sie keinen Mangel leidet, eine Bestätigung seiner Identität, auf die er wohl angewiesen ist. Sie leistet auch hier seine emotionale Reproduktion und dies maßlos und ohne Unterlaß, denn was er ihr geben kann, ist konkret, nachprüfbar und begrenzt für jeden einzelnen Akt. Dem hat sie nichts entgegenzusetzen, denn ihre Lust ist nicht nachprüfbar, sie überschreitet nicht die Grenze von innen nach außen. Daher die Stöhnorgien, die

vor allem eines verraten: die Angst, daß ihre »Gabe« als zu klein empfunden wird. Denn da ihre Lust nicht materialisierbar ist, erblickt der Mann auf ihrem Gesicht und Körper nur Zeichen für etwas, das unsichtbar bleibt.

Die emotionale Reproduktion als Stütze, ohne die seine Identität in Scherben fallen würde, wird aber nicht als Arbeit anerkannt. Arbeit und Leistung ist scheinbar nur seine. Sein Penis bearbeitet nicht nur ihre Scheide, sondern ihren ganzen Körper, der sich in Zuckungen windet vor dem Blick des Mannes, der die Resultate seiner Arbeit überwacht, während ihre Augen oft geschlossen, ihr Kopf nach hinten geworfen ist: *Zeichen* für grenzenlose Lust. Das Verhältnis ist das von einem Arbeiter zu seinem Werkstück. Dabei nimmt die Kamera seinen Blick auf, sie verweilt meist auf dem Penis, der die Frau bearbeitet, auf dem Körper der Frau, auch auf ihrem Gesicht, um die Spuren der Lust abzutasten, selten auf Körper und Gesicht des Mannes, denn da gibt es schließlich auch nichts zu sehen.

Der Pornofilm zeigt auf komplizierte Weise das gewandelte Verhältnis des Mannes zur Natur. Nicht mehr ist die unerschöpfliche Natur Quell seiner Lust, sondern Lust ist das Resultat seiner Arbeit, mit der er sie unterwirft. So hat sich die geheime Lust, die eine Alternative zur öffentlichen Arbeit war, in öffentliche Arbeit gewandelt und der Verlust an Versprechen, der damit verbunden ist, wird wettgemacht durch Menge. Der Mann im Pornofilm liefert ein außergewöhnliches Pensum an Arbeit ab. Damit schlägt er gleich zwei Fliegen mit einer Klappe: einmal zeigt er, daß seine Kraft, Energie und Unermüdlichkeit, die Basis jeder Arbeit sind, ihn für jede Art von Dienst tauglich machen, in der heftigen Arbeit am weiblichen Fleisch beweist er seine Funktionsfähigkeit, seine Sexualität sprengt keine Macht in die Luft, sondern empfiehlt sich ihr. Zum anderen versucht er, Lust zu horten: je öfter, desto lustvoller, je mehr Orgasmen, desto größer die Lust. Er behandelt die Lust wie Geld, man kann sie zählen. Darin erweist er sich nicht nur wieder einmal als guter Versorger, sondern gerade umgekehrt, gibt er hiermit seiner Gier Ausdruck, einer Gier, die immer der Frau unterschoben wird, weil sie ja will, daß er ihr's ständig macht (auch hier der Unterton von Arbeit). In Wirklichkeit versucht er durch all die Anhäufung von Lust hindurch an die Grenze zu kommen, die auch die völlig andere, entstofflichte, weibliche Inszenierung der Sexualität ins Unendliche verlegt hatte.

Die gesamte Porno-Inszenierung, die die Handschrift des Mannes trägt und um seine Rolle zentriert ist, läßt der Frau nur einen kleinen Rest an Eigeninszenierung. Denn was an ihrem Gestöhn und Geschrei unmittelbar Äußerung von Lust ist oder deren gewollte Inszenierung, ob die Lust da ist und wenn: wo und wie stark, das alles ist für den Mann, die Kamera als männlicher Blick und den von der Kamera gelenkten Blick der Zuschauer nicht nachzuprüfen. Hier scheitert der Porno mit seinem Realitätsversprechen. Hier kommt durch die Hintertür ein kleines Stückchen weiblicher Eigeninszenierung wieder herein als trauriger Rest: nicht mehr als luststeigernder Aufschub durch Versagung, sondern als Behauptung einer Fülle, die (vielleicht) gar nicht vorhanden war. Die Spielregeln gleiten an dieser Stelle auf Sand: Der Mann denkt, der Anblick seines erigierten Penis erregt die Frau. Die Frau denkt, wenn sie dieser Anblick

seines erigierten Penis nicht erregt, ist sie keine, deretwegen der Penis erigieren wird. Der Mann sieht: sein erigierter Penis erregt die Frau und deshalb erigiert sein Penis. Der Pornofilm ist die beharrliche Inszenierung dieser stummen Kommunikation, in der die Frau desto lauter wird, je stärker der Mann den Verdacht haben muß, daß sie schweigt. Sein Blick auf die Frau ist (nicht nur hier) gefangen in seinen eigenen Voraussetzungen.

Für die Frau bedeutet das nun, daß ihre Inszenierung nun wirklich auf Kosten ihrer Lust geht. Für den Mann bedeutet es, daß das scheinbar entschleierte Mysterium sich von neuem verschleiert. Denn in dem Moment, wo der Pornofilm triumphierend feststellt: dies ist das Geheimnis und sieht: es ist nichts — zieht es sich auch schon wieder zurück. Das Geschlecht ist taub, die Lust sitzt woanders, der Mann blickt auf ein Zeichen, das die Frau kontrolliert, er kann in keiner Weise sicher sein, ob sie ihm nicht etwas Entscheidendes vorenthält.

Das Unauffindbare ist nicht nur der »Ort«, sondern sein Funktionieren. Die Inszenierung der Verzückung, die der Pornofilm treibt, zeigt deutlich, wie sehr es ihn beunruhigt, daß das Innere des Körpers in keiner Weise zugänglich ist und damit weiterhin das Geschlecht bewahrt, das er doch gerade freilegen wollte. Das weibliche Fleisch bleibt im Zustand des Schweigens. Und da der Blick sich schon so stark auf die Wahrheit des Fleisches richtet, muß dieses Schweigen beunruhigen, mißtrauisch machen. Der Blick will diesen Körper zwingen, sein Geheimnis, seine Stille, seine *Arbeit* preiszugeben. Zwangsläufig muß der Mann wünschen, immer stärker ins Innere dieses Körpers vordringen zu können, die Kamera als Penis zu benutzen, diesen Körper umzustülpen, das Innere nach Außen zu kehren. — Im Pornofilm wird deutlich, wo das rastlos forschende Sehen des Mannes sein Ende hat. Selbst in der Scham in Großaufnahme, selbst in den gespreizten Schamlippen ist das beunruhigende Unsichtbare für ihn nicht zu finden. In psychoanalytischer Betrachtungsweise ist dieser Zwang Teil der männlichen Kastrationsangst, die selbst in Soft-Pornos ein Element des Tödlichen, des Zerstörerischen, die Frau Zerreißen hereinbringt, weil anders an das Innere ihres Körpers, sprich: ihres Geheimnisses, nicht heranzukommen ist. Manoel de Oliveira hat in seinem Film »Francesca« die Geschichte eines Mannes erzählt, der mit der Frau, die er liebt, nicht schlafen kann, weil er nicht weiß, ob sie nicht schon andere Liebhaber vor ihm hatte. Am Elend dieser Beziehung stirbt die Frau. Und jetzt ist der Weg frei, denn der Mann kann den Körper der Frau aufschneiden lassen (die wissenschaftliche Legitimation dafür heißt Autopsie), um herauszufinden, ob sie unberührt ist. Sein Verhalten gehorcht damit der Doktrin des naturwissenschaftlichen Zeitalters: nur durch den Forscherblick können die Mysterien entschlüsselt werden. Arbeitsteilig übernimmt das die dafür angestellte Kaste der Mediziner. Und nur weil der Blick mit dem Seziermesser als Autorität nicht mehr zu überbieten ist, zweifelsfrei feststeht, daß sie Jungfrau ist, kann er sich die komplementäre Haltung gestatten, sich in die tiefe romantische Trauer fallen lassen, in der *er* sie jetzt besitzen kann: als Abwesende, die vor ihm kein Geheimnis mehr hat. Die beiden Schlagseiten eines Zeitalters stoßen hier zusammen. Aber von hier aus könnte man auch den Satz Brechts neu lesen, daß die Unterdrückung der Frau sich vervielfältigt habe, indem sie unsichtbar geworden sei.

III.

Die Schamteile liegen offen vor der Kamera, trotzdem muß der Forscherblick des Mannes kapitulieren. Das wirklich tiefste Geheimnis ist mit seinem Kamerablick nicht auszumachen. Sein identifizierendes, registrierendes Auge kommt hier an eine Grenze, die er meistens nicht seiner Art zu sehen, sondern der »Sache« zuschreibt, die sich entzogen hat. Da die Sexualität mit der Suche nach Wissen verbunden ist, wird der Blick des Mannes zum Forscherblick, der den unbekanntem Kontinent erschließen will. Da er hartnäckig seine kulturelle Art der optischen Wahrnehmung mit der biologischen Funktion des Auges verwechselt, muß er sich natürlich auch im Recht wähnen und die andere Wahrnehmungsweise der Frau für ein Zeichen von unterentwickeltem Bewußtsein oder Zerstreutheit halten. Er besteht darauf: nur das Sichtbare existiert. Die Frau ist sich sicher, daß das Bild, das er ihr vorsetzt, zu wenig zeigt, nur weiß sie auch nicht genau, was fehlt und wie man es zeigen könnte. Sie hat das Gefühl, je genauer sie hinsieht, desto weniger sieht sie, sie ahnt, daß dieser Blick, den sie sich vielleicht zwingt anzunehmen, blind ist für das, was es zu entdecken gäbe.

Und ihr eigener Blick?

Viele weibliche Selbstzeugnisse zeigen, daß der Gesichtssinn für Frauen selten die Bedeutung hat wie für Männer. Sie haben ihre Lust nicht ans Sichtbare geheftet, was ihnen um so leichter fällt, als ihr Geschlecht ja auch nicht sichtbar ist und ihre Lust darin besteht, gesehen zu werden. Ihr eigener Blick ist durch die kulturelle Skotomisierung nicht auf der Höhe der Standards vom exakten Abmessen, genauen Beobachten, präzisen Registrieren, wie der männliche Blick, wovon Männer im übrigen profitierten, denn nicht umsonst waren Frauen für die unsichtbare Erotik der Macht genau so stark oder stärker empfänglich wie für die sichtbare Wohlgeformtheit der Züge. Der Blick der Frauen war schweifend, glitt oft über die Oberfläche der Dinge hinweg, machte sich nicht wirklich an ihnen fest und die Bilder der Imagination und der Phantasie mit ihren fließenden Grenzen, ihrer Ortlosigkeit und ihrem Schwebezustand zwischen Nähe und Distanz nahmen einen großen Raum in dieser Organisation von Wahrnehmung ein. Dieser Blick war zerstreut, weil er sowohl nach innen wie nach außen sah und innere und äußere Realität ständig zur Deckung bringen mußte, er war ein ständiger Grenzgänger zwischen dem Inneren des Körpers und der Welt. Vorstellungsbild und Realitätseindruck werden diesem Blick gleichermaßen materialisiert wie entstofflicht, was für die Realität vor allen Dingen bedeutet, daß sie transparent wird. Die Vorliebe der Frauen für das Fließende hat wohl hier eine ihrer Wurzeln. Die Indifferenz der Wahrnehmungen, das »Verschmolzensein« der Bilder, die Eisenstein am Beispiel des Kabuki-Theaters als Erbe feudalistischer Traditionen in Japan erklärte, finden wir auf anderer Ebene auch bei Frauen.

Auch dieses »Sehen« ist Sehen und nicht einfach ein Mangel an Sehen. Seit Freud dürfte es daran keinen Zweifel mehr geben. Und es ist auch zu mutmaßen, daß eine solche Art der Wahrnehmungsorganisation früher auch stärker für die Männer galt, bevor sie ihr Auge trainieren mußten, ständig kontrolliert die Dinge zu beherrschen. Der Traum als eine archaischere Form von Bewußt-

sein könnte auch hier eine historisch archaischere Form von Sehen konserviert haben. Dieser Blick von Frauen, der nur deshalb genau sieht, weil er nicht zu genau hinsieht, weil er sich, auch nach innen gewandt, den Phantasiebildern öffnet und sie mit den konkretistischen Filmbildern verschmelzen läßt, ist die Grundlage für die Identifikation, die gerade Frauen im Kino so besonders suchen. Diese Identifikation geht aber über zwei verschiedene Momente: zum einen haben gerade die Filme, die besonders Frauen angesprochen haben, ein besonders zwingendes System der Leitung des Blicks der Zuschauer(innen) als Identifikation mit dem männlichen Blick, der den Filmraum organisiert. Selbst dort also, wo Inhalt und Star ihr ein Versprechen für eine narzistische Überhöhung ihrer eigenen Identität zu geben scheinen, war die Frau dem leitenden Blick des Mannes ausgeliefert, der den ihren aufsaugte. Das war den Frauen nicht bewußt, weil der Kinomechanismus alles tat, um das zu verschleiern. Und das wiederum kam ihrer Organisation von Wahrnehmung entgegen, denn die fließenden Kamerabewegungen, der unsichtbare Schnitt, wie er handwerkliches Dogma in Hollywood war zur Zeit, als Serien von Filmen für Frauen gemacht wurden, erlaubten ihnen, die Begrenzungen der einzelnen Bilder wieder zu vergessen, bot sich ihrer Art des fließenden, grenzenlosen Abtastens an. Die Identifizierung war also eine doppelte und in sich widersprüchlich: mit dem Blick des Mannes auf die Frau identifiziert, identifizierten sich Schnitt und Rhythmus mit ihrer Art der Wahrnehmung. So entstand ein geschlossener Kreis. Es ist anzunehmen, daß der Rhythmus hier eine entscheidende Rolle spielte, weil er die unbewußte Bewegung des Körpers aufnahm und umsetzte. Über alle diese Mittel wurde eine Sinnlichkeit erzeugt, die die Frau in ihrem ganzen Körper ergriff und in ihr den Eindruck eines »reicheren Sehens« erzeugte, eines Sehens, das nicht nur Registrieren und Erkennen, sondern Erleben war.

Alle diese raffinierten Kunstfertigkeiten sucht die Frau im Pornofilm vergebens. Geschnitten wird, wenn die »Sache« es unumgänglich macht, einen Schnitt-Rhythmus gibt es nicht, die Kadrierung ist nichts anderem verpflichtet als der möglichst deutlichen Demonstration, also eher ein Grundsatz eines naturwissenschaftlichen oder Industriefilms. Hier gibt es keine Metaphern und Symbole, die die Sache verhüllen würden, wie Frauen es gewohnt sind, das Zeichen wird durch das Ding ersetzt, die Repräsentation durch die Präsentation. Penis und Scham sind Körperteile und keine Träger von Glück oder Leid, Leben oder Tod, Erfüllung oder Versagung. Die Austreibung allen Psychologismus, aller »Sentimentalität«, aller Liebe und Leidenschaft, die Reduktion auf die Annahme, daß das Funktionieren allein schon Lust bedeutet, zeigt, daß der Pornofilm ein mechanistisches Weltbild hat. Die schweifende, Identität suchende Wahrnehmung der Frau wird zurückgeworfen auf Distanz, Grenzen, Materien, Funktion, Kausalität. Der Sprung von der entstofflichten Vorstellung, die sie bisher von ihrer Sexualität hatte, in den konkretistischen Kamerablick ist die unmittelbare Konfrontation zwischen Unendlichkeit und Materie. Im Zusammenstoß zwischen der Inszenierung, die die Frau in Gedanken mit ihrer eigenen Sexualität getrieben hat und der konkreten männlichen Inszenierung auf Zelluloid, stoßen auch zwei Jahrhunderte zusammen.

Läßt sich die Frau ganz vom Pornofilm eingrenzen, heißt das, daß sie einen Traum abtreibt. Zwingt sie aber ihren Blick zu der Distanz, die der Pornofilm reklamiert, dann *sieht* sie im hier auf die Frau gerichteten Blick des Mannes den Mechanismus, der auch in den Filmen wirkt, die sie versteckt, oft nostalgisch und mit schlechtem ideologischem Gewissen liebt. Der männliche Blick, der das Kino beherrscht, wird im Pornofilm seiner kulturellen Verkleidungen beraubt, keine Kunstfertigkeit wird aufgebracht, das zu verschleiern, weil gerade in dieser Offenlegung die Lust liegt. Der männliche Blick ist das, als was er hier erblickt wird: Blick auf das Geschlecht der Frau. Frauen, die wie Männer der Führung ihres Blicks durch die dominierende Blickrichtung im Film nicht ausweichen können, werden hier zu Voyeuren ihrer selbst. Das entspricht exakt der Perspektive, die sie auch bisher hatten. Das Pornokino ist die deutlichste Konsequenz einer Kultur, in der Frauen ihren Blick an den Mann delegiert hatten. Und in dem Sinn war der Blick, den sie auf sich selbst gerichtet haben, immer ein pornografischer.

Der Film, der nicht nur Nacktes, sondern sich auch selbst nackt zeigt, hat über die erste Ebene hinaus, die ihn zur Apotheose des Naturalismus macht, einen ungeheuren Überbau an Illusionismus. Seine Behauptung, die Lust sei universell, jederzeit verfügbar, unbegrenzt zu steigern, ist vielleicht auch nur das einsame Singen des (männlichen) Kindes im finsternen Wald; denn Lust ist in den Filmen auch ein eindeutiges (und vielleicht das letzte) Disziplinierungsmittel, mit dem der Mann sich seine Unentbehrlichkeit für die Frau beweisen kann. So wie dieser Glaube versagen aber auch die Mittel seines Kinos vor dem Moment des stummen Fleisches und des stöhnenden Mundes, weil der Naturalismus nichts mehr sehen kann, wenn der als notwendig erhoffte mechanische Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung außer Kraft gesetzt ist. Und hier könnten Frauen, die das wollen, triumphierend aus dem Pornofilm aussteigen. Bloß, wenn sie glauben, damit die Beziehung zwischen sich und dem Abbild bereinigt zu haben, verlieren sie sich aus den Augen, auch dann, wenn sie nicht mit dem Blickwinkel des Mannes auch das Fleisch selbst ablehnen, damit alles wieder so sei, wie es war. Wir sollten uns besser von neuem und anders in ihn hereinbegeben.

IV.

Das Unbehagen vieler Frauen ist sicher nicht einfach nur ein Rest der anerzogenen Scham, mit der das Zeigen und Wissen der sexuellen Funktionen bedeckt war. Das Erschrecken hat vielleicht einen doppelten Boden: 1. Das ist es nun, und es ist viel konkreter, viel detailreicher, viel lebendiger als Frauen es sich vielleicht vorgestellt haben, und diese Konkretheit weckt Neugier und Lust auf den Forscherblick. 2. Das ist es nun, und es ist nur das: ein Haufen Fleisch, dem alles fehlt, was es an Phantasien ausgelöst hat. Vor diesem Anblick fällt vielen Frauen die Phantasie erst mal ins Bodenlose. Vielleicht fühlen sich manche Frauen wie in einer schlechten Literaturverfilmung: das Vieldeutige ist eindeutig inszeniert worden.

Das Pornofilmbild bietet keinen Platz mehr für das, was wir alle kennen, oder zu kennen glauben, aber in ihm nun nicht mehr wiederfinden. Radikal

gekappt von jeder möglichen Vorstellung, die sich nicht visualisieren läßt, zeigt er Scham und Penis als Automaten, die in einem Pawlowschen System der Reize funktionieren. Der Pornofilm gibt ein Versprechen von Körper, das er in all dem Fleisch nicht einlöst, denn er interpretiert nicht den Körper von Penis und Scheide her, sondern reduziert ihn auf beides. Und so wird das Geschlecht vor dem Kamerablick *anonym*, selbst wenn der Kamera auch noch ein Gesicht mit in die Kadrierung gerät, das aber auch nur stöhnt oder schreit, d.h. noch nicht einmal zur individualisierenden Sprache fähig ist. Diese Anonymität ist ein Wesenszug des ganzen Pornofilms, nicht nur vor der Kamera. Pornofilme haben (noch) keine Regisseure und keine Darsteller, deren Identität bemerkenswert wäre. Die Hauptrollen spielen in ihnen *der Penis* und *die Scheide*. Das ist ein harter Brocken für die heute so gewaltig um ihre Identität ringenden Frauen und vielleicht ist der tiefste Grund für ihre Ablehnung hier zu finden: unser Geheimnis, auf dem wir auf so vielfältige Weise immer versucht haben, unsere Identität zu begründen, ist *anonym*. Aber vielleicht ist auch das gerade der Grund, warum diese Identitätssuche nicht zu einem Erfolg gekommen ist.

Wenn aus diesem Erschrecken eine heftige Abwendung vom Pornofilm resultiert, dann ist die Gefahr groß, daß wir ganz schnell wieder zu Wesen werden, die schön, klug, liebenswert und heilig sind, einfach nur, weil wir Frauen sind. Dies ist dann unsere Art, traurig singend in einem Wald herumzulaufen, der uns an jeder Ecke gleich finster und lebensbedrohlich erscheint. Deshalb kann dieses ganze ausgeleuchtete Fleisch eine befreiende Funktion haben: es erlöst das Geschlecht von dem Mysterium, in dem es sich hatte auflösen müssen. Vielleicht kommt der Spaß der Frauen, die gern Pornofilme sehen, gerade daher: endlich sind sie ein Geheimnis los, das die Männer ihnen angehängt hatten und das sie nie haben wollten. Voller Neugier können sie jetzt anfangen, ein entkleidetes Geheimnis in der Bedeutung zu sehen, die es nur noch hat. Gerade aber für die, die das nicht so schnell schaffen, ist es, glaube ich, wichtig, den Blick diesem anonymen Geschlecht in Großaufnahme auszusetzen, nicht auszuweichen, sondern sich ihm zu stellen, denn jede flotte narzißtische Identifikation, die auf der Liebe zur Vagina und der Erfahrung der Selbstuntersuchungen eine neue Frauenidentität gründen will, sieht hier, daß sie damit sofort in die Anonymität der Gattung zurückfällt, die der Pornofilm behauptet und die eine solche Haltung uns vorbuchstabierte? Diese Materialisierung ins Abbild kann uns gerade dadurch, daß wir ihr nicht ausweichen, von Ängsten befreien, die uns so unbegriffen durchherrschen, weil sie so nah an uns sind. Das, was dem weiblichen Sehen oft wohltuend abgeht: die Distanz, liefert uns hier, wo sie nötig ist, das Kinobild. Die Kamera schafft einen Raum der Begegnung, in dem wir auf unsere Ängste treffen können, einen Raum, der die lebenswichtige Konfrontation zwischen dem, was ich bin und dem, was ich nicht bin, erst möglich macht, denn die Fähigkeit der Frau, Grenzen zu negieren, hat auch zu einem nicht vorhandenen Bild ihres eigenen Körpers und seiner Grenzen geführt. Das Pornobild zwingt sie erst einmal zur Wahrnehmung der Grenze, es beendet erst einmal das grenzenlose narzißtische Sehgefühl. Der unendlich formbare Körper der Frau setzt sich auf der Leinwand aus begrenzten Stücken Fleisch zusammen.

Die Frau als Voyeur ihrer selbst ist dabei nicht jemand, der »sieht«, weil ihm nichts anderes übrigbleibt, weil reale Lust oder Erfahrung für sie nicht möglich sind, sondern sie ist Voyeur, weil sie begreift, daß sie auf der Suche nach ihrem Abbild ist und daß der Königsweg zu sich selbst nur über dieses Abbild führt. Der Narzißmus der Frau wird hier aus seiner kontemplativen Haltung aufgestört und zur Erschaffung des Bildes herangezogen, in dem er sich erst spiegeln will. Seine Aufgabe ist es, das Fleisch zum Körper zu machen.

Und dieses Abbild vom Körper darf nicht wieder gereinigt werden von einem materialistisch gesehenen Geschlecht. So kann der pornografische Blick zu einer Art Geburtskanal für ein Sehen werden, das Frauen auf der Grundlage eines realen, begrenzten Bildes von Raum, Charakter und Ausmaßen ihres Körpers eine Identität ermöglicht, die nicht auf der Chimäre eines Mysteriums aufgebaut ist und nicht glaubt, daß der Kopf, der einen Körper sucht, ihn sich eben nach Belieben schaffen kann. In der Pornografie entsteht für uns die Chance zu einem Selbstbewußtsein, das sich nicht vom Hirnselbstbewußtsein der cartesianischen Kultur herleitet. In der Liebesgeschichte zwischen uns und dem Pornobild können wir unsere Körper zur Welt bringen als die, die wir sein wollen. Dazu bietet uns der männliche Porno eine Grundlage, nicht mehr. Was wir mit der Erkenntnis anfangen, daß das Geschlecht zu allererst ein Haufen Fleisch ist, bleibt uns überlassen. Den materialistischen Blick, den wir im Porno gelernt haben, sollten wir aber noch nicht so schnell aufgeben. Wir sollten vielleicht sogar noch radikaler sehen, denn der Pornofilm ist keineswegs (mehr) so erschreckend, tabubrechend und radikal, wie er sich gibt. Er hat seine klaren Tabus, nur sind sie jetzt woanders angesiedelt. Das für ihn selbst wichtigste und seine Existenz garantierende ist das, daß es kein Ende von Lust, Bereitschaft und Potenz geben kann. Für ihn würde das Eingeständnis, daß die Lust von Nicht-Lust bedroht ist, das Ende bedeuten. Der schlaffe Schwanz existiert ebenso wenig wie die nicht zum Orgasmus kommende Frau. Er kann mit jeder Art von Tod spielen, aber nicht mit dem Tod der Lust, sondern nur mit dem Tod als letzte Steigerung von Lust. Ein anderes Tabu ist das Menstruationsblut der Frau. Die »Unreinheit« der Frau ist dem Porno weiterhin ein Problem. Und hier beginnt auch der ganze ausgesparte Bereich dessen, was ebenso wie die Sexualität im abendländischen Empfinden langsam verdrängt wurde, ohne doch wie sie als Träger eines Mysteriums geheiligt zu werden: der Bereich des Peinlichen. »Peinlich« wie das Menstruationsblut der Frau waren Furzen, Schneiden, Schwitzen, Kotzen, Scheißen, Pinkeln, alles Zeichen von der Lebendigkeit und der Arbeit eines Körpers. Der Körper, der auch im Pornofilm nur als verklärter erscheint (er ist jung, schön, glatt, gut rasiert, gecremt, er funktioniert), wäre aus dieser Verklärung zu lösen und ebenso zu materialisieren, wie der Porno es mit dem Geschlecht getan hat.

Der Pornofilm ist ungeschichtlich und das in doppelter Hinsicht: er leugnet die individuelle Geschichte der Lust und die kollektive der Sexualität. Daß er wie jedes Zeugnis indirekt von letzterem zeugt, kann Frauen nicht befriedigen, denn nicht nur unsere ideologische Reflexion, auch unsere ästhetische Anschauungskraft fordert ihr Recht. Hier würde wohl die grundlegende Forderung an einen Film ansetzen, der beim Porno lernt, aber nicht bei ihm stehen-

bleibt: die Geschichte einer individuellen Lust und in dieser die Spuren der Geschichte zu zeigen. Zu zeigen, wie die Lust eine der Körper ist und nicht nur der Schamteile. Die Sexualität als Erbe, Ungewißheit, Hoffnung, sicher auch als Versagen. Die *Zusammenhänge*, auf die Frauen nicht verzichten können: Zusammenhang zwischen Sexualität und Sprache, Sexualität und Wissen, Sexualität und Blick. Ein solcher Film oder alle solchen Filme müßten wahrscheinlich auch durch die Ratlosigkeit und Traurigkeit hindurch, die der Sexualität heute bei vielen Frauen noch anhängt, weil im ganzen Paradies kein einziger Apfelbaum steht. Sie müßten sicher auch nur schlecht oder gar nicht funktionierende Organe statt Orgasmen zeigen, darauf bestehen, daß die Art, in der die Frauen Gewalt, Blut, Sperma, Zärtlichkeit, Asexualität betreiben oder ersehnen etwas mit ihren Personen zu tun hat, mit ihren sonstigen Eigenschaften, nicht ablösbar von ihrer Pragmatik, Hysterie, Zwangsneurose oder Versponnenheit. Vielleicht wäre die wichtigste Forderung, die Frauen an solche Filme richten würden, die, das Glück im Leibe und die Sinnlichkeit des ganzen Körpers, auch als eine beschädigte, zu zeigen. Hier müßte der pornografische Film in der Organisation seiner Mittel die Ebene des puren Sehens verlassen, die er in jener rüden Aggressivität eingenommen hat, die aus der Verfemtheit seines Gegenstandes erwuchs und zu den komplexeren Wahrnehmungsweisen kommen, die andere Filme in ihren Montageeinheiten schon lange haben.

Darüber hinaus ist über die Weise, wie der Film Sinnlichkeit zeigt oder erweckt, wahrscheinlich auch unter Frauen keine Einigkeit zu erzielen, und das läßt hoffen, denn es bedeutet ja wohl, daß auch »die weibliche Sinnlichkeit« nicht das uniform-monolithische Ding ist, als die sie manchmal (notgedrungen) in unseren Theorieentwürfen erscheint. Vielleicht gilt für die weibliche Sexualität, was Bloch für »Heimat« gesagt hat: scheinbar besitzt sie jeder, in Wirklichkeit hat sie keiner, wir sind alle unterwegs auf dem Weg zu ihr. Wie der registrierende Blick der Kamera um das Moment der Vorstellungskraft bereichert werden kann, ist wahrscheinlich auch einer der Hauptpunkte in der Suche nach der »feministischen Ästhetik«. Daß die Sinnlichkeit, von der wir hier sprechen, sich eher in den Zwischenräumen zwischen den Bildern ansiedelt, als in ihnen selbst, scheinen viele Frauen zu bestätigen, wenn ihre Phantasie durch Pornobilder stärker angeregt wird als durch Pornofilme.

Wichtig ist, daß das Moment des Fleisches und des Körpers in den pornografischen Filmen von Frauen seinen Schrecken nicht verliert. Den Pornofilm romantischer zu machen, darf nicht heißen, vollends auf die Werbeästhetik reinzufallen, die aus den Soft-Pornos heute schon Reklamefilme für Genuß ohne Reue macht. Es gibt eine Reinlichkeit der Bilder, die auch schon wieder schmutzig ist vor lauter Berührungsangst. Hier werden die Körper nicht durch Verbergen, aber durch Massage und Styling verdrängt.

Wenn Frauen sich selbst pornografische Filme liefern, dann müssen wir nicht mehr das Pornokino der Männer gegen den Strich lesen. Wenn wir Bilder und Bildzusammenhänge finden, in denen die ästhetische Anschauung nicht nur über den Umweg der reflektierenden Theorie, die Spuren aufsucht, zu sich selbst kommt, dann hätten wir die Tür einen Spalt aufgestoßen und würden auch *sehen* und nicht nur *empfinden*.

Elizabeth Fox-Genovese

Der Geschichte der Frauen einen Platz in der Geschichte*

»Zwischen mir und der anderen Welt steht eine unbeantwortete Frage;... Wie fühlt man sich, wenn man ein Problem ist?« So schreibt nicht etwa Simone de Beauvoir, sondern W.E.B. DuBois (1964). Er spricht nicht von Frauen, sondern von Schwarzen — ein schwarzer männlicher Intellektueller — in einer weißen Welt. Und er beantwortet seine eigene Frage:

»... der Neger wird mit einem Schleier vor'm Gesicht geboren und hat die Gabe eines Zweiten Gesichts in dieser amerikanischen Welt — einer Welt, die ihm kein wahres Selbstbewußtsein zugesteht, sondern die ihn sich selbst nur durch die Enthüllung der anderen Welt sehen läßt. Das ist eine merkwürdige Empfindung, diese *Zweiheit* (twoness), das Gefühl, daß man immer mit den Augen anderer auf sich selbst blickt, seine eigene Seele mit dem Maßstab einer Welt mißt, die einen mit einer Mischung aus belustigter Verachtung und Mitleid betrachtet. Dauernd fühlt man seine Zweiheit — ein Amerikaner, ein Neger; zwei Seelen, zwei Gedanken, zwei miteinander unversöhnte Sehnsüchte, zwei gegeneinander Krieg führende Ideale in einem schwarzen Körper, der nur durch seine Zähigkeit davor bewahrt wird, auseinandergerissen zu werden.«

Ausdrücklich betont DuBois seinen Unwillen, auf eine seiner beiden Seiten zu verzichten: Er beansprucht für sich und sein Volk die Freiheit, ein Schwarzer Amerikaner zu sein. Aber zu jener Zweiheit zu stehen, erfordert, daß man leidenschaftlich an ihren beiden Elementen festhält. Es ist die Spannung selbst, die Dialektik seiner entzweiten Identität, die er verschieden, aber gleich zu leben wünscht; dazugehörig, aber nicht völlig assimiliert. Das Ausleben jener Spannung erfordert die volle Anerkennung der schwarzen Vergangenheit, einer getrennten afroamerikanischen Geschichte. — Ich denke nicht im Entferntesten daran, die besondere Bedeutung von DuBois' Worten zu banalisieren, indem ich einfach weibliche und afroamerikanische Erfahrung gleichsetze. Aber wie unterschiedlich auch immer die Probleme und die Geschichte von Frauen und unterdrückten rassischen Gruppen sind, das Leben mit einer Zweiheit trifft auf beide zu. Gerade dies schlug auch Joan Kelly (1979) vor, als sie von der »doppelten Sichtweise« feministischer Theorie sprach. (...)

I. Eine Geschichte oder zwei?

In dem Maße, in dem es männliche Herrschaft — wie Klassenherrschaft — in der ganzen Geschichte der Menschheit gegeben hat, gibt es keine Frauengeschichte, keine Geschichte weiblicher Macht, die sich davon trennen ließe. Die Fülle von Untersuchungen über Frauen, die in den letzten Jahren entstanden sind, könnte uns dazu verleiten, anders zu denken. Es gibt noch so viel zu entdecken. Die Berichte von den Taten von Frauen, ihren Leiden und ihren Beiträgen vermehren sich ständig. Wenigstens wird nun anerkannt, daß — während Männer ihre Heldentaten vollbrachten, ihre Institutionen bauten, Waren und Kultur produzierten, Völker regierten und sich allgemein mit solchen Tätigkeiten beschäftigten, die wir Geschichte zu nennen pflegen — die Frauen auf jeden Fall auch etwas taten — sei es auch nur, mehr Männer zu gebären, die mehr Geschichte machen, und mehr Frauen, die es ihnen ermöglichen.

* Der Beitrag erschien zuerst in *New Left Review* 133 (5/6 1982). Aus dem Englischen von Claudia Gdaniec und Birgit Jansen. Wir mußten den Aufsatz aus Platzgründen kürzen und strichen dabei vor allem den Literaturüberblick und die umfangreiche Bibliographie zur Frauengeschichtsforschung. Interessentinnen können ihn bei der Frauenredaktion anfordern.

Und wir können nun nachfragen — vorausgesetzt, die Quellen lassen es zu —, was machten sie eigentlich? Aber wenn wir der offiziellen Theorie die Frauen hinzufügen — besonders in Form einiger unbeachteter Persönlichkeiten oder viel deskriptiver Sozialgeschichte —, so ändern wir damit nicht notwendig etwas Wesentliches an der Art, wie Geschichte geschrieben wird. Trotzdem kann eine Einbeziehung von Frauen in die traditionelle Geschichtsschreibung nicht ohne weiteres verworfen werden. Ihr Ausschluß war so vollkommen, daß wir jede Richtigstellung begrüßen müssen. Schon allein die bloß quantitative Anhäufung von Informationen wird eine Auswahl erzwingen — wird uns zwingen, gängiges Material über Männer fallenzulassen und Frauen in der Geschichte sichtbar zu machen. Aber Frauen zur Geschichte hinzuzufügen ist nicht dasselbe wie Frauengeschichte hinzuzufügen.

Welche theoretischen Implikationen ergeben sich, wenn wir die Geschichte der Frauen in die Geschichte einschreiben? Ich schlage hier folgendes vor: (1) Wir müssen uns das Geschlechtersystem als eine fundamentale Kategorie für die Geschichtstheorie zu eigen machen; dabei müssen wir solche Systeme als historisch und nicht biologisch bestimmt begreifen; (2) die Formen männlicher Herrschaft ändern sich historisch und können nicht unter der allgemeinen Kategorie des Patriarchats vereinheitlicht werden; (3) wenn wir einfach die Frauengeschichte an die Stelle der offiziellen Geschichte setzen, so bleiben wir in genau dem für uns nachteiligen Status als »Anderer« gefangen, den uns die offizielle Geschichte zugewiesen hat; (4) Kapitalismus und die großen bürgerlichen Revolutionen haben den Geschlechterunterschied verallgemeinert und ihn damit zum Hüter verschobener Vorstellungen von Hierarchie und Abhängigkeit gemacht. Damit haben sie ihre theoretischen Versprechen der Gleichheit für alle praktisch nicht eingelöst; (5) mit der Expansion des Kapitalismus hat die moderne repräsentative Regierung versucht, Männer verschiedener Klassen, Rassen und ethnischer Gruppen durch das doppelte Versprechen von Individualität im öffentlichen Bereich und männlicher Herrschaft im Haus zu verbünden; (6) die Terminologie aller modernen Gesellschaftstheorien ist von diesen ideologischen Prämissen des Geschlechtersystems geprägt; (7) die meisten modernen Institutionen, einschließlich des angeblich neutralen Marktes, haben den Geschlechterunterschied systematisch als grundlegende Komponente der Sozialordnung ausgebaut; (8) die offiziellen Theorien über die Familie und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung können wir nicht funktionalistisch erklären, sondern wir müssen sie als Ergebnis des Klassen- und Geschlechterkampfes verstehen; (9) unsere herrschenden Gesellschaftstheorien liefern uns keine angemessene Einschätzung der Beiträge von Frauen zum Gemeinschaftsleben in der Gesellschaft und kein Verständnis der Klassen- und Rassenherrschaft auf der einen Seite und des Widerstands der Unterdrückten auf der anderen. (...)

Offizielle Geschichte und die Frau als »das Andere«

Die herrschende Strömung in der amerikanischen »Women's History«¹ hat eine Reihe von Fragestellungen und Hypothesen entwickelt. Im Zentrum der Auseinandersetzungen steht die angemessene Würdigung der persönlichen und

politischen Leistungen und Werte im Leben der Frauen; die Bedeutung der Identifikation der Frauen mit der Familie; die gesellschaftliche Bedeutung der informellen Macht der Frauen in Familie und Gemeinschaft; der Statusverlust oder -zuwachs der Frauen im Zuge politischer oder ökonomischer Veränderungen (die amerikanische Revolution, die Industrialisierung) und die sich wandelnde Beschaffenheit und Bewertung von Frauenarbeit. In diesen und anderen Fragen haben Wissenschaftlerinnen unterschiedliche Positionen. Trotz aller Uneinigkeit betont die gesamte Frauenforschung diejenigen Merkmale, die das Leben aller Frauen von dem aller Männer unterscheiden. Sie haben auf weibliche Lebensläufe aufmerksam gemacht — besonders auf die häufigen und riskanten Geburten, aber auch auf die besonderen Jugend- und Alterserfahrungen, auf die wenigen Übergangsriten, auf frauenspezifische Erfahrungen mit medizinischen Praxen. Sie haben die Kluft zwischen dem Leben der meisten Frauen und dem öffentlichen Leben hervorgehoben und uns in Erinnerung gebracht, daß die Einführung zuverlässiger Empfängnisverhütung das Leben der Frauen stärker beeinflußt hat als die meisten politischen Revolutionen.

Dieser Gedankengang führt zu einer erkennbaren Theorie der Frauengeschichte. Vielleicht wäre es ungerecht, dieser Theorie eine ausschließliche Betonung des privaten Charakters weiblicher Erfahrung vorzuwerfen, denn sie weist auch auf die Ausdehnung der weiblichen Privatsphäre in den öffentlichen Bereich im weiten Betätigungsfeld hin, das als soziale Haushaltung bezeichnet wird. In letzter Zeit wird auch die politische Bedeutung der Frauenbewegung für den sozialen Fortschritt immer stärker in den Vordergrund gerückt. Offensichtlich läßt sich diese Akzentuierung aus der allgemeinen Einstellung ableiten, daß Kultur und Geschlecht auch politische Bedeutung haben, während die Bedeutung von Klasse, einschließlich Klassenunterschieden unter Frauen, heruntergespielt wird. Auf jeden Fall zwingt die Einbeziehung von Geschlecht als eine Kategorie der Geschichtstheorie die Historiker/innen, ebenso wie den/die Kritiker/in der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Rolle des Geschlechts bei der Analyse der Formen politischer Macht in vollem Maße Rechnung zu tragen — aber kaum dazu, sie an die Stelle der Kategorie Klasse zu setzen. (...)

In der Regel akzeptiert die Theorie, in deren Rahmen sich der größte Teil der amerikanischen Frauengeschichtsforschung bewegt, implizit den herrschenden männlichen Blick auf die Frau als »das Andere« und versucht lediglich, dies zu ihren Gunsten zu wenden. Diese Position der Frauengeschichtsschreibung, von der wir viel lernen konnten, stellt nicht notwendig eine Herausforderung an die herrschende Geschichtsschreibung dar, oder sie fordert sie in so extremer Weise heraus, daß kein Ausausch möglich ist. (...)

Der Kapitalismus hat den Ausschließungsprozeß von Frauen aus der Geschichte entscheidend beschleunigt, wie dies — zumindest eingangs — die großen bürgerlichen Revolutionen taten, die seine politischen Grundlagen schufen. Der westliche Imperialismus exportierte ihn, und nur wenige sozialistische Revolutionen haben versucht, diesen Prozeß aufzuhalten. Das historische Subjekt ist immer der Mann gewesen. Aus dieser Sicht heraus dokumentiert die

Geschichtsschreibung die männliche Flucht vor und den Sieg über die als bedrohlich empfundenen Forderungen von Häuslichkeit und Natur (beide im engen Zusammenhang mit dem verschlingenden Weiblichen gesehen). Der Mensch/Mann machte Geschichte, indem er das Nicht-Menschliche bzw. -Männliche als Das Andere definierte und dann seinen Erfolg mit dem Sieg der allgemeingültigen Werte von Recht und Ordnung gleichsetzte. (...)

Die Konfrontation der Women's History der letzten zehn Jahre mit der offiziellen Geschichte stellt eine besondere Möglichkeit dar, die Grundprämissen zu überdenken, die historische Interpretationen lenken — aber nur unter der Voraussetzung, daß sich beide Seiten beteiligen. Frauen müssen als Angehörige eines Geschlechts, aber gleichzeitig aller Gesellschaften, mit Stolz ihre Zweifelhait, von der DuBois schrieb, entwickeln. Sie müssen auch erkennen, daß sogar ihre Identifizierung als ein Geschlecht eine historische Konstruktion ist. Die Herrschaft der Männer über die Frauen steht im Mittelpunkt der Herrschaft von Klassen, Rassen, ethnischen Gruppen und Völkern. Sie überschneidet sich mit allen Formen von Unter- und Überordnung und kann getrennt davon nicht verstanden werden.

II. Geschlechtersystem und Geschichtstheorie

(...) Die Beziehungen zwischen angeborenen biologischen Unterschieden und einer von der Gesellschaft propagierten Geschlechterunterscheidung stellen wir im Moment zurück. Historiker/innen müssen die Geschlechteridentitäten und Geschlechterrollen, die Frauen und Männern in den verschiedenen Gesellschaften zugewiesen werden, als geschichtliche Fakten akzeptieren, die einer historischen Analyse bedürfen. Sie müssen auch erkennen, daß die geschlechtsspezifischen Charakteristika als integrale Bestandteile eines herrschenden Geschlechtersystems miteinander zusammenhängen. Die wesentlichste theoretische Implikation der Konfrontation zwischen Frauengeschichte und offizieller Geschichtsschreibung ist die Anerkennung des Geschlechtersystems als zentraler Kategorie einer Geschichtstheorie — das genauso tief in den gesellschaftlichen und ökonomischen Formationen und den politischen Institutionen verwurzelt ist wie die Klassenverhältnisse. (...) Die ungeheure, über Zeit und Raum variierende Vielfalt der geschlechtsspezifischen Zuweisung von Arbeitsformen (Aufgaben), Eigenschaften und moralischen Verantwortlichkeiten illustriert die Wandlungsfähigkeit des Geschlechtersystems. Nach einer einheitlichen Frauenunterdrückung oder einer universalen Form der Männerherrschaft zu suchen, wird nichts nützen. Jedoch ist es notwendig, nach der Zuweisung von Identitäten und Rollen zwischen den Geschlechtern zu suchen und sie zu analysieren, um die Dynamik eines Gesellschaftssystems verstehen zu können.

Das Geschlechtersystem als entscheidendes Merkmal aller gesellschaftlichen Verhältnisse zu begreifen, initiiert gleichzeitig die notwendige Rekonstruktion der Rolle der Frauen im historischen Prozeß und führt aus der Sackgasse hinaus, den biologisch-geschlechtlichen Unterschied als Ursache für historische Zusammenhänge zu denken. Es ermöglicht uns, die gleichberechtigte Beteiligung der Frauen am menschlichen Kampf ums Überleben und um Naturbe-

herrschaft mit dem Ziel einer menschlichen Welt zu begreifen. Wir müssen aber auch vermeiden, vom Regen einer allgegenwärtigen sexuellen Verschwörung in die Traufe eines bequemen Funktionalismus zu geraten. Die Empörung der Frauen, die die anfängliche Frauenforschung entfachte und die sie heute noch beeinflußt, zwingt uns dazu, die Behauptung zu hinterfragen, daß die Frauen deshalb in den großen geschichtlichen Ereignissen nicht vorkommen, weil sie für das Kinderkriegen zuständig waren oder wegen ihrer biologischen Bestimmung, sprich ihrer Minderwertigkeit. Wir haben erfahren — zwar nicht gerade zu unserer Überraschung, aber dennoch schmerzlich —, daß man Frauen in der Regel aktiv von den Korridoren der Macht und den Tempeln des Wissens fernhielt. Obwohl aber der Ausschluß der Frauen so systematisch war, so kümmerten sich doch die Männer, die diese Anstrengungen in Gang setzten, in erster Linie überhaupt nicht um Frauen. (...) Sie handelten als Vertreter von Klassen und Gemeinschaften und versuchten als solche, die Macht ihrer Gemeinschaft oder Klasse auszudehnen.

Die grundlegende Einsicht in die Komplexität der menschlichen Motivation und der gegenseitigen Abhängigkeit der Angehörigen von Familien, Gemeinschaften und Klassen hat Historiker, die über die Geschichte der arbeitenden Klassen und unterdrückten ethnischen und rassistischen Gruppen arbeiten, motiviert, sich die ökonomischen, sozialen und ideologischen Bande genauer anzusehen, die jene mit objektiv entgegengesetzten Interessen verbinden. Zum Beispiel hat die Arbeiterklasse in hochentwickelten Ländern häufig die imperialistische Politik ihrer Regierungen unterstützt oder ihr Leben in Kriegen gegen Brüder aus der Arbeiterklasse anderer Länder gelassen. (...)

Frauen, die sich für eine aktive gesellschaftliche Rolle oder für größere sexuelle Freiheit für sich selber einsetzten, sprachen sich gegen das Wahlrecht aus. Angehörige all dieser Gruppen, die Frauen eingeschlossen, haben zeitweise die Hegemonie der herrschenden Ideologie soweit akzeptiert, daß sie deren Leistungsmaßstäbe für sich selbst übernahmen. (...)

Frauen passen natürlich in die Familienrollen; ihre Tätigkeiten ergänzen natürlich jene ihrer Männer; sie stellen natürlich einen Nährboden zur Verfügung, der das Hineinwachsen der Kinder in die ihnen vorgegebenen Erwachsenenrollen fördert. Darüber hinaus hat die natürliche familiäre Rolle der Frauen ihren Zugang zum öffentlichen Bereich reguliert — den Zugang zu jenen ökonomischen, sozialen und politischen Rollen, die natürlich den Männern zukommen.

In dem Maße, wie dieser Gedankengang die Familiengeschichte beherrschte, rief er auch bei vielen Frauenforscherinnen heftige Kritik daran hervor, daß Frauen und Familie als eine natürliche Untersuchungseinheit behandelt wurden. Tatsache ist aber, daß sogar in der westeuropäischen und der amerikanischen Gesellschaft, mit ihrem ungewöhnlich hohen Anteil an Ledigen, die meisten Menschen den größten Teil ihres Lebens in der Familie verbringen. Und aufgrund der Unwirtlichkeit des Arbeitsplatzes, der Einschränkung durch die Gesetze und der erlaubten Gewalt gegen Frauen, die sich alleine nach draußen wagen, fanden die meisten Frauen in der Familie nicht nur ihr Hauptbetätigungsfeld, sondern auch die Hauptquelle ihrer sozialen Identität. Aber diese

einfache Verbindung sagt noch nichts über die Bedingungen aus, unter denen Frauen Familien gründeten, über die Kraft, die sie aus der Familienmitgliedschaft zogen, oder über die Beziehungen zwischen Frauen und Männern innerhalb der Familien. Genausowenig zeigt sie das Ausmaß, in dem die Familien selber Ergebnisse historischer Prozesse waren — expliziter politischer und ideologischer Strategien.

Familiengeschichte unter neuen Aspekten

Familien sind nicht nur die Grundeinheit der Gemeinschaft, sie sind — oder waren es zumindest bis vor kurzem — die Grundeinheit für Produktion und Herrschaft. (...) Spezialist/inn/en, die über die Geschichte Europas im Mittelalter und der frühen Neuzeit arbeiten, (...) unterscheiden zwischen Familie und Haushalt, um auf diese Weise Blutsverwandtschaft und Sozialbeziehungen voneinander zu trennen. Sie verfolgten den Prozeß zurück, wie sich die Familie aus den weiteren sozialen Beziehungen löste. Insbesondere haben sie Veränderungen in der emotionalen und ideologischen Repräsentation der Familie mit dem Wandel der gesellschaftlich vorgeschriebenen Rolle für Frauen und mit dem neu entstehenden Wert der Mutterschaft und der ehelichen Vertrautheit in Beziehung gesetzt. In diesem komplexen und überhaupt nicht gradlinigen Prozeß bedeutete die große Formenvielfalt von Haushalt und Familie keine natürliche Erweiterung einer unveränderlichen Frauenrolle; vielmehr hat die Familie den Hauptschauplatz konstituiert, auf dem sich die Geschlechtersysteme repräsentierten und veränderten. In diesem Sinne erfordert die Integration der Frauengeschichte in die Geschichtswissenschaft eine grundlegend neue Untersuchung der Familienbeziehungen als Geschlechterbeziehungen — möglicherweise als Geschlechterkonflikt — im Kontext der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Verhältnisse. Das Modell der Kleinfamilie ist ebenso schwer zu erschüttern wie das historisch neue des Individualismus. Am Maßstab der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung messen wir die unbestreitbare Abhängigkeit der Frauen von der Familie. Eine weit nützlichere Arbeitshypothese ist die Annahme einer Abhängigkeit aller Individuen untereinander, und zwar in allen vorkapitalistischen und den meisten kapitalistischen Gesellschaften. (...) Die Familie hat fast die ganze Geschichte hindurch die ökonomische, gesellschaftliche und politische Teilhabe der Individuen an größeren Gemeinschaften vermittelt; diese Vermittlung dürfen wir aber nicht auf geringfügige Anpassungen reduzieren. Die herrschenden Klassen förderten normalerweise eine ganz bestimmte Familienpolitik. Gerade das Familienmodell, das wir heute für so selbstverständlich halten, resultiert direkt aus dem Wunsch der neuzeitlichen Staatsgründer nach einer möglichst leicht regierbaren Bevölkerung. Zu diesem Zweck propagierten die englischen und die französischen Monarchen — wenn auch auf verschiedene Weise — die Bestimmung der Familie als Einheit und die besondere Autorität des Vaters darin. Dabei vertrauten sie lange einer explizit patriarchalischen Ideologie zur Rechtfertigung ihrer eigenen Herrschaft. Dieses neuzeitliche Patriarchat stützte sich auf viel ältere Praxen und Ideologien. Aber neben der frommen Selbstrechtfertigung versuchte es auch, eine Regierungsform durchzusetzen, die in neuer

Weise allumfassend und gnadenlos war. Seine väterlichen Fühler drangen tiefer in das Leben unterschiedlichster Gemeinschaften ein, als es die Tradition je zugelassen hätte. Den Familienvätern, die es in seine Strukturen hereinzog, bot es als Entschädigung die Herrschaft über die Frauen in den Familien. Die neue Domestizierung der Frauen ging mit wichtigen, oft brutalen Transformationen der Klassenverhältnisse einher, mit der Vorbereitung einer traditionellen Aristokratie auf kapitalistische Landwirtschaft, Kapitalakkumulation und rationale Selbstbestimmung. Die patriarchalen Monarchen haben ihre Sache zu gut gemacht: Die Klassen, die sie schulten, beschlossen bald, sich vom nominellen Vater loszusagen und Eigenverantwortung zu übernehmen. Das Patriarchat in der Regierungsgewalt schafften die bürgerlichen Revolutionen ab und enthaupteten die patriarchalen Monarchen häufig. (...) Die theoretische Rechtfertigung für diese Neuinterpretation der obersten Staatsgewalt, daß sie nämlich vom einzelnen und seinen uneingeschränkten Eigentumsrechten ausgeht, machte einen notwendigen Umweg über die Familienbeziehungen: Sie setzte die Gleichberechtigung von Mann und Frau innerhalb der Familie als die logische Grundlage für die Freiheit des einzelnen und die repräsentative Regierungsgewalt. Die ländlichen Traditionen, von den ökonomischen Veränderungen ganz zu schweigen, wirkten dem entgegen, daß Frauen diese theoretische Gleichberechtigung in die Praxis umsetzten. Tatsächlich kostete die Aufhebung gesetzlich sanktionierter, hierarchischer Klassenunterschiede viele Aristokratinnen den Luxus, in der Politik am Hofe mitzumischen. Die Konsolidierung des Kapitalismus, gefolgt von der Rationalisierung der ökonomischen Beziehungen und von der Industrialisierung, ergänzte die politischen Entwicklungen, indem sie die Teilhabe der Frauen an allen Tätigkeiten im sogenannten öffentlichen Bereich allmählich einschränkte. Die öffentliche Niederlage des Patriarchats, seine Ablehnung als lebensfähiges Modell für die Beziehungen zwischen Männern, ließ ihnen eine freiere Hand, zu Hause über die Frauen zu herrschen. Der Vater-König ist tot, lang lebe der Vater!

III. Frauen im Zeitalter des Kapitals

Ein wichtiges Forschungsgebiet der Sozialgeschichte und der Frauenforschung sind in letzter Zeit der Übergang zum Kapitalismus und die großen bürgerlichen Revolutionen — auch als Industrialisierung, Urbanisierung oder Modernisierung bezeichnet. Dabei zieht sich die Frage danach durch, ob diese historischen Veränderungen das Leben von Frauen und der arbeitenden Klassen verbesserten oder aber verschlechterten. Es gibt bisher wenig vergleichende Forschung und wenig über den Zusammenhang zwischen den politischen und den sozio-ökonomischen Veränderungen. Aber bereits ein flüchtiger Blick auf das empirische Material macht auf den augenscheinlichen Widerspruch aufmerksam, daß die offensichtlich großen politischen und ökonomischen Fortschritte häufig Verluste sowohl für Frauen als auch Arbeiter mit sich brachten. Vielleicht sind die Fragen nach »Verlust oder Gewinn«, »schlechter oder besser« falsch gestellt. Trotz aller Schwächen haben wir mit den neuen Ergebnissen doch das Material, mit dem wir gesellschaftliche Systeme umfassender denken und Geschlechtersystem und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung — mit allen

Modifikationen aufgrund von Klasse und Rasse — als zentrale Komponenten jeder Gesellschaft erkennen können.

Ein wichtiger Gesichtspunkt ist der Beitrag der bürgerlich-demokratischen Revolutionen für die gesellschaftliche und politische Individualität von Frauen. Die Revolutionen können unabhängig von den kapitalistischen gesellschaftlichen Verhältnissen, die sie hervorbrachten und verfestigten, nicht begriffen werden. Wie die Ideologie des bürgerlichen Individualismus hat der Kapitalismus — ganz besonders der industrielle Kapitalismus — den Frauen potentiell ein weitaus größeres Maß an Unabhängigkeit und Gleichberechtigung geboten als alle vorhergegangenen Klassenverhältnisse. Frauenforscher/innen haben sich wie viele Sozialhistoriker aufgrund ihrer Ablehnung der Ungleichheiten, wie sie im Kapitalismus praktisch vorkommen, dazu verführen lassen, das Leben in vorkapitalistischen Gesellschaften — besonders in vorindustriellen — zu romantisieren. Ihre Romantisierung wird von der frömmelnden und selbstgefälligen Heuchelei derjenigen bestärkt, die die fortschrittlichen Aspekte der Modernisierung und des Siegs der Mittelschichten predigen. In ihrer heftigen Auseinandersetzung vergessen beide Seiten die entscheidenden Implikationen strukturellen Wandels. Kapitalismus und bürgerliche Ideologie haben die Männerherrschaft zwar wesentlich verändert, sie jedoch nicht abgeschafft. Kurzfristig scheint es, als hätten sie sie sogar intensiviert, zumindest in bezug auf bestimmte Gruppen von Frauen. (...)

Die vor-bürgerlichen Gesellschaften ordneten Frauen als Individuen den Männern unter und verweigerten ihnen die Teilnahme an der Macht. Die bürgerliche Gesellschaft dagegen bot den Frauen nicht nur ein neues Modell der Individualität, sondern bis dahin unvorstellbare Chancen praktischer Gleichberechtigung. Naturwissenschaft, Technik und Medizin haben die physiologischen Unterschiede zwischen den Beiträgen von Frauen und Männern zur gesellschaftlich notwendigen Arbeit allmählich auf ein Minimum reduziert. Maschinen ermöglichen es den Frauen, fast die gleiche Arbeit wie die Männer zu verrichten. Der medizinische Fortschritt verminderte die Sterbegefahr bei Geburten und die Gefahr der Kindersterblichkeit und verringerte damit die Anzahl der Kinder, die eine Frau gebären mußte, um zur Reproduktion beizutragen. Die Verbreitung von Verhütungsmitteln erlaubte den Frauen die Kontrolle ihrer Schwangerschaften, ohne daß sie dabei auf sexuelle Beziehungen hätten verzichten oder sich einschränken müssen. Die Urbanisierung bot den Frauen die Möglichkeit, unabhängig von Familie oder Haushalt zu überleben, und das moderne Bildungswesen zunehmende Bildungschancen.

Trotz — oder vielleicht wegen — ihrer potentiellen Förderung der Unabhängigkeit und Gleichberechtigung haben bürgerliche Ideologie und gesellschaftliche Verhältnisse im Kapitalismus der weiblichen Individualität enge Grenzen gesetzt. Beide arrangierten eine mächtige Konstellation von Tradition und moderner Wissenschaft, um die Frauenunterdrückung zu rechtfertigen; zu ihrer Aufrechterhaltung förderten sie Bündnisse zwischen Männern über Klassengrenzen hinweg.

Die bürgerliche Konstruktion des Geschlechts

Der Begriff »Patriarchat« war bei allen Versuchen, die Dauerhaftigkeit der Männerherrschaft über Frauen und Kinder zu beschreiben, eher hinderlich. Über die spezifisch historischen Erscheinungsformen des ursprünglichen Patriarchats hinaus kann er nicht sinnvoll verwendet werden. (...) Patriarchat bedeutet nicht nur ein Verhältnis zwischen Männern und Frauen, sondern auch eins zwischen Männern. Der Begriff bezieht sich nicht nur auf die Herrschaftspraxen, sondern auch auf deren Repräsentation und Rechtfertigung. Die Normen einer patriarchalen Gesellschaft, in der oberste Gewalt und Autorität von den angeborenen Rechten des Vaters abgeleitet werden und die Gesellschaft als Ganze als familiäre Organisation repräsentiert wird, stehen in grundsätzlichem Widerspruch zu denen einer bürgerlichen Gesellschaft, die sich mit ihrem Rationalismus und Individualismus brüstet — zumindest für ihre vollberechtigten Mitglieder. Zwischen einem reinen Patriarchat und einem reinen Individualismus gibt es unzählige Abstufungen und Variationen. Frühbürgerliche Gesellschaften hielten an möglichst vielen patriarchalen Privilegien fest, zumindest was die Herrschaft über Frauen und Arbeiter betrifft. Sie hielten auch an frommen patriarchalen Metaphern fest, um eine Herrschaft abzusichern, die sich immer mehr von patriarchalen Institutionen ablöste. Praxis und Ideologie von Privateigentum und Bürgerrechten standen in krassem Gegensatz zu denen der traditionellen Hierarchie und des Patriarchats. Sogar das moderne Sklavensystem des amerikanischen Südens wich vom traditionellen Patriarchat durch seine besondere Verbindung von Eigentum an Arbeitskraft und einer neuen paternalistischen Ideologie ab. In Feudalsystemen waren die Leibeigenen kein Eigentum, und ihr rechtlicher Status, der durch den Vater, nicht durch die Mutter übertragen wurde, sicherte sie dagegen ab, daß ihre Lage mit einem Besitzstück gleichgesetzt wurde oder mit einem angeborenen biologischen Schicksal. (...) Als die amerikanischen Männer mit dem Konzept der Bürgerrechte ihre Vision individueller Autonomie verankerten, fühlten sie sich — wie Linda Kerber (1980) zeigte — gemüßigt, ein komplementäres Konzept republikanischer Mutterschaft zu entwerfen, anstatt an den älteren patriarchalen Vorstellungen von hierarchischer Ordnung festzuhalten. Wie diese Beispiele und viele andere zeigen, hat sich ein unterscheidbarer bürgerlicher *Paternalismus* in allen kapitalistischen Gesellschaften gehalten. (...) Wir würden jedoch mehr verwischen als klarstellen, wollten wir diesen Paternalismus und diese Herrschaft mit dem ursprünglichen Patriarchat gleichsetzen oder alle Formen des Paternalismus und der Herrschaft, die die Frauen verschiedener Klassen und Rassen in verschiedenen Ländern unterschiedlich erfahren, in eins setzen.

Die Kritik von Männern an den Formen des Patriarchats ging gewöhnlich mit der Ausarbeitung einer expliziten Ideologie von *getrennten Bereichen* einher. In den letzten Jahren wurde viel über die Angemessenheit getrennter Bereiche als treffende Beschreibung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in bürgerlichen Gesellschaften geschrieben. Zweifellos spielte dieses Konzept in den Selbstdarstellungen der bürgerlichen Gesellschaften eine große Rolle. Nicht die

Entstehung der Ideologie ist problematisch, sondern die Überzeugung, daß die Darstellungen und Vorschriften die Praxis widerspiegelt hätten. Frauen aus den unteren Klassen besaßen auf keinen Fall den materiellen Hintergrund, der es ihnen ermöglicht hätte, wahre Weiblichkeit und Vollzeitmutterchaft zu leben, wie es die Literatur empfahl. Sogar für reiche Frauen war das Ausgliedern der produktiven Arbeit aus dem Haushalt ein Prozeß, der sich lange hinzog. Die Trennung zwischen Haushalt und Markt blieb unvollkommen. Sich wandelnde Formen von Arbeit, Konsum und Freizeit — wie Veränderungen in den Zeitvorstellungen, der Arbeitsmoral und der individuellen Identität — verbanden die beiden im selben Maße, wie sie sie unterschieden. Trotzdem behielt die Vorstellung der getrennten Bereiche einen entscheidenden ideologischen Stellenwert. Sie legte Rollen fest und forderte zu ihrer Ausfüllung auf; sie half, die ökonomische Abhängigkeit der Frauen von Männern zu legitimieren sowie den Ausschluß der Frauen von den größer werdenden Bereichen Politik, Geschäft, selbständige Berufe und Gewerkschaften; sie legte ein Frauenbild nahe, das diejenigen Frauen ausbeutbarer machte, die zur Lohnarbeit gezwungen waren. (...)

Da die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung für eine natürliche Fortschreibung der Geschlechteridentität gehalten wurde, wurde sie allmählich mit dem Geschlechtersystem gleichgesetzt, das selbst ältere Vorstellungen von Hierarchie und Abhängigkeit in sich aufnahm. In dieser Hinsicht beherrscht die Repräsentation der Geschlechterunterschiede die grundlegendsten Darstellungen der sozialen Ordnung. (...)

Strategien der Reproduktion und Klassenkampf

Für die Wahrnehmung und Praxen der modernen Geschlechterverhältnisse spielt der ökonomische Diskurs eine nicht unbedeutende Rolle. (...) Die Arbeit von Frauen — aber nicht nur von Frauen — wurde nur dann als produktiv definiert, wenn sie gegen Lohn geleistet wurde. (...) Nur vom Standpunkt des Kapitals aus kann Lohnarbeit produktiv genannt werden, und zwar nur deshalb, weil sie Tauschwert und Mehrwert produziert, nicht etwa aufgrund der dem Produkt innewohnenden Qualität. Allein das Kriterium der Teilnahme am Tauschwert und der Produktion von Mehrwert rechtfertigt es, die Arbeit produktiv zu nennen, die einen Laib »Wonder Bread«² herstellt, und die, die ein gesundes, selbstgebackenes Brot herstellt, unproduktiv.

Die kulturellen und psychologischen Nebenprodukte dieses Prozesses schließen die Sentimentalisierung des selbstgebackenen Brotes mit ein und den Druck auf die Frauen, weiterhin Gebrauchswerte zu produzieren, um ihre weiblichen Qualitäten unter Beweis zu stellen. Daß die Unterscheidungen zwischen Produktion und Reproduktion, Subsistenz und Markt, öffentlich und privat eine solche Hegemonie erlangten, ist ein Maßstab für den Erfolg des Kapitalismus als Weltanschauung. Ausdruck für den Erfolg des Kapitalismus als gesellschaftliches System ist, daß auch so viele politische und ökonomische Institutionen diese Unterscheidungen betrieben. Der Ausschluß der Frauen von diesem Prozeß der Umwandlung aller Produktion in Warenproduktion ging Hand in Hand mit ihrem Ausschluß von vollständiger Individualität. Erst mit

der Verallgemeinerung der kapitalistischen Produktionsweise nahm die angeblich natürliche Beziehung zwischen der Familie, als Vermittlerin von Tausch- und Gebrauchswerten, und dem Kapital Form an.

Zunächst spielten Frauen in den Anfängen der Industrialisierung eine wesentlich wichtigere Rolle, als gemeinhin angenommen. Wir wissen inzwischen recht viel über die Migration ganzer Familien in die Fabriken. Erst mit der Weiterentwicklung der Industrie wurde die Teilnahme an der Lohnarbeit nach Frauen und Männern streng geschieden. Dieses Muster spiegelt den Übergang der bäuerlichen Familieneinheit als Ganzer in eine industrielle Umgebung und ihre darauffolgenden Restrukturierungen wider. (...) Nach andern Mustern, wie z.B. in den USA, Frankreich und sogar Japan, hielten die bäuerlichen Familien an ihrem landwirtschaftlichen Besitz fest, auch wenn der Bauernhof bereits lange nicht mehr alle Familienangehörigen ernähren konnte. Die unverheirateten Töchter waren unter diesen Bedingungen, wie Thomas Dublin (1980) für die Lowell-Fabrikmädchen zeigte, die Angehörigen, die man am ehesten loswerden wollte. Die Töchter migrierten deshalb oder wurden in die neuen Fabriken geschickt, zusammen mit den bedürftigen alleinstehenden Frauen, die der Öffentlichkeit zur Last zu fallen drohten. Aus der bäuerlichen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung heraus folgten sie der ihrem Geschlecht angemessenen Arbeit des Spinnens (später, wie in Marlhes, der Bandweberei) an die neuen Arbeitsplätze. Aus der Sicht der Unternehmer versprachen sie, fügsame und willige Arbeitskräfte zu sein. (...) Als Fabrik- und Lohnarbeit sich vom nur zusätzlichen Beitrag zum Lebensunterhalt einiger zu der Lebensgrundlage von immer mehr arbeitenden Menschen wandelte, geriet die Lohnarbeit von Frauen zunehmend unter die Normen der herrschenden Kultur, was durch die geschlechtsspezifische Struktur des industriellen Kapitalismus verstärkt wurde. Erst nach Generationen konnte die Arbeiterklasse — und auch nur ihre oberste Schicht — ihr Recht auf einen Manneslohn durchsetzen, der eine ganze Familie ernährte. Bis dahin hatten alle Familienmitglieder zum Familieneinkommen beigetragen; allerdings hatten sie alles unternommen, um die direkte Teilnahme verheirateter Frauen an der Lohnarbeit zu vermeiden. (...)

Die Herausforderung der Frauengeschichte

Die Frauengeschichtsschreibung zeigt neben dem Verhältnis der offiziell Machtlosen zu den Erfolgen der Mächtigen, daß die Beiträge der Frauen nicht wirklich anerkannt wurden. In dieser allgemeinen Beobachtung steckt eine bittere Ironie, denn tatsächlich hat die Unterschätzung der Frauen nicht nur dazu geführt, daß ihre Beteiligung an Sklavenaufständen, Bauernrevolten, Streiks und Revolutionen herabgesetzt wurde; es hat auch dazu verleitet, ihren schrecklichen Beitrag zur Formation von Sklavengesellschaften, zur Unterdrückung der Bauernaufstände, zur Errichtung des big business und zu den konterrevolutionären Anstrengungen geringzuschätzen. Frauen entwickelten ihre eigenen Werte, oft in Konflikt mit den Männern der eigenen Gruppe und häufig in Übereinstimmung mit dem besonderen Empfinden von Frauen anderer Gruppen. Die Grundlagen der weiblichen Werte und des weiblichen Selbst-

bewußtseins liegen jedoch in dem Spannungsfeld zwischen ihrem Ausschluß von den öffentlichen Bereichen des Tauschwertes und der politischen Macht einerseits und den Werten, die sie in den Freiräumen der männerbeherrschten Welt entwickelten, andererseits. Der herrschende Mythos »Die Frau — das Andere« könnte dazu verleiten, das breite Spektrum weiblicher Erfahrung unter der Überschrift »Die Unterdrückung der Frau« zusammenzufassen. Wenn wir aber überhaupt etwas gelernt haben, dann, daß wir die Geschichte von Frauen im ganzen Ausmaß ihrer Tragik und Vielfalt aufdecken müssen.

Die uns bekannte Geschichte wurde in erster Linie aus der Sicht des gebieterrischen männlichen Subjekts geschrieben — des einzelnen, siegreichen Bewußtseins. (...) Die Frauengeschichtsforschung fordert die herrschende Geschichte heraus, nicht um die Chronik des weiblichen Subjekts an die Stelle des männlichen zu setzen, sondern vielmehr, um den Konflikt, die Mehrdeutigkeit und die Tragödie wieder in das Zentrum historischer Prozesse zu rücken: um die unterschiedlichen und ungleichen Bedingungen zu erforschen, unter denen die Geschlechter, die Klassen und Rassen sich am Schmieden eines gemeinsamen Schicksals beteiligen.

Anmerkungen

- 1 Einen ins Deutsche übersetzten Überblick über die Disziplin »Women's History« hauptsächlich in der US-amerikanischen Forschung gibt Gerda Lerner: Die Herausforderungen der Frauengeschichte (The Challenge of Women's History), in: R. Duelli-Klein, M. Nerad und S. Metz-Göckel (Hrsg.): Feministische Wissenschaft und Frauenstudium, AGH-Verlag, Hamburg 1982.
- 2 Wonder Bread: billiges US-amerikanisches Weißbrot, das trotz minimalem Weizengehalt großes Volumen hat. Vgl. P. Krieg: Der Mensch stirbt nicht vom Brot allein. Wuppertal 1981.

Literaturverzeichnis

- Dublin, Th., 1980: Women at Work. New York
 DuBois, W.E.B., 1964: The Souls of Black Folk. New York
 Kelly, J., Frühjahr 1979: The Doubled Vision of Feminist Theory. A Postscript to the »Women and Power« Conference. Feminist Studies No.3, 216-227
 Kerber, L., 1980: Women of the Republic. Chapel Hill



Kultur zwischen Bürgertum und Volk

Die großen Umbruchphasen
 der frühen Neuzeit und
 des ausgehenden 18. Jahrhunderts.
 Argument-Sonderband AS 103, 1983
 16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Michael Jäger

Kann die SPD die Friedensbewegung spalten?

Rückblick auf 1981, Lehren für 1983

Gott sei Dank: Inzwischen wird die NATO-Aufrüstung selbst von den Spitzenleuten der SPD in dieser oder jener Weise kritisiert. Vor zwei Jahren, als die Friedensbewegung in ihre erste Masendemonstration aufbrach (10.10.81), war alles ganz anders. Helmut Schmidt, damals Bundeskanzler, sah in ihr eine »Kampfansage«. Hat sich die SPD aus Einsicht gewandelt? Wir wollen es annehmen und nicht nachtragend sein. Aber auch nicht vergeßlich. Warum hat diese Partei eigentlich eine so lebensgefährlich lange Leitung? Liegt es an ihren Politikmitteln? Daß diese sich gewandelt hätten, wagt niemand zu behaupten. Werden wir die Posse erleben, daß uns die SPD in zwei Jahren attestiert, regionale Aktionen, die Blockade von Zufahrtsstraßen, die Ausrufung des Generalstreiks wären adäquate Maßnahmen zur Verhinderung der Raketenstationierung gewesen? Während sie uns vielleicht heute mit dem ganzen Gewicht ihrer Organisation an eben diesen Maßnahmen hindert?

Uns kann das nicht egal sein, wie immer wir zur SPD stehen. Bei der Frage, ob wir die Raketen abwehren oder nicht, spielen Kräfteverhältnisse eine Rolle, und die SPD *ist* eine starke Kraft, die man entweder in diesem oder jenem Maße zu sich herüberziehen oder wenigstens daran hindern muß, die eigene Kraft zu paralisieren.

Weil solche Paralyse aus dem Ausgeliefertsein an Politikmittel entstehen kann, die man nicht durchschaut, versucht mein Beitrag die Politikmittel kenntlich zu machen, die die SPD 1981 eingesetzt hat. Und zwar die Politikmittel in ihrer konkretesten, jedermann vertrauten Alltagsgestalt, einer Gestalt, die gerade wegen ihrer Vertrautheit zwischen unseren Fingern zu zerrinnen pflegt, weil wir sie eher als Kette unzusammenhängender Belanglosigkeiten wahrnehmen. Abschließend werde ich auf ein Buch verweisen, in dem Strategien von der Art, die ich hier *zeige*, zum Gegenstand von Politikwissenschaft gemacht, d.h. *analysiert und erklärt* werden.

Erinnern wir uns an die Ausgangsbedingungen: 1979 veröffentlicht Peter Glotz seine Sorge über die wachsende gesellschaftliche »Angst«. Unter der »großen Zahl der von Angst Eingeschnürten« fallen nicht zuletzt diejenigen auf, »die sich Sorgen machen wegen eines Arbeitsplatzes« (21981, 136; vgl. 154f., 193, 201f.). Weiß der Teufel, wo auf einmal diese »Angst« herkommt, jedenfalls sind Sozialdemokraten aufgerufen, ihre Folgen unschädlich zu machen. Das Problem nämlich ist: Die »Zahl der Ängstlichen« könnte »an irgendeinem (fast beliebigen) Thema mitgerissen werden zum Protest« (136). Glotz sieht also die Gefahr einer gefährlichen Themenverschiebung. — Über die Art, wie man ihr sozialdemokratisch begegnet, belehrt Helmut Schmidts Bundestagswahlkampf 1980: Man wirft selber das Protestthema auf, kommt also der gefährlichen durch eine ungefährliche Themenverschiebung zuvor (vgl. hierzu Scheffler 1980 und Jäger 1982). Schmidt war kurzfristig erfolgreich und hat sich doch katastrophal verrechnet. Die Mobilisierung gegen Strauß, den »Kandidaten des Unfriedens«, suggerierte einen irrationalen Zusammenhang zwischen sozialer Sicherheit und Fortführung der Entspannungspolitik. Als Garant der letzteren schlug die SPD allen von der ökonomischen Krise Bedrohten vor, sie sollten ihre Wut an der Außenpolitik der CDU/CSU auslassen; gleichsam weil »Sicherheit« ein Wort ist.

Das Spiel mit der Feuerwehr entpuppte sich als Spiel mit dem Feuer. Als schon 1981 für eine breite Öffentlichkeit deutlich wurde, daß die Entspannungspolitik am meisten von der SPD selbst bedroht wurde — weil sie die Regierungsverantwortung für den NATO-Rüstungsbeschluß trug —, wäre man das Friedensthema gern schnell wieder losgeworden. Aber nun war es zu spät.

Helmut Schmidt auf dem Hamburger Kirchentag. Angst um den Frieden? Das mag einmal ein nützliches Verschiebungs-Thema gewesen sein. Jetzt *zeigt* man, daß *Verschiebung nichts nützt*. In dieser Rolle kommen sich Politiker überzeugend vor; sie wissen, wovon sie reden, und meinen es ausnahmsweise

ernst. Der Kirchentag vom Juni 1981 steht unter dem Motto »Fürchtet euch nicht«. ¹ Helmut Schmidt gewinnt nach seiner Diskussion mit Jugendlichen des Kirchentags den Eindruck, es handle sich bei der Kritik am NATO-Beschluß um »Angst«, und verbreitet dies durch ein Interview mit der »Frankfurter Rundschau« am 30.6. Was er den Kritikern entgegenhält, liest sich wie blanker Hohn und dürfte nicht wenig zur Vermehrung der Kritiker beigetragen haben. Ein Vergleich seiner Ausführungen mit denen von Glotz legt aber den Gedanken nahe, daß er gerade hier seine wahre Auffassung vorträgt, ein wenig mit zufälligem Kirchentags-Kolorit geschmückt zwar, aber im Kern redlich. Angst, sagt er, sei »eine zutiefst menschliche, dem Menschen vom Schöpfer mitgegebene Kategorie«, eine »grundsätzliche Disposition«, die sich jeweils — jetzt fast wörtlich wie bei Glotz — »irgendwelcher Auslöser (bedient), um ins Bewußtsein zu treten«, und die »ansteckend« wirke. Sei derart KKW-Politik, Rüstung oder anderes zum Problem geworden, dann müsse man darüber reden »mit vernunftgemäßen Argumenten«, zuletzt helfe aber nur der »Seelsorger« und das »Vertrauen zu Gott«.

Man erinnert sich, wie Schmidt vorher im Bundestagswahlkampf die Intervention der katholischen Kirche in der Frage der Staatsverschuldung zurückgewiesen hatte; nicht mit sachlichen Argumenten, sondern auf der Linie von Christi Lehrsatz »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist«. In seiner Verbeugung vor den »Seelsorgern der Angst« steckt ebensosehr der Hinweis auf Kompetenzgrenzen. Vernunftgründe sind Sache der Politik. Aber es wäre doch sehr nützlich, wenn die Kirche alle Kritiker der Friedenspolitik davon überzeugen könnte, daß sie in Wahrheit sich selbst, nämlich ihre »Angst« kritisieren, und noch dazu vergeblich, weil Angst ein Existenzial ist. Die Führung des DGB verfolgt diese Schmidtsche Linie zwischen Juni und September 1981 weiter. Inzwischen hat man erfahren, daß während des Kirchentags ein erster Aufruf zu einer Bonner Friedensdemonstration am 10.10. formuliert worden ist, unterzeichnet von 25 Organisationen, darunter auch solchen der Gewerkschaftsjugend. Es soll sich um eine »westeuropäische Auftaktkundgebung« handeln, zu der erste Vorgespräche schon im Mai zwischen dem Niederländischen Innerkirchlichen Friedensrat und der Aktion Sühnezeichen stattgefunden hatten. Eine religiöse Bewegung offenbar! Man reagiert mit einer Doppelstrategie. Zum einen wird für den 1.9., den Antikriegstag, eine zentrale Friedenskundgebung *des DGB* angekündigt. Hierzu wird Mitte August ein »Friedensaufruf« veröffentlicht, der zugleich Gegenstand einer Unterschriftensammlung vom 1.9. an sein soll. Zum andern stellt man ein Bündnis mit der evangelischen Kirche auf Führungsebene her. So erscheint am 25.8. eine gemeinsame Erklärung der Kirchenleitung in Hessen und Nassau und des hessischen DGB, in der allgemein vor dem Rüstungsproblem gewarnt wird. Kirchengemeinden und gewerkschaftliche Gliederungen werden ermutigt, bei den Vorbereitungen und Veranstaltungen des Antikriegstags und bei der Friedenswoche der Evangelischen Kirche vom 8. bis 18.11. aktiv zusammenzuwirken. Am 1.9. spricht der Kirchenpräsident von Hessen und Nassau auf der DGB-Kundgebung in Mainz. In Kiel werden die DGB-Veranstaltungen zum Antikriegstag von den Glocken aller Kieler Kirchen eingeläutet.

Irgendeine Wirkung der Kirchenpolitik des DGB auf die DGB-Jugend ist nicht zu erkennen, außer daß sie den »Friedensaufruf« gelesen und verstanden haben dürfte. In ihm wird weder der Rüstungsbeschluß der NATO noch die Demonstration vom 10.10. erwähnt, aber dennoch erkennbar für das eine und gegen das andere Stellung genommen: Der Aufruf wendet sich gegen die weitere Stationierung von Raketen »in Ost und West«, fordert »umgehend Verhandlungen« und behauptet, daß die Gewerkschaftsbewegung »immer auch eine Friedensbewegung« sei (neben der es einer anderen Friedensbewegung und gar einer Demonstration derselben dann wohl nicht bedarf).

Am Vorabend des Antikriegstags verwandelt sich die Andeutung in ein explizites Verbot für die DGB-Jugend, an der Bonner Demonstration teilzunehmen. Die Begründung lautet, die Gewerkschaften stellten mit ihren knapp acht Millionen Mitgliedern eine selbständige gesellschaftspolitische Kraft dar, bräuchten sich daher nicht an andere Gruppen (wie die Aktion Sühnezeichen!) anzuschließen. Und selbst dieses Verbot bleibt wirkungslos.

»Hinreichende Offenheit«. Man bräuchte sich der Posse um die »zutiefst menschliche Angst« nicht zu erinnern, wenn sich in ihr nur das Schicksal einer besonders ungeschickten Verschiebung zeigte. Einer Posse, die sich übrigens noch fortsetzt: Ende September ist die »Angst« zum innerparteilichen Konfliktthema der SPD geworden; zum Beispiel beklagt sich Annemarie Renger auf der Fraktionssitzung vom 29.9., viele Sozialdemokraten seien »unerträglich weinerlich« geworden, und Schmidt, der eben noch die theologische Bedeutung dieser Frage unterstrichen hat, will sich nun pauschal gegen jeden wenden — d.h. auch gegen Erhard Eppler, von dem man inzwischen weiß, daß er auf der Bonner Demonstration sprechen wird —, »der öffentlich seine Angst bekennt«. Dies wiederum wird von Willi Brandt mit starken Worten zurückgewiesen: Man dürfe die Demonstranten, sagt er am 7.10., nicht als »Leute mit Ängsten« ansehen, »falls Angst in diesem Fall staatlich erlaubt worden ist«.

So weit kann sich der innerparteiliche Diskurs vom Diskurs derer entfernen, die er zu »repräsentieren« meint. Aber trotz allem wäre es falsch, in dem Angstgerede einen Gespensterkampf zu sehen, in dem es um nichts geht. Vielmehr haben wir es mit dem sehr rationalen Versuch zu tun, eine Möglichkeit zur Spaltung der Friedensbewegung zu entdecken, damit diese sich mit sich selbst auseinandersetze, statt mit dem NATO-Beschluß. Die Schwäche des Versuchs ermuntert andere, substanzhaltigere, zum Hervortreten. Inwiefern ist das Verschiebungs-Thema Angst zugleich Spaltungs-Thema? Insofern, als Schmidt versucht hat, die um den Frieden Engagierten in solche, die eine »vernünftige« Lösung suchen (d.h. *seine* Lösung), und solche, deren Herangehen *emotional* ist, nämlich eben »ängstlich«, *auseinanderzuidividieren*. Situationen, in denen ein solcher Anwurf manche betroffen macht, so daß die ganze Bewegung ins Stocken kommt, lassen sich sehr wohl denken. Man kann die Figur verallgemeinern: Ein Verschiebungs-Thema ist immer auch ein Spaltungs-Thema, und jede Spaltungsstrategie, die von der Staatsmacht ausgeht, arbeitet mit Verschiebungen. Denn dies ist das tägliche Brot der Staatsmacht: Sie steht sozialen Kämpfen gegenüber, die »gedämpft« werden müssen (Engels), wenn

die Gesellschaft nicht auseinanderfallen soll; sie muß versuchen, die gefährliche Spaltung, die sie vorfindet, durch eine ungefährlichere zu ersetzen. Im Resultat des Versuchs stellt sich eine Überlagerung beider Spaltungen her, d.h. eine Verschiebung der primären, zu gefährlichen Spaltung. Die Agenten der Staatsmacht sind in ihren Spaltungsversuchen mehr oder weniger originell, und Helmut Schmidts Versuch ist gerade deshalb so interessant, weil ihm Originalität gänzlich abgeht. Man erkennt dadurch den Mechanismus der Verschiebung gleichsam in reiner Form. Vernunft versus Emotion, das ist ja weiter nichts als das Spiegelbild der Spaltung von Staat und Gesellschaft schlechthin, der Spaltung in öffentliche Strategen und private Gefühls-Episodiker. Welches Thema in der zehntausendjährigen Geschichte des Staates ließe sich *nicht* mit den Worten spalten, die Unterworfenen in ihrer Angst sollten der Weit- und Übersicht der Herren vertrauen? Freilich, ein so allgemeiner Rekurs wirkt nicht eben überzeugend.

Indessen ist es eigentlich auch gar nicht Schmidts Rolle, die Bürger zu integrieren, sondern die Politik zu machen. Daß er sich überhaupt in Integrationspolitik versucht hat, weist auf das Versäumnis anderer, die berufener wären. Das begreift Ende Juli endlich, nachdem zwei Wochen zuvor die erste Vorbesprechung zur Bonner Demonstration stattgefunden hat, unter Beteiligung von nun schon 104 Gruppierungen, der SPD-Vorsitzende Willi Brandt. In der »Frankfurter Rundschau« vom 27.7. unterbreitet er der Friedensbewegung ein Gesprächsangebot, das die Frage einschließt, »was im richtigen Sinne neu ist« an ihr und was weiterführe. Es wird deutlich, wen Brandt als Adressaten betrachtet und was seine Zielsetzung ist: Die SPD habe nur dann »noch mal eine große Chance«, sagt er, wenn sie sich jenem Gespräch nicht entziehe; sie müsse sich analog zu den Integrationsbemühungen nach 1968 wieder als »hinreichend offen« präsentieren; und es handle sich um das Gespräch mit Menschen, die »auf geballte Weise zivilisationskritische Positionen« bezögen. Man ahnt, daß Richard Löwenthal bei dieser Zeitungslektüre mit der Vorbereitung seiner Dezember-Thesen begonnen haben könnte, in der er den Trennungsstrich zur Konzeption der »Aussteiger« mit den Worten zieht, sie sei »der Industriegesellschaft grundsätzlich feindlich« und halte sie »für einen geschichtlichen Irrweg der Menschheit«. Vorerst deutet aber noch nichts auf einen innerparteilichen Konflikt: Brandt nimmt nur seine arbeitsteilige Rolle wahr und betont dies mit den Worten, der Kompromißzwang des Bundeskanzlers stelle dem Parteivorsitzenden in einer problematischen Situation die Aufgabe, aktiv zu werden und »Akzente« zu setzen. Er kündigt für August den Beginn einer Reihe öffentlicher Diskussionen an und hat dabei offenbar das Bonner »Friedensforum« der SPD vom 27.8. im Auge.

Brandt hat damit seine Linie noch nicht zu Ende gedacht. Er will den Friedensengagierten zuhören; aber was will er dann antworten? Wer glaubt daran, daß er anders antwortet als Schmidt? Die Vertreter der Friedensbewegung auf dem »Friedensforum« jedenfalls, wo z.B. Verteidigungsminister Apel darlegt, man solle nicht nur Washington kritisieren, sondern auch Moskau, bleiben unbeeindruckt. Bahro urteilt hinterher, die SPD sei keine Friedenspartei, sondern »die Partei des gemäßigten Exterminismus«. Weit erfolgreicher als das »Frie-

densforum« verläuft die am selben Tag stattfindende zweite Demonstrierungs-vorbesprechung, in der 190 Gruppen repräsentiert sind. Man nominiert Erhard Eppler zum Kundgebungsredner.

Folgen einer Generalprobe. Nachdem am 13.9. in Westberlin 80000 Menschen gegen den Besuch von US-Außenminister Haig demonstriert haben, ist die Lage drastisch verändert. Am 16.9. wendet sich Schmidt mit der brieflichen Aufforderung an Brandt, er solle Epplers Auftritt bei der Bonner Kundgebung verhindern. Am 18.9. sagt er im Bundestag, Politiker, die »auf solchen Kundgebungen« reden, müßten »organisatorische Vorsorge gegen den Mißbrauch ihrer Demonstration« treffen. Er wird durch Zwischenruf von Wehner unterstützt. Am 21.9. sagt Brandt die turnusmäßige Präsidiumssitzung der SPD ab, um, wie der »Spiegel« behauptet, einen »show down mit Schmidt zu vertagen«. Der »Spiegel« selbst verbreitet an diesem Tag die Falschmeldung, Brandt selbst wolle möglicherweise am 10.10. sprechen, »selbst auf die Gefahr hin, aus der SPD ausgeschlossen zu werden«. Die Veranstalter der Demonstration führen später auf sie den Durchbruch der Massenmobilisierung zurück.

Nun ist der innerparteiliche Konflikt da. Die Linien von Brandt und Schmidt haben zur Spaltung der SPD, statt der Friedensbewegung geführt. Auf der Präsidiumssitzung vom 28.9. werden die Auseinandersetzungen so heftig, daß Brandt einen Tag später mit dem Rücktritt vom Parteivorsitz droht. Die Frontstellung wird von einem Sprecher des Parteivorstands mit den Formeln »Wieder Ordnung schaffen« versus »Die Demonstranten wieder integrieren« umrissen. Man hat schlecht geschlafen: Am Tag zuvor hat die SPD in den niedersächsischen Kommunalwahlen »beispiellose Stimmenverluste« (»Frankfurter Rundschau«) hinnehmen müssen. Unter den Schlägen der Kritik werden die Linien zu Ende gedacht. Der Bundeskanzler entdeckt mehr und mehr die Klassendimension des Streits: Er unterstreicht in diesen Wochen sein positives Verhältnis zu »Arbeitern«, von denen er besser verstanden werde als von Parteifunktionären. Am 7.10. wirft er den Veranstaltern der Demonstration vor, sich nicht von kommunistischen Gruppen distanzieren zu wollen. Die rechte Kanalarbeiter-Fraktion assistiert mit der einzigen Waffe (vgl. Müller-Rommel 1982, 163) ihres geistlosen Arsenal: Man wird sich am 28.9. darüber klar, daß Eppler wegen Verstoßes gegen das »Aktionseinheitsverbot von Sozialdemokraten und Kommunisten« seinen Präsidiumssitz verlieren muß, falls er auf der Kundgebung redet. Inzwischen versucht Brandt die Volkspartei-Konzeption aufrechtzuerhalten, die ihm mit totaler Ausgrenzung einer mutmaßlichen Massendemonstration zu Recht nicht verträglich scheint. Man muß die Grenze durch sie hindurchziehen. Aber wie? Anfang Oktober ist endlich eine doppelte Spaltungslinie markiert. Erstens fordert Brandt die Demonstranten prophylaktisch zur Gewaltlosigkeit auf. (Es ist bezeichnend für die politische Kultur, daß nach der Demonstration in den Schlagzeilen vieler Zeitungen *deren Gewaltlosigkeit* gemeldet wurde, gleichsam als hätten die Demonstranten nicht gegen die Gewalt der Raketen, sondern gegen ihre eigene Gewalt demonstriert.) Zweitens versucht Brandt, den Sinn der Demonstration umzuinterpretieren. Während Schmidt sogar den Regierungssprecher mitteilen läßt, er werte die Demonstration als »Kampfansage an die Bundesregierung«, appel-

liert Brandt an die Veranstalter, sie sollten deutlich machen, »daß dem Wettrüsten in Ost und West Einhalt geboten werden muß«, und redet von dem »moralischen Anspruch, der die meisten derer antreibt, die sich als Friedensbewegung verstehen«. Der Rüstungsbeschluß, gegen den sich die Demonstration richtet, verwandelt sich in seinen Worten geradezu *in deren politische Konsequenz*, denn »wir stehen immer wieder vor dem Problem, wie Moral in praktische Politik umgesetzt werden kann«. — Nicht mehr also Angst versus kalte Vernunft, sondern Moral versus schuldige Tat.

Sowohl Schmidts als auch Brandts Linie bleiben eigentümlich wirkungslos. Kaum hat letzterer die Demonstration als Regierungskundgebung zu interpretieren versucht, da werden ihm auch schon von den Demonstrationsveranstaltern die Worte aus dem Mund genommen: In einer Vier-Punkte-Erklärung betonen sie den friedlichen Charakter der Demonstration und deren Orientierung auf »Entspannung und Abrüstung in Ost und West«. Ein Vertreter der Aktion Sühnezeichen sagt ergänzend, man bedaure inzwischen, nicht die Parteivorsitzenden als Kundgebungsredner eingeladen zu haben. Brandt, der entgegen der »Spiegel«-Meldung keineswegs reden will, steht nackt da. Aber Schmidt und seinen rechten Unterstützern ergeht es nicht besser. Ihre Linie wird von der CDU/CSU beschlagnahmt. Die Christdemokraten setzen eine Sitzung des Bundestags am Tag vor der Demonstration durch, auf der sie den Antrag stellen zu »beschließen«, daß die Demonstration gegen die Politik der Bundesregierung gerichtet sei. Die SPD-Fraktion kann sich nur noch taub stellen und mit der formalistischen Erklärung reagieren, jeder habe das Recht zu demonstrieren, jedoch sei Gewaltfreiheit zu fordern, und sozialdemokratische Teilnehmer müßten sich über die Konsequenzen der Teilnahme klar sein. Mit solchen allgemeinen Wahrheiten grenzt man jedoch keine Politik ab. *Die SPD-Politik hat sich in Nichts aufgelöst* — oder hätte sich aufgelöst, wenn da nicht der Kundgebungsredner Erhard Eppler wäre.

Die »Wählerbasis des Bundeskanzlers«. Ein Hauch von Doppelherrschaft lag nun, sicherlich für alle Beteiligten überraschend, über der Demonstration. Man konnte die Erzwingung einer Bundestagssitzung durch die CDU/CSU, die sich am Tag vor der Demonstration einzig mit dieser befaßte, unter zwei Gesichtspunkten betrachten. In der Perspektive des traditionellen Zwei-Blöcke-Systems hatten die Christdemokraten zweifellos einen wichtigen Sieg errungen, einen Schritt zur späteren Regierungsübernahme getan. In einer anderen Perspektive ließe sich jedoch sagen, jenes System habe sich *insgesamt* ausmanövriert, wenn auch vorerst nur für einen Augenblick. Der gesamte Reale Parlamentarismus der etablierten Parteien hatte sich für diesen Augenblick auf eine bloße Gegenkundgebung zur Bonner Demonstration reduziert, wobei es sogar in der Logik der christdemokratischen Strategie lag, daß sie ihren systemimmanenten Vorteil nur deshalb ergattern konnte, weil sie bedenkenlos die Friedensdemonstration stärkte. In dieser aber blitzten schon Umrisse einer neuen, alle Spaltungs-Sackgassen des alten Systems überspülenden politischen Formation auf: Nicht nur SPD und DGB (Eppler und IG-Metall-Vorstandsmitglied Benz), sondern auch die FDP (Borm) und die CSU (Mechtersheimer), und daneben die Grünen, stellten Kundgebungsredner.

Es ist Eppers Verdienst, daß der Hauch sich verlor. Seine Linie bestand darin, daß er die Kritik am Rüstungsbeschluß inhaltlich bejahte und teilte, jedoch mit dem Postulat verband, sie habe innersozialdemokratisch artikuliert zu werden. Mit dieser Linie, oder besser: mit ihrem undeutlichen Erscheinungsbild in Eppers Politik war nun endlich eine der SPD nützende Front durch die Friedensbewegung selbst gezogen. Eppler war der gefeierte Hauptredner der Demonstration. Er bezeichnete in ihr die Demonstranten als die »eigene Wählerbasis« des Bundeskanzlers und forderte diesen auf, sich an das von den Wählern verliehene Mandat zu erinnern. Seine Rede gipfelte in der Behauptung, die Friedensbewegung werde nur »mehrheitsfähig«, wenn sie »mit der organisierten Arbeiterbewegung« zusammenwirke.

Wenn man einmal von persönlichen Motiven und möglichen biografischen Folgen absieht,² lief Eppers Strategie auf dasselbe hinaus wie die Strategien Schmidts und Brandts, nämlich auf den Rüstungsbeschluß. Ob wir diesen wegen seiner »Vernunft« feiern, ob wir ihn mit dem Argument in Schutz nehmen, Politik sei nun mal ein schmutziges, aber dennoch notwendiges Geschäft, oder ob wir nur das Widerstandsrecht gegen ihn bestreiten, indem wir darauf hinweisen, daß die Arbeiter noch nicht hinter uns stehen, bleibt sich gleich. Zweifellos ist die zuletzt genannte Hinführung zum Rüstungsbeschluß am sympathischsten, weil sie am widerwilligsten erfolgt, aber ebenso wahr ist, daß sie den zuerst genannten Hinführungen gerade darin gleicht, daß sie spaltet und verschiebt — sie will zur *zeitlichen Verschiebung des Kampfes* veranlassen. In der hier interessierenden Frage nützen jedoch keine allmählichen Übergänge und langen Märsche, und das Verschieben hat übrigens auch noch nie einen Krieg verhindert, trotz Eppers Kundgebungshinweis, die »organisierte Arbeiterbewegung« habe »seit mehr als einem Jahrhundert für den Frieden« gewirkt. Rühren wir lieber nicht an die Geschichte des sozialdemokratischen Friedenskampfes!

Eppler wird sowieso, wenn er von »Mehrheitsfähigkeit« sprach, weniger die Klassenfrage als die Frage der Stimmenmaximierung vor Augen gehabt haben. Es ging ihm, wie ich annehme, um die ganz und gar systemimmanente *Mehrheit gegen die CDU/CSU*, Mehrheit des einen Systemblocks gegen den anderen — eine Frage, die am 10.10.81 verdächtig belanglos scheinen konnte, denn die Raketenstationierung wurde ja nun mal *von beiden Blöcken* vorbereitet. Unter solchen Umständen hätte ein Stratege der Doppelherrschaft gegen Eppler ausrufen müssen, nichts könne der Friedensbewegung mehr nützen als das *Verschwinden jeglicher Mehrheitsfähigkeit* in diesem Land und zu dieser Stunde (weil dadurch allein die parlamentarische Scheinlegitimation der Kriegsvorbereitung zusammenbräche) oder, mit anderen Worten, die *Entstehung des Drei-Blöcke-Systems* im Parlament. Aber nicht einmal die Vertreterin des potentiellen Dritten Blocks, Petra Kelly, wagte mehr zu sagen, als daß Schmidt den Posten des Bundeskanzlers an Eppler abtreten solle.

Ziehen wir ein kurzes Resümee. Die Sozialdemokraten haben 1981 muster-gültig, gleichsam in experimenteller Bedingungsvariation, vorgeführt, wie man integriert, indem man spaltet; die Organisatoren der Demonstration (darunter auch die Aktiven der Gewerkschaftsjugend, deren bewunderungswürdige Tak-

tiken hier leider aus Raumgründen nicht dargestellt werden konnten) haben ebenso eindrucksvoll gezeigt, daß Spaltungsversuche unterlaufen werden können mit der Folge, daß sich die Spalter selbst spalten. Es sind allerdings nicht alle Spaltungsversuche unterlaufen worden. Am bemerkenswertesten ist aber, daß eine so wenig originell scheinende Kampfform wie jene Demonstration damals schon den *Bruchpunkt des Systems* in Sicht brachte, für einen kurzen Augenblick. Genauer gesagt, nicht des Systems, aber seiner Hegemonie. Es müssen dafür Bedingungen vorgelegen und zusammengespielt haben, deren vorbeugende Kenntnis von größter Wichtigkeit wäre.

Mit anderen Worten: Es wäre wichtig, nicht nur den Gang der Ereignisse zu verstehen, sondern auch den Einsatz der Strukturen, an denen sie sich brechen oder die sie endlich doch einmal überspülen. Zur Analyse solcher Strukturen ist soeben ein Buch erschienen, auf das ich mit dieser Skizze hinweisen wollte. Es heißt »Marxismus und Theorie der Parteien«.³

Lehren für 1983. Es gibt folgenreiche Unterschiede zwischen damals und heute. Zum einen geht es der Friedensbewegung inzwischen nicht mehr um Protest gegen die beabsichtigte, sondern um Widerstand gegen die tatsächliche Raketestationierung. Zum andern agiert die SPD jetzt aus der Opposition heraus. Das Vergleichbare ist aber, daß diese Partei sich immer noch um Spaltung der Friedensbewegung bemüht, in Formen nunmehr, die die genannten Unterschiede reflektieren. — Da in Opposition, fällt es der SPD leichter, sich auf die Eppler-Linie zu einigen, die seinerzeit den Rechten in der Partei so skandalös schien. Jetzt orientiert selbst die DGB-Führung auf bedingte Teilnahme an ausgewählten Demonstrationen. Man hat allseits eingesehen (nicht immer, weil man Epplers Motive teilt), daß aller Friedensprotest sich unter sozialdemokratischer Fahne sammeln sollte; der Bundeskanzler, der ihn ignoriert, heißt ja jetzt Helmut Kohl. Wäre die Friedensbewegung auf dem Stand von 1981 stehengeblieben, könnte das schon hinreichen: ein Dohnanyi als Kundgebungsredner, der mit geringen Modifikationen Epplers Rede wiederholt. Nur läßt sich die Bewegung inzwischen nicht mehr auf Dampfablassen reduzieren. Man mußte daher aus den Elementen der Brandt- und Eppler-Linie von 1981 eine offensive Diffamierungsstrategie machen, sie gleichsam extrovertieren. Das funktioniert so: Damals wurde auch deshalb über »Gewaltfreiheit« der Friedensbewegung geredet, damit sie innerparteilich durchgesetzt werden konnte. Heute versucht man entlang der Gewaltfrage zwei einander feindliche Bewegungen zu konstruieren, wobei man die Bespritzung eines US-Generals mit Blut bereits als Übertretung der Gewaltschwelle auslegt, ähnlich wie 1967 die Verschmutzung eines Amerika-Hauses mit Farbeiern. (»Gewalt« bedeutet für diese Menschen so viel wie Unsauberkeit, Unruhe, Unordnung, nicht etwa Verletzung des Lebens und Schwinden der Dinge.) Weiter: Damals beschränkte sich Eppler darauf, die Friedensbewegung indirekt als SPD-Basis anzusprechen. Heute werden die Konkurrenten auf Parteiebene, die Grünen, massiv angegriffen. Man bedient sich dabei der Muster, die in den 70er Jahren von DKP und SEW auf Maoisten gemünzt wurden (»fünfte Kolonne der Reaktion«). Und schließlich: Damals konnte sich Eppler der zentralistischen Pro-

testform der Bewegung einfach bedienen. Heute versucht die SPD diese Form *auszuspielen* gegen die neuen Formen dezentralen Widerstands, die naturgemäß mit den Methoden der etablierten Parteien nicht mehr kontrolliert werden können, wenn sie einmal existieren. Denn hier wird ja wirklich *gehandelt* und nicht nur geredet. (Die Methoden der etablierten Parteien zielen immer darauf ab, daß die Bürger *nur eine einzige politische Handlung* begehen, nämlich die Wahl.) — Wenn sich die Friedensbewegung derart auf Sauberkeit, Wahlorientierung und Wut auf Grüne festlegen ließe, könnte ihr auch noch die Krone eines SPD-Parteitags aufgesetzt werden, der, selbst schon das Produkt einer Kette zeitlicher Verschiebungen, erneut einen Verschiebungs-Beschluß fassen dürfte, etwa die Forderung nach einem Stationierungs-Moratorium.

Wie auf all das reagieren? Im Prinzip wie 1981: die Spaltungsversuche unterlaufen und die SPD anders in der Friedensbewegung willkommen heißen, als ihr lieb ist. Die Spaltungsversuche z.B. in der »Gewaltfrage« knüpfen zweifellos an Bruchlinien in der Bewegung selbst an. Aber Bruchlinien tendieren eben nicht automatisch zum ausnutzbaren Widerspruch. Man muß in der Friedensbewegung *keinen* Minimalkonsens finden, und man darf sich um keinen Preis gegeneinander »abgrenzen«; freilich auch ebensowenig die jeweils andre Gruppe gegen deren Willen in kontroverse Aktionen einspannen. Eine Friedensbewegung, die sich so verhält, werden die etablierten Parteien *nicht* durch den Hinweis auf »Gewalttäter« schwächen können — das zeigt u.a. die Erfahrung von 1968, als die Studentenbewegung »Spielregeln verletzte« und *gleichzeitig* ihr Prestige in liberalen Kreisen *anwuchs*. Damals ging es nämlich auch schon um die Frage, ob die »Spielregeln« bei den etablierten Parteien überhaupt in besten Händen sind (Stichwort Notstandsgesetze). Im übrigen muß man den Anspruch der SPD auf politische Führung der Bewegung beim Wort nehmen und sie öffentlich immer wieder fragen: Will sie die Raketen verhindern oder nur Protestsymbole schaffen? Warum arbeitet sie nicht mit legalen Mitteln auf den Generalstreik hin? Etwa, weil das in die sichere Wahlniederlage führt? Was liegt an Wahlen, wenn es um den Atomkrieg geht? Aber selbst eine SPD, die sich auf das Spiel des Zeitgewinns versteift, kann uns noch willkommen sein. Wir können die Zeit brauchen, werden sie freilich anders gebrauchen als die SPD uns zugesteht — nicht mit Warten auf den nächsten Wahltag ... Denn die Auseinandersetzung geht ja weiter. In der Rüstungsfrage wird es keinen point of no return geben. Die Studentenbewegung zerbrach, als die Notstandsgesetze einmal beschlossen waren. Es liegt in der Natur der Kriegsvorbereitung, die als Rüstungsspirale erscheint, also wie eine Daumenschraube wirkt, daß sich das nicht wiederholen kann.

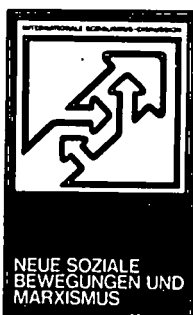
Anmerkungen

- 1 Die folgende Darstellung basiert, soweit sie Fakten betrifft, auf Berichten der »Frankfurter Rundschau«, der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, der »Tageszeitung« und des »Spiegel«.
- 2 Es liegt mir fern, die moralische Integrität Eplers in Frage zu stellen (wie übrigens auch diejenige von Brandt und Schmidt) oder Eplers politischen Standpunkt mit der Rolle, die er 1981 gespielt hat, ein für allemal abstempeln zu wollen.

- 3 Das Buch erscheint als Argument-Sonderband (AS 91). Es enthält drei Arbeiten: Klassenpartei und Hegemonie (W. Elfferding), Über Macht und Parteien (M. Jäger), Konflikt, Identität und Parteien: Zum Verhältnis von Grenzen und Politik (Th. Scheffler).

Literaturverzeichnis

- Glutz, P., 1981: Die Innenausstattung der Macht. Politisches Tagebuch 1976-1978. Mit einem Nachwort, Frankfurt/M.
 Jäger, M., 1981: Integrationskrise der SPD. Acht Thesen, in: Das Argument 135, 688-696
 Müller-Rommel, F., 1982: Innerparteiliche Gruppierungen in der SPD, Opladen
 Scheffler, Th., 1980: Außenpolitik und Hegemonie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Sozialliberalismus und rechter Populismus (Argument-Sonderband 51), 31-45



Neue Soziale Bewegungen und Marxismus

Diskurs und Hegemonie.
 Nationalismus und Populismus.
 Feminismus und Sozialismus.
 E. Laclau, C. Buci-Glucksmann u.a.
 Argument-Sonderband AS 78
 DM 16,80/f. Stud. 13,80 (Abo: 13,80/11,80)



Re-Thinking Ideology

Positionen und Kontroversen in der internationalen Ideologie-Diskussion. Cotten, Haug, Holzkamp, Laclau, Pêcheux u.a. (engl.)
 Argument-Sonderband AS 84
 16,80/f. Stud. 13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)



Westeuropäische Gewerkschaften

Krisenverarbeitung in Frankreich, Italien, Japan und BRD
 Albers, Moynot, Trentin u.a.
 Argument-Sonderband AS 85
 16,80/f. Stud. 13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Mary Kaldor

Krieg und Kapitalismus*

»Der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens. Er ist ein Konflikt großer Interessen, der sich blutig löst. (...) Besser als mit irgendeiner Kunst ließe er sich mit dem Handel vergleichen, der auch ein Konflikt menschlicher Interessen und Tätigkeiten ist, und *viel* näher steht ihm die Politik, die ihrerseits wieder als eine Art Handel in größerem Maßstabe angesehen werden kann. Außerdem ist sie der Schoß, in welchem sich der Krieg entwickelt; in ihr liegen die Lineamente desselben schon verborgen angedeutet wie die Eigenschaften der lebendigen Geschöpfe in ihrem Keimen.

Das Wesentliche des Unterschiedes besteht darin, daß der Krieg keine Tätigkeit des Willens ist, die sich gegen einen toten Stoff äußert wie die mechanischen Künste, oder gegen einen lebendigen, aber doch leidenden, sich hingebenden Gegenstand, wie der menschliche Geist und das menschliche Gefühl bei den idealen Künsten, sondern gegen einen lebendigen, *reagierenden*.« (Clausewitz 1973, 303)

»Die Bombe ist ein Ding«, sagt Edward Thompson. Wie untersucht man aber ein Ding? Im ersten Kapitel des *Kapital* beginnt Marx mit der Untersuchung der Ware. Er beschreibt ihren Doppelcharakter; als Gebrauchswert, Objekt des Konsums, Qualität und als Tauschwert, Objekt der Produktion, eine Menge von Hilfsmitteln, menschlicher Leistung, die für ihre Herstellung notwendig sind. Er betont besonders den Widerspruch zwischen diesen beiden Eigenschaften der Ware — den andauernden Kampf, den Gebrauchswert zu vergrößern, den Tauschwert zu verringern. Dieser Widerspruch wird täglich auf dem Markt entschieden, wo die Gesellschaft in der Form einzelner Käufer und Verkäufer von Waren ihr Urteil fällt: über die Frage »Wieviel ist genug?«, über die angemessene gesellschaftliche Arbeitsteilung, um die passende Mischung von Gebrauchswerten herzustellen.

Die Bombe hat einen Gebrauchswert: ihre Zerstörungskraft, und zu ihrer Herstellung sind Hilfsmittel nötig — Arbeiter, Wissenschaftler, Labors, Fabriken. Aber sie erscheint nicht auf dem Markt. Es gibt eine andere Form, in der über die Angemessenheit von Rüstungen entschieden wird: Krieg. »Die Waffenentscheidung«, sagt Clausewitz, »ist für alle großen und kleinen Operationen des Krieges, was die bare Zahlung für den Wechselhandel ist.« (226) Aber was ist, wenn Kriege sehr selten sind, wenn die Bombe zu zerstörerisch ist, um gebraucht zu werden? Wie wird der Widerspruch zwischen der Bombe als Objekt des Konsums und der Bombe als Objekt der Produktion dann jemals entschieden? Wie wird die Frage, »Wieviel ist genug?«, beantwortet? Die Möglichkeit, daß mehr und mehr Hilfsmittel zunehmend überflüssigeren Zwecken zugeteilt werden, kann Wirklichkeit werden. Die Herstellung von Kriegsführungsfähigkeit kann die Gesellschaft überwältigen, der sie theoretisch dienen soll. Der Zwang, den Widerspruch zwischen dem Gebrauchswert der Bombe

* Der Aufsatz ist zuerst in *New Left Review* (Hrsg.): *Exterminism and Cold War*. London, Verso Editions and NLB 1982, 261-287 erschienen. Für die deutschen Druckrechte danken wir der Autorin und dem Verlag. Der Aufsatz mußte aus Raumgründen in seinem Schlußteil leider erheblich gekürzt werden. — Übersetzung: J. Rodejohann.

und der zu ihrer Herstellung notwendigen Arbeit zu lösen, kann selbst zur Kriegsursache werden.

Edward Thompson hat den Gedanken des Exterminismus zur Diskussion gestellt: Die Bombe, zum Ziel einer neuen Gesellschaftsordnung geworden, formt und prägt die Gesellschaften, die sie hervorgebracht haben — und treibt sie unerbittlich zum Exterminismus. Raymond Williams hat die Vorstellung wegen ihres technologischen Determinismus kritisiert und betont, daß Atomwaffen »wissentlich erforscht und entwickelt wurden ... für bekannte und vorhersehbare Zwecke«. Ihre Debatte ist Teil einer umfassenderen Diskussion über die Natur des Wettrüstens. Im allgemeinen wird angenommen, daß Erklärungen, welche sich auf den Nutzen von Rüstungen konzentrieren — Gleichgewichtstheorien wie Imperialismusbetrachtungen — nicht mit Erklärungen vereinbar sind, welche das Augenmerk auf die Produktion von Rüstungen richten — Theorien des militärisch-industriellen Komplexes oder der Rüstungsökonomie, welche behaupten, daß die kapitalistische Wirtschaft Rüstungen braucht. Demgegenüber zeigt der Gedanke der doppelten Natur von Rüstungen, als Objekte des Konsums *und* als Objekte der Produktion, einen Weg zur Schlichtung dieser Diskussion. Wir könnten tatsächlich auf den Widersprüchen zwischen den verschiedenen Erklärungen aufbauen, um eine neue Darlegung der gegenwärtigen Krise zu finden.

Rüstungen sind die Mittel des Krieges. Als Objekte des Konsums sind sie Instrumente einer bestimmten Form von Zwang. Wenn wir eine gegebene Klassengesellschaft mittels ihrer Eigentumsverhältnisse abstrakt bestimmen können, also der Aneignung von Produktionsfaktoren oder Arbeit (tote wie lebendige) und der Formen des Zwangs, durch den diese Aneignung erfolgt, dann kann Krieg als eine Form des Zwangs gesehen werden — als ein wesentlicher Bestandteil der Reproduktion von Eigentumsverhältnissen. Dies ist gewissermaßen die orthodoxe Interpretation des Krieges. Die Betonung liegt darauf, daß Rüstungen die Vorhaben der herrschenden Klasse fördern.

Ich möchte dagegen zeigen, daß die historische Entwicklung besonderer Formen des Zwangs nur verstanden werden kann, wenn untersucht wird, wie diese Formen selber auf der Grundlage gegebener Eigentumsverhältnisse produziert und reproduziert werden, also wie Arbeit herausgezogen wird, um bestimmte Zwangsformen auszuüben. Ohne eine solche Analyse entartet die Vorstellung vom Krieg als Zwang zum Funktionalismus. Sie setzt dann eine herrschende Klasse voraus, die — eigenartig frei von den gesellschaftlichen Beziehungen, innerhalb derer sie definiert ist — ihre eigenen Interessen in einer Weise subjektiv verfolgen kann, wie es in der Produktionssphäre unmöglich wäre. Dies kann dann auch bedeuten, daß Krisen mit Hilfe von Krieg gelöst werden könnten.

Dieser Essay ist nicht die Untersuchung selber. Vielmehr soll ein neuer Zugang ausführlich dargelegt und es sollen die Fragen gestellt werden, die zu beantworten sind. Um das Argument zu entwickeln, möchte ich das Konzept der *Kriegsweise* (mode of warfare) zur Debatte stellen. Vorher ist aber eine kurze, vorbereitende Diskussion der Rolle des Krieges innerhalb der Zwangsformen notwendig, die den modernen Kapitalismus kennzeichnen.

Krieg als Zwang

Krieg ist gesellschaftlich organisierter körperlicher Zwang gegen einen ähnlich gesellschaftlich organisierten Gegner. So kann Krieg von Gewaltverbrechen (individuelle Handlungen körperlichen Zwangs) oder repressiver Tätigkeit (gesellschaftlich organisierter körperlicher Zwang gegen einzelne Menschen) unterschieden werden.

Im Kapitalismus ist Krieg zu einer Form staatlicher Tätigkeit geworden. Das gilt auch für Bürgerkriege, wo die Aufständischen in der Regel in Anfangsformen staatlicher Macht organisiert sind. Jeder Versuch, die Rolle des Krieges zu analysieren, muß sich mit der Rolle des Staates auseinandersetzen. In früheren Produktionsweisen spielte Krieg eine direkte Rolle bei der Reproduktion der Eigentumsverhältnisse. Im Feudalismus zielte der Krieg vordringlich auf die Beschaffung von Land. In der Antike wurden Sklaven (und Land) durch Krieg beschafft. Im Kapitalismus wird die Kontrolle über die Produktionsfaktoren und die Aneignung des Mehrwerts durch rein ökonomische Mittel, durch den Tausch von gleichen Werten erreicht. Zum ersten Mal spielt Krieg eine *indirekte* Rolle bei der Reproduktion der Eigentumsverhältnisse. Er schafft die Bedingungen, unter denen der Tausch von gleichen Werten erfolgen kann. Diese Abtrennung des Krieges von der Produktionsweise ist Teil einer allgemeinen Trennung oder Spezialisierung der Staatstätigkeit, die im Kapitalismus erfolgt. Ich gehe nicht von der Vorstellung des Staates als einem zentralisierten politisch-rechtlichen Apparat aus, sondern betrachte den Staat als eine Form gesellschaftlicher Beziehungen. Insbesondere regelt der Staat diejenigen nichtökonomischen Formen von Zwang, welche aus dem Produktionsprozeß herausgenommen worden sind, so wie er einmal war, die aber gleichwohl für das Funktionieren des Kapitalismus erforderlich sind.

»Die Form, die die Ausbeutung im Kapitalismus annimmt, hängt nicht vom direkten Gebrauch von Gewalt ab, sondern zuerst vom stumpfen Druck der unbegriffenen Reproduktionsgesetze. Tatsächlich verlangt die Form der Aneignung des Mehrprodukts im Kapitalismus, daß die Gewaltbeziehungen vom unmittelbaren Produktionsprozeß getrennt und in einer Instanz verortet werden sollten, die von den direkten Produzenten getrennt ist. Auf diese Weise wird die Entwicklung des Kapitalismus, sowohl logisch wie historisch, von der Absonderung der Gewaltbeziehungen aus dem unmittelbaren Produktionsprozeß begleitet, wodurch besondere 'politische' und 'ökonomische' Sphären entstehen.« (Holloway/Picciotto 1979, 24)

Die Vorstellung eines Militarismus ist selbst Ausdruck des Kapitalismus. Sie entsteht mit der Unterscheidung zwischen Kriegern und Unternehmern anstelle des feudalen Lehnsherrn. Viele liberale Schriftsteller (Hugo, Spencer, Schumpeter) stellten sich den Krieg als etwas dem Kapitalismus Gegensätzliches vor, als ein Überbleibsel vorkapitalistischer Gesellschaften oder als irgendein unerklärbares, dem Kapitalismus äußerliches Phänomen. Selbst heute geht die vorherrschende Ideologie davon aus, daß die Rüstungen des Westens eine Antwort auf äußere Ereignisse, auf den nichtkapitalistischen Militarismus der Sowjetunion oder das vorkapitalistische Verhalten der Araber sind.

Natürlich *ist* der Krieg in einer Hinsicht dem Kapitalismus gegensätzlich: Er ist vom Produktionsprozeß getrennt, stellt eine mögliche Unterbrechung der Warenproduktion dar, die für den Tausch gleicher Werte grundlegend ist und

kann den freien Fluß der Hilfsmittel (Arbeitskräfte, Güter, Geld) stören. Dennoch ist Krieg — wie auch andere Formen nichtökonomischen Zwangs — notwendig, um solche Unterbrechungen zu verhindern. Diese Unterbrechungen sind nicht so sehr historische Hinterlassenschaften oder zufällige Ereignisse; in meiner Sicht sind sie unvermeidliche Folgen der Entwicklung des Kapitalismus.

Es ist sicher wahr, daß Krieg oder allgemein Staatstätigkeit historisch notwendig waren und es in einigen Teilen der Dritten Welt noch heute sind: um die Arbeiter aus patriarchalischen, vorkapitalistischen Abhängigkeitsverhältnissen zu »befreien«, damit sie ihre Arbeitskraft auf dem Markt verkaufen konnten; um Monopole und Zölle unterschiedlicher Art zu beseitigen, die vorkapitalistische Enklaven schützten und die freie Warenbewegung verhinderten; um die politische Vorherrschaft der Mittelklassen herzustellen (den »Modernisierern« der Dritten Welt). Aber wichtiger ist die Antwort auf die grundsätzliche *Ungleichheit* des Kapitalismus. Ausbeutung und Unterordnung des Arbeiters ist das innerste Wesen des Kapitalverhältnisses. Und die Ausbreitung des Kapitals, die Akkumulation des Mehrwerts, ist notwendig ein dynamischer, darwinistischer Prozeß, in dem Arbeiter gleichzeitig eingesaugt und ausgestoßen werden, der den Aufstieg und Niedergang von Unternehmen, Technologien, Industrien, Regionen und Nationen zustande bringt. Es wäre überraschend, wenn die Opfer dieses Prozesses nicht antworten würden, wenn sie nicht ihre eigene Form organisieren würden, um auf diesen Prozeß einzuwirken.

Staatstätigkeit schafft einen gesellschaftlichen und politischen Rahmen für ungleiche Entwicklung. Rechtliche, ideologische und andere Zwangsformen — selbst Zustimmung — sind nötig, um die Opfer des Prozesses zu unterdrücken oder zu beschwichtigen. Und dieser Rahmen kann sich schrittweise in gesellschaftlichen Institutionen (z.B. Forschung und Bildung) und in industriellen Strukturen verkörpern. Man kann z.B. die historische Entwicklung des britischen Staates mit einer technisch-materiellen Infrastruktur zusammenbringen, die seinen Ursprung in der Vorherrschaft des Schwermaschinen- und Schiffbaus, handwerklicher Arbeitsbeziehungen und der materiellen Abstützung auf Kohle, Eisenbahnen usw. in der Mitte des 19. Jahrhunderts erkennen läßt.

Krieg ist die letzte Zuflucht des Staates. Man könnte sagen, daß er genau aus der Trennung der Staatstätigkeit und der kapitalistischen Entwicklung aufsteigt — der Tatsache, daß beide sich ihrer eigenen Gangart entsprechend entfalten. Zu bestimmten Zeiten kann der Rahmen der Staatstätigkeit, einschließlich der technisch-materiellen Infrastruktur, die Akkumulation erschweren, kann er tatsächlich zu einer Fessel der weiteren Entwicklung des Kapitalismus werden. Staatliche Aktivitäten, die verschiedenen Zwangsformen, stoßen auf Widerstand und durchlaufen ein Kontinuum: von politischer Legitimation (Zustimmung) durch Ideologie und Recht bis zu den extremeren körperlichen Aktivitäten von Unterdrückung und Krieg. Ein besonderes Problem entsteht aus der territorialen Grundlage der Staatstätigkeit und dem weltweiten Wirkungsbereich der Akkumulation. Wählerstimmen werden innerhalb der geographischen Grenzen der Nation umworben; ebenso werden Soldaten rekrutiert und Steuern eingezogen. Krieg und andere Formen der Staatstätigkeit werden

innerhalb der territorialen Grenzen erzeugt. Der Kapitalismus kennt solche Beschränkungen nicht. Der kapitalistische Staat ist zwischen den weltweiten Anforderungen des Kapitals und den Erfordernissen seiner eigenen Reproduktion gefangen; daher der ständige Drang zu einer Weltorganisation, die friedlich (z.B. EG oder UNO) oder gewalttätig (z.B. Imperialismus oder innerimperialistische Kriege) sein kann. Es ist oft betont worden, daß die Weltregierung die Utopie der multinationalen Konzerne ist. — Meszaros drückt es so aus:

»Die wirkungsvolle Errichtung des Kapitalismus als ein wirtschaftlich eng zusammengeschlossenes Weltsystem trägt außerordentlich dazu bei, daß die traditionellen, historisch geformten und örtlich unterschiedlichen, besonderen Strukturen der gesellschaftlichen und politischen Schichtung und Kontrolle zerfressen und aufgelöst werden. Er ist unfähig, ein einheitliches System der Kontrolle auf weltweiter Grundlage herzustellen. (...) Die 'Krise der Hegemonie oder die Krise des Staates in allen Bereichen' (Gramsci) ist eine wahrhaft internationale Erscheinung geworden.« (1971, 26)

Krieg kann als ein letzter Versuch begriffen werden, diese Strukturen sowohl im Innern wie auf internationaler Ebene neu zu ordnen. Er kann als eine internationale Form des Klassenkampfes gesehen werden, dessen Ausgang durch die Art und Weise bestimmt wird, in der die einzelnen Klassen sich für den Krieg organisiert haben. Der Krieg kann — durch einen dynamischen und zerstörerischen Austausch — eine Art erzwungener Entwicklung besonderer gesellschaftlicher Formationen sein. Aber dieser Austausch kann nur im Zusammenhang mit einer Untersuchung der Kriegsweise verstanden werden, ob man nun einen Krieg zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Formationen (wie Bürgerkriege und — in gewissem Ausmaß — die Napoleonischen Kriege) oder innerimperialistische Kriege (wie die beiden Weltkriege) diskutiert. Die Art und Weise, wie Krieg — obgleich nur zeitweise — die Widersprüche von Staat und Kapital löst, hängt in großem Umfang davon ab, wie die einzelnen Staaten sich selbst für den Krieg einrichten.

Die gegenwärtige Krise geht auf die Zerstörung des Staatensystems, im Innern wie international, zurück, welches nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden war. Es war ein System, in welchem die USA ganz in der Art, wie es Großbritannien Mitte des 19. Jahrhunderts getan hatte, Bürge der weltweiten Akkumulation waren (durch Dollars, Getreide, Militärbündnisse usw.). Der besondere Satz von Klassenbündnissen und politischen Kräften, der dies möglich gemacht hatte, brach zusammen, als sich das geographische Zentrum der kapitalistischen Entwicklung von Amerika nach Europa und Japan verschob, als sich politische, wissenschaftliche und pädagogische Institutionen verfestigten, die nicht länger den neuen Industrien, Arbeitsprozessen und Konsummustern angemessen waren. Der amerikanische Staatsapparat begann zunehmend, wenn auch zögernd und widersprüchlich, im Interesse des verfallenden amerikanischen Kapitalismus statt der weltweiten Akkumulation zu handeln. Er fing sozusagen an, den »natürlichen« Lauf des Kapitalismus zu stören, statt ihn zu erleichtern.

Ständige Kriegsvorbereitungen können als eine Art neuer Darstellung der Entschlossenheit zum letzten Krieg gesehen werden. Sie sind genauso darauf gerichtet, die europäischen Staaten und die Staaten in der Dritten Welt zu beeindrucken wie die Sowjetunion. In der Nachkriegszeit hat sich eine Trennung

zwischen innerimperialistischer, wirtschaftlicher Konkurrenz (zwischen den USA, Europa und Japan) und militärischer Konkurrenz (zwischen den USA und der UdSSR) entwickelt. Sowie das einheimische US-Kapital und die amerikanische Arbeiterschaft die Folgen der imperialistischen Konkurrenz erleiden, scheint der Feind irgendwie verschoben zu werden, und die Verantwortung wird der Sowjetunion zugeschoben. Abschreckung kann als ein imaginäres Wiederholungsspiel des Zweiten Weltkriegs begriffen werden, in welchem die Sowjetunion die Rolle Nazi-Deutschlands spielt und die Vereinigten Staaten Europa »retten«. Es ist eine Art dauernde Wiederholung der Tatsache, daß das Leben der Europäer vom amerikanischen guten Willen abhängig ist. In genau der gleichen Weise wurde der britische Kriegsschiffbau im späten 19. Jahrhundert von der Erinnerung an Trafalgar gestützt. Das war nicht einfach die angemessenste Form, eine Ideologie militärischer Macht zu verbreiten. Es hat mit der Natur der Kriegsweise zu tun, wie wir sehen werden. Die statische Natur militärischer Institutionen in Friedenszeiten führt dazu, daß die Wahrnehmung militärischer Macht und der Umgebung, welche sie hegt, durch einige überragende militärische Erfahrungen geprägt wird. Aus offensichtlichen Gründen wurden die Lehren aktueller militärischer Konflikte (z.B. die Rolle des Maschinengewehrs in den Burenkriegen) besser von denen verstanden, die die britische Macht herausforderten. Wie wir sehen werden, brachten die beiden Weltkriege eine neue militärische Erfahrung hervor, die die Kriterien für militärische Macht bestimmt. Die modernen Flugzeuge, Panzer und Unterseeboote, selbst die Interkontinental-Raketen (eine Abart des strategischen Bombers der Kriegszeit) sind Symbole der Tatsache, daß sich die USA auf einen noch schrecklicheren Krieg in Zukunft einlassen und ihn vielleicht gewinnen könnten. Aber weil diese Waffen bisher nicht eingesetzt wurden, weiß niemand, ob das wirklich wahr ist.

Sowie der Konsens zusammenbricht und andere Zwangsformen versagen, erhält das Wiederholungsspiel des Zweiten Weltkriegs mehr Gewicht. Früher konnten Schaustellungen militärischer Erinnerung auf ihren Wirklichkeitsgehalt geprüft werden. Das ist jetzt das zentrale Problem. Gibt es irgendeine Möglichkeit, unmodern gewordene Staatsstrukturen zu überwinden, die *sowohl* die kapitalistische Entwicklung *wie* die Entwicklung alternativer Gesellschaftsvorstellungen fesseln, ohne daß es zum Krieg kommt?

»Das blinde 'Naturgesetz' des Marktmechanismus bringt es mit sich, daß die schwerwiegenden gesellschaftlichen Probleme, die mit der Kapitalproduktion und -konzentration notwendig verbunden sind, nie *gelöst* werden. Sie werden nur *zurückgestellt* und tatsächlich auf die *militärische* Ebene übertragen, weil die Zurückstellung nicht endlos erfolgen kann. (...) Das heutige kapitalistische System ist jedoch durch den Verlust seiner letzten Zwangsmaßnahme, den entscheidenden Krieg mit seinen tatsächlichen oder möglichen Gegnern, enthaupet worden. (...) Erstmals in der Geschichte ist der Kapitalismus weltweit seinen Problemen konfrontiert, die nicht länger 'zurückgestellt' werden können, noch können sie auf die militärische Ebene übertragen werden, um in der Form eines entscheidenden Krieges 'exportiert' zu werden.« (Meszaros 1971, 46f.)

Im wesentlichen werden die Probleme des Kapitalismus in Form simulierter Abschreckung des Krieges »exportiert«. Die jüngste Betonung atomarer Kriegsführung kann als ein verzweifelter Versuch angesehen werden, diese Simulation überzeugender zu machen.

Die Kriegsweise — Der militärisch-industrielle Komplex

Krieg kann sich *niemals* selbst erzeugen. Rüstungen sind Zerstörungsmittel, die *niemals* wieder in den Produktionsprozeß als Produktions- oder Konsummittel zurückkehren können. In jeder Gesellschaft sind Krieg und Rüstung parasitär, von den produktiven Möglichkeiten der Gesellschaft insgesamt abhängig. Krieg kann höchstens die Bedingungen für seine eigene Reproduktion schaffen. Dies wurde im Feudalismus und in der Antike durch die Beschaffung von Land und Sklaven erreicht. Im Kapitalismus spielt Krieg nur eine indirekte Rolle. Die Möglichkeit, daß Krieg und Rüstung die Leistungsfähigkeit des Kapitalismus *nicht* vergrößern, daß Rüstung sich ungehemmt entfaltet, macht ihr krebsartiges Wachstum im Kapitalismus möglich.

Solange Krieg »fortschrittlich« ist und er im Interesse der weltweiten Akkumulation erfolgt, kann er die Bedingungen seiner eigenen Reproduktion schaffen. Durch koloniale Expansion, die Beseitigung vorkapitalistischer Produktionsweisen und durch die Einbeziehung von Bauern in die Geldwirtschaft mag Militarismus den Bereich der Akkumulation erweitern (Luxemburg). Militarismus mag nationale Schranken für den freien Fluß der Hilfsmittel verhindern, »Stabilität« für Investitionen sichern usw. Aber wenn Krieg für rückschrittliche Ziele eingesetzt wird, die weltweite Akkumulation stört, um konkurrierenden Nationalismen zu dienen, oder unmoderne politische Systeme verteidigen soll, entsteht das Problem, wie Krieg und Rüstungen erzeugt werden können.

In den seltenen Fällen, wo Marxisten über die Kriegsweise geschrieben haben, neigten sie zu der Annahme, daß die Kriegsweisen die Produktionsweisen »spiegeln«. Bucharin schreibt über die Armee:

»Wir wollen hier beiläufig erwähnen, daß die ganze Gesellschaftsstruktur durch eine besondere Einheitlichkeit ihres Aufbaus gekennzeichnet ist: Alle Teile haben ein und denselben 'Stil'. Genauso wie in Produktionsbeziehungen Menschen entsprechend einer bestimmten hierarchischen Rangordnung angeordnet sind, entsprechend der Gruppierung der Klassen, so wird diese gesellschaftliche Hierarchie im Staatsapparat selber und besonders in der Armee gespiegelt.« (1971, 28)

Dieselbe Annahme wird in Engels' sehr erhellendem Text über diese Frage deutlich, wo er über den Kampf in aufgelöster Ordnung, in Schützenschwärmen als Ausdruck der amerikanischen Revolution und vom Schlachtschiff des späten 19. Jahrhunderts als einer »schwimmenden Fabrik« spricht (1971, 156, 160).

Der entscheidende Punkt ist nicht, daß Kriegsweisen Produktionsweisen »spiegeln«, sondern viel eher, daß Krieg und Rüstung nur auf der Grundlage einer gegebenen Produktionsweise erzeugt werden können. Diese Tatsache mag für die »Einheitlichkeit« des Stils verantwortlich sein, aber es ist wichtig, die Unterscheidung zu machen. Die Kriegsweise kann *niemals* genau die Produktionsweise spiegeln, weil Krieg und Rüstung grundsätzlich parasitärer Natur sind und weil Krieg als eine Form des Ausgleichens, der Realisation widersprüchlicher Beziehungen sich von allen anderen Formen des Ausgleichens unterscheidet. (Krieg kann natürlich als eine Form des Ausgleichens für die Gesellschaft insgesamt betrachtet werden. Genau wegen seiner parasitären Natur

stellt er eine Art Test für die Gesellschaft dar, die ihn hervorbringt; dies war besonders wichtig für vorkapitalistische Produktionsweisen.)

Hier kann man eine Parallele zur Untersuchung der Familie ziehen. Die bürgerliche Familie ist ein typisches Produkt des Kapitalismus. Gleichwohl spiegeln die Bande der Leibeigenschaft, welche die Weise der Hausarbeit kennzeichnen, in keiner Weise die Beziehung zwischen Arbeiter und Unternehmer, die wir gewöhnlich für typisch kapitalistisch halten. In gleicher Weise sind die verfälschten Gesellschaften in vielen Teilen der Dritten Welt, in denen vorkapitalistische Produktionsweisen in die Produktion für den Weltmarkt gezwungen worden sind, grundlegende Bestandteile der weltweiten Gesellschaftsformation, die wir Kapitalismus nennen.

Die Unterscheidung der Produktionsweise und der Kriegsweise ist aus zwei Gründen wichtig. Erstens bedeutet sie, daß Krieg und Rüstung niemals ein mehr oder weniger »neutrales« Instrument der herrschenden Klasse, oder mehr oder weniger »fortgeschritten« als die Gesellschaft sein können, der sie dienen. Weder auf die Loyalität derjenigen, die am Kriegs- und Rüstungssektor teilhaben, noch auf den Sieg der »fortschrittlichen« Anliegen kann gezählt werden. Rüstungen werden nur in dem Maß »wissentlich gesucht«, wie sie mit den eingeführten militärischen Strukturen übereinstimmen. In der Sprache der orthodoxen strategischen Analytiker heißt das, daß das Modell des »rational Handelnden« nur insoweit anwendbar ist, wie berücksichtigt wird, daß seine Sichtweisen dessen, was »rational« ist, durch seine eigene Situation im Entscheidungsapparat geprägt und/oder beschränkt sind: Warum wird Abschreckung gesucht, warum diese außerordentlich verschwenderischen Ausarbeitungen von Abschreckung — um ein Beispiel zu geben —, statt der neuesten konventionellen Verteidigungsformen auf der Grundlage der Revolution in der Elektronik?

Zweitens: Viele Sozialisten haben der Auffassung zugeneigt, daß eine Guerillaarmee oder eine Bürgermiliz eine sozialistische Kriegsweise sein könnten; irgendwie sehen diese Organisationen so aus, wie eine sozialistische Gesellschaft aussehen könnte. Es kann jedoch sein, daß eine Guerillaarmee nur einfach aufständisch, statt sozialistisch ist — was immer die Natur des Aufstands ist, aus dem sie hervorgegangen ist. Es mag sein, daß sozialistische Kriegsweise ein begrifflicher Widerspruch ist, weil die Folgen jeden gesellschaftlichen Austausches auf der Ebene des Krieges den Weg der Revolution verderben. Diese Fragen können nur durch eine getrennte Untersuchung der Produktionsweisen und der Kriegweisen geklärt werden — und sie müssen geklärt werden, wenn wir eine klare »Verteidigungs«-Strategie für die Linke entwickeln wollen.

Was sind die Eigenarten der Kriegsweise in der gegenwärtigen Epoche? Wir können dazu die Begriffe entleihen, die zur Untersuchung der Produktionsweise benutzt werden und getrennt auf die Kriegsmittel und auf die Kriegsverhältnisse schauen. Die Kriegsmittel sind die Waffen und die Art, in der sie benutzt werden. Die Kriegsverhältnisse sind die Organisation der Menschen, die Natur der militärischen Hierarchie und der Weg, wie Menschen ins Militär einbezogen werden. Die Kriegsmittel sind zugleich das Produkt eines bestimmten

Standes der Technologie in einer Gesellschaft und die angemessenen Werkzeuge für einen besonderen Satz von Kriegsverhältnissen. Die Kriegsverhältnisse sind derart, daß sie für die Organisation eines Menschenkörpers in einer gegebenen Gesellschaft am geeignetesten sind und am meisten Loyalität erzeugen, daß sie die Billigung von Krieg und Rüstung und der unvermeidlichen Risiken des Kriegführens erreichen.

Eine Eigenart der modernen Armee, mit welcher sie den Stil der kapitalistischen Produktion teilt, ist die offensichtliche Vorherrschaft der Kriegsmittel. Moderne Armeen sind sehr kapitalintensiv. Die Beschaffung der Rüstungen macht etwa die Hälfte der modernen Militärhaushalte aus, und das Verhältnis des direkt kämpfenden Personals (Piloten, Kanoniere, Panzerbesatzungen usw.) zum unterstützenden Personal (Elektriker, Reparaturdienste, Verwaltung, Köche usw.) hat sich in den letzten hundert Jahren dramatisch zu Lasten des kämpfenden Personals verändert. Diese wachsende Kapitalintensität ist nicht nur eine Frage von Zahlen; sie hat auch gesellschaftliche Bedeutung. Andersorts habe ich das Konzept des »Waffensystems« beschrieben. Das Waffensystem, im harten Sinne, kombiniert die Waffenplattform (Panzer, Schiff oder Flugzeug) mit der Waffe (Kanone, Rakete oder Torpedo) und mit den Kommando- und Kommunikationsmitteln. Als Konzept, so wie es von der US-Luftwaffe erdacht wurde, vereinheitlicht es die Gruppe von Menschen, die in seinen Entwurf, seine Entwicklung, Produktion und Beschaffung einbezogen sind (Wissenschaftler, Zeichner, Arbeiter, Bürokraten, Techniker, Soldaten, Matrosen oder Piloten). In Fortsetzung der Analogie zur Ware zeigt sich hier eine Art von Waffensystem-Fetischismus, durch welchen das Waffensystem als ein Stück besonderen, unabhängigen Materials, als ein Ding seine eigenen Produktions- und Konsumgesetzmäßigkeiten diktiert und die militärischen und industriellen Teile der Kriegsweise zusammenschweißt. Es kann sein, daß unsere Furcht vor der Bombe uns zu Opfern dieses Fetischismus macht, unfähig, eine Absicht in dem Gesellschaftssystem zu erkennen, welches sie herstellt — und uns deshalb den wilden Triebkräften des modernen Militarismus gegenüber hilflos macht.

Die Kriegsmittel

Westliche Rüstungen werden weitgehend von kapitalistischen Unternehmen entworfen, entwickelt und produziert. Selbst wenn Rüstungsfirmen nationalisiert sind, arbeiten sie als selbständige Einheiten. Rüstungsfirmen können ihre Lebensfähigkeit nur durch ständiges Streben nach neuen Kunden erhalten. Wie andere kapitalistische Unternehmen konkurrieren sie gegeneinander, um ihren Marktanteil zu erhöhen. Dies zieht einen ständigen Kampf um technische »Verbesserungen« nach sich, wie sie der Kunde definiert.

Es ist bemerkenswert, daß diese Art von Rüstungsherstellern noch relativ jung ist. Private Hersteller begannen mit der Rüstungsproduktion in Großbritannien und in Westeuropa im späten 19. Jahrhundert, in den USA etwa 1940. Davor wurden Waffen in Staatsarsenalen hergestellt, welche oft mehrere hundert Jahre alt waren. Die Existenz dieser Arsenale wurde (und wird) vom Staat garantiert. Selbst heute noch ist die Finanzierung von überschüssigen Kapazi-

täten der Royal Ordnance Factories regelmäßig Bestandteil des Verteidigungshaushalts in Großbritannien. In beschränktem Umfang sind Staatsarsenale, wo sie neben kapitalistischen Unternehmen bestehen, in die Konkurrenz um Aufträge hineingezogen worden. Gleichwohl, der technische Konservatismus, das mangelnde Interesse an Neuerungen in den Staatsarsenalen ist breit dokumentiert. In gewissem Umfang gleichen diese Staatsarsenale sowohl den militärischen wie den zivilen Unternehmen in der Sowjetunion.

Die Rüstungsfirmen in Großbritannien, Frankreich, Schweden und den USA sind spezialisierte Unternehmen und für ihr Überleben von Militäraufträgen abhängig. Dies trifft in der Regel für die Rüstungshersteller in Westdeutschland und in Japan nicht zu; in diesen Ländern bilden Waffen gewöhnlich einen kleinen Teil der Produktion der Rüstungshersteller, und deshalb können Konkurrenzanstrengungen in andere Richtung gelenkt werden.

Die Rüstungshersteller sind in dem Sinne kapitalistisch, daß sie für ihr Überleben vom Profit abhängig sind, das heißt, von der Differenz zwischen den Preisen, zu denen sie verkaufen, und den Kosten der Produktion. Aber es muß betont werden, daß es sich hier um einen Pseudoprofit handelt. Er spiegelt nicht die relative Effektivität oder Ineffektivität des einzelnen Unternehmens. Weil es keinen herkömmlichen Markt für Rüstungen gibt, gibt es keine Möglichkeit für die Gesellschaft zu entscheiden, was gesellschaftlich nützliche Arbeit ist. Eindeutig geht mehr Arbeit in die Produktion von Waffen ein als der Gegenwert des Lohns, der denjenigen gezahlt wird, die die Arbeit ausführen; aber das spiegelt sich nicht im Profit, denn der Preis der Rüstungen beruht auf einer willkürlichen politischen Entscheidung. Selbst auf dem internationalen Markt, vielleicht mit Ausnahme des Handels mit Handfeuerwaffen, wird der Preis weitgehend durch einen *politischen* Verhandlungsprozeß zwischen Regierungen bestimmt. Wenn über die Profitträchtigkeit der Rüstungsproduktion gesprochen wird, über den relativen Vorteil des Militärssektors, dann geht es um nichts anderes als einen Satz von politischen Vorrechten — die Entscheidung des Staates oder einer fremden Regierung, einen »vernünftigen Aufschlag« zu gewähren.

Hier findet sich eine starke Parallele zur Sowjetunion, wo Preise das Ergebnis bürokratischer Verhandlungen sind und deshalb keinen Wert darstellen. Aber es gibt auch einen Unterschied zur Sowjetunion. Sowjetische Rüstungsunternehmen sind nicht vom Profit abhängig, auch nicht von einem politisch bestimmten Profit. Deshalb entfalten sie nicht denselben Grad von Konkurrenzbezogenheit und begründen auch keine selbständige Dynamik innerhalb des Rüstungssektors. Das Fehlen des Werts geht auf die Tatsache zurück, daß der Staat als Käufer auftritt. Aber die Abwesenheit des Ausgleichens, der Realisation — ein Vorgang, der sonst in allen Klassengesellschaften notwendig ist, wo die Produzenten den Produkten ihrer Arbeit entfremdet sind — entspringt der Entfernung zum Konsum. Im Falle anderer, vom Staat gekaufter Produkte entstammt sie der Trennung von Staat und Gesellschaft — eine wichtige Überlegung für die Sowjetunion. Diese Form der »Kostenlegung« stellt eine Verzerrung innerhalb des kapitalistischen Systems als Ganzem dar, die tiefgreifende Folgen für die gegenwärtige Krise hat. Schließlich sollten wir eine klare

Unterscheidung zwischen der Tatsache, daß Rüstungen keinen Wert haben, und der Tatsache treffen, daß sie aus dem Mehrwert bezahlt werden. Weil Rüstungen nicht in den Produktionsprozeß zurückkehren, stellen die gesamten Rüstungskosten (Produktionskosten und Aufschlag) einen *Abzug* vom Mehrwert dar, der woanders in der Wirtschaft erzielt wird. Dies ist unabhängig davon, ob Militärausgaben indirekt zum Wachstum des Mehrwerts beitragen. Güter des Luxuskonsums mögen einen Wert haben, aber sie sind auch ein Abzug vom Mehrwert, eine Steuer auf die mögliche Akkumulation.

Die Rüstungsunternehmer gliedern sich in Haupt- und Unterauftragsnehmer. Die ersteren sind im großen und ganzen die Hersteller der Waffenplattform (Schiffe, Flugzeuge, Panzer). Die Produzenten von Motoren, Waffen, Kommando- und Kommunikationsmitteln (Elektronikfirmen) sind Unterauftragsnehmer. (In Westdeutschland und Japan sind die Elektronikfirmen das erstere.) Die besondere Art der Preisbildung führt dazu, daß technologische »Verbesserungen« weniger Versuche sind, das Produkt zu verbilligen, sondern auf Produktverbesserung gerichtet sind, also den Nutzen zu erweitern suchen, so wie es der Kunde verlangt.

Der Staat bestimmt den Nutzen der Rüstung. In Abwesenheit von Kriegen erfolgt diese Entscheidung auf der Grundlage einer Verabredung zwischen den Rüstungsfirmen, den Streitkräften und den Bürokraten. Sie hängt von einer Reihe staatlicher Strukturen ab, die teilweise historisch gegeben sind und teilweise durch ihre eigene innere Logik geprägt werden. Kriegsvorbereitungen, die Simulation von Kriegen, hängen in großem Umfang von der Erinnerung früherer Kriege ab. Die Kriegseinrichtungen, deren innere soziale Verhältnisse, sind aus der aktuellen Erfahrung früherer Kriege geboren worden. Das führt zu einem tiefverwurzelten Konservatismus, einer Vorstellung militärischer Nützlichkeit, die durch die Simulation von Kriegführen (auf der Grundlage der Erinnerung früherer Kriege) und die Kriegsverhältnisse (auf der Grundlage der Erfahrung früherer Kriege) aufgezwungen wird — konsequenterweise eine Vorstellung, die für aktuelle militärische Entwicklungen fast unzugänglich ist, wie der Krieg in Vietnam gezeigt hat.

Auf diese Weise ist der Auftrag an die Waffenschmiede, die Tendenz der technologischen »Verbesserungen« im gewohnheitsmäßigen Gang und in den Traditionen der Streitkräfte und der Bürokraten gefangen. Die Kriterien, die im Zweiten Weltkrieg für technische »Verbesserungen« wichtig erschienen, werden weiter betont: Geschwindigkeit, Reichweite, Waffenzuladung und Schutz gegen Waffenwirkungen. Je rigider und verfestigter Routine und Tradition werden, um so schwieriger wird es, diese Verbesserungen zu erreichen. Das Ergebnis sind riesige Zuwächse an Komplexität und technischer Raffinesse, an zur Herstellung der Rüstungen notwendiger Arbeit — und das, so wie der Nutzen durch den Staat bestimmt wird, bei abnehmendem Nutzen. Der absolute Grad der Zerstörungskraft wird natürlich erhöht; aber der militärische Nutzen, wie er durch die Rolle des Krieges in bestimmten Situationen und nicht durch den Staat definiert wird, mag — obwohl er offensichtlich nicht meßbar ist — tatsächlich abnehmen. Viele der Kriterien, die betont werden (z.B. Geschwindigkeit), könnten unwichtig werden, wenn die Verletzbarkeit

aller Arten von Waffen steigt. Komplexität, technische Raffinesse und Kosten können sich im Ernstfall als militärische Nachteile erweisen: Moderne Waffensysteme funktionieren schlecht; sie benötigen Ersatzteile, die niemals verfügbar sind; sie verlangen teures Training, teure Erfahrung und Munition, die niemals aufgebracht werden können; und sie sind die wichtigsten Ziele für den Gegner. Das ist die Grundlage des andauernden Wettrüstens: Konkurrenzdruck der Waffenschmiede um technische »Verbesserungen«, die immer größere Hilfsmittel für einen immer mehr sinkenden Nutzen verlangen.

Wenn man sagt, daß der Nutzen der Rüstungen im Krieg getestet wird, ist das nicht dasselbe, als wenn man sagt, Nutzen ist meßbar. Eine der Errungenschaften des Kapitalismus war die Zuordnung von Zahlen zu Waren, Zahlen, die nicht den Nutzen, sondern die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit messen, um die Waren herzustellen. Frühere Gesellschaften hatten Formen des Ausgleichens, der Realisation, mit welchen der gesellschaftliche Nutzen der Arbeit bestimmt werden konnte — wenn auch nicht mit zahlenmäßiger Präzision. Ebenso ist der Krieg ein Test auf den Nutzen der zur Waffenproduktion verwandten Arbeit — gemessen an Sieg oder Niederlage. Das ständige Wettrüsten besitzt keinen Mechanismus, um das Verhältnis zwischen Hilfsmitteln und Nutzen zu bestimmen, sondern nur das subjektive Übereinkommen zwischen Waffenschmiedern und Militaristen.

Diese allgemeine Interpretation des ständigen Wettrüstens unterscheidet sich eindeutig von Clausewitz' Begriff des »absoluten Krieges«, welcher eine theoretische Stütze für Aktions-Reaktions-Interpretationen des Wettrüstens abgibt. Für Clausewitz strebt der Krieg immer zum Extremen. Er ist

»ein Akt der Gewalt und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenzen; so gibt jeder dem anderen das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriff nach zum äußersten führen muß.« (1973, 194)

Der wirkliche Krieg weicht vom idealen »absoluten Krieg« aufgrund von Friktionen (Zeit, Nachschub, Fehler usw.) und politischen Beschränkungen ab. Einige haben das ständige Wettrüsten als eine Fortsetzung der Tendenz zum »absoluten Krieg« in Friedenszeiten begriffen, die den Punkt erreicht hat, wo Friktionen fast ausgeschaltet sind und deshalb ein wirklicher Krieg beinahe zum »absoluten Krieg« werden könnte. Tatsächlich ist diese Vorstellung aber irreführend. Es ist sicher richtig, daß die mit dem Aufkommen des Kapitalismus freigesetzten produktiven Kräfte über einen langen historischen Zeitraum die Zerstörungskraft dramatisch vergrößert und das Ideal des »absoluten Krieges« der Wirklichkeit näher gebracht, daß sie die technischen, wenn nicht auch die politischen »Friktionen« beseitigt haben. Aber das ständige Wettrüsten ist zumindest auf westlicher Seite eine andere Erscheinung, weil es völlig ohne jeden Bezug auf einen Gegner erklärt werden kann. Die Vorstellung des »absoluten Krieges« ist nur insofern wichtig, weil die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs die Idee ständigen technischen Wandels innerhalb der Struktur des amerikanischen Staates institutionalisiert hat. — Theoretisch ist die Tendenz zur Ausbreitung der Kriegsmittel schrankenlos. Solange es keinen Krieg gibt, solange jeder objektive Test des Nutzens von Krieg und Rüstung fehlt, werden die einzigen Beschränkungen durch die Kriegsverhältnisse gesetzt.

Kriegsverhältnisse

Mit dem Kapitalismus entstanden Massenarmeen. Ob dies die Folge des »freien« Status der ausgebeuteten Klassen im Kapitalismus oder nur der langfristigen Entwicklung zum »absoluten Krieg« war, gleichviel: Erst in den letzten zweihundert Jahren wurde es zur Norm, daß die Massen in den Krieg einbezogen wurden, sowohl als Opfer wie als Teilnehmer.

Die Kriegsverhältnisse können unter zwei Aspekten betrachtet werden; dem allgemeinen Problem, wie die Arbeiterklasse als ganze überzeugt oder gezwungen wird, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um zu kämpfen oder Rüstungen herzustellen; und dem besonderen Problem, wie der Einzelne innerhalb der Streitkräfte wieder und wieder überzeugt wird, zu töten und das Risiko einzugehen, getötet zu werden. Diese Unterscheidung entspricht der Unterscheidung zwischen dem Konzept der Ausbeutung und dem Konzept der Unterordnung, welche häufig zur Diskussion der Produktionsverhältnisse benutzt wird. Ausbeutung ist das allgemeine Problem des Zwangs, Arbeiter davon zu überzeugen, mehr zu produzieren, als sie zu ihrer eigenen Reproduktion erhalten; im Kapitalismus handelt es sich um eine ökonomische Form des Zwangs, das Lohnverhältnis. Unterordnung ist das besondere Problem, die Kontrolle in der Fabrik zu erhalten; es ist die besondere Form einer abstrakten Beziehung, gerade so, wie Gebrauchswerte eine besondere Form des allgemeinen, abstrakten Begriffs Wert sind.

Man könnte erwarten, daß die Kriegsverhältnisse im Kapitalismus auf der Grundlage ökonomischen Zwangs aufbauen würden. Der Staat würde die Soldaten und Rüstungsarbeiter mit Mitteln aus dem Mehrwert kaufen. In gewissem Umfang geschieht dies in Ländern wie Großbritannien und den USA, wo es Freiwilligenarmeen gibt. Aber es gibt bestimmte Grenzen für diese Form des Zwangs. In Kriegszeiten ist der der Gesellschaft zur Verfügung stehende Mehrwert wegen der Tendenz zum »absoluten Krieg« niemals ausreichend groß. Der Staat greift deshalb auf Formen nichtökonomischen Zwangs zurück: körperlichen und ideologischen Zwang (Wehrpflicht sowie die Anziehungskraft von Ideen wie Patriotismus und Treue).

In einer Gesellschaft, die sich über nichtökonomische Formen des Zwangs hinausentwickelt hat, wo die ausgebeuteten Klassen ein gewisses Maß an politischer und persönlicher Freiheit genießen, sind solche Zwangsformen nicht immer möglich — besonders, wenn die Arbeiterklasse gezwungen wird, blutige kapitalistische Kriege zu führen oder wenn die Ziele des Krieges eindeutig rückschrittlich sind. Vor dem Ersten Weltkrieg glaubten wenige sozialistische Schriftsteller, daß der Kapitalismus einen Krieg überleben würde (vgl. Gallio 1978, 93). Tatsächlich wurden die beiden Weltkriege mit einem beträchtlichen Grad an Zustimmung ausgefochten. Damit ist gesagt, daß die Teilnahme der Arbeiterklasse an den Kriegen durch größere Zugeständnisse erreicht wurde: Umverteilung der Einkommen, Stärkung der Gewerkschaftsmacht und — besonders in Großbritannien — der betrieblichen Vertretungen sowie durch den Wohlfahrtsstaat. Zumindest in Europa wurde der Zweite Weltkrieg in Wirklichkeit von einem gegen den Faschismus gerichteten Bündnis zwischen Arbei-

terklasse und fortschrittlichem Kapital ausgefochten. Dieses Element der Zustimmung ist so wichtig, daß es oft als eine der Möglichkeiten angesehen wird, wie sozialistische Erwartungen in kapitalistischen Gesellschaften entstehen können. Andererseits könnte man sagen, daß dies eine der größeren Möglichkeiten darstellt, wie politische Bündnisse und Staatsstrukturen neu aufgebaut werden, um die kapitalistische Krise zu überwinden. Das Scheitern des amerikanischen Staates, für den Vietnamkrieg Zustimmung zu erlangen, führte zu seiner Niederlage.

In Friedenszeiten hängt die Fähigkeit des Staates, sich den »Kauf« von Soldaten und Rüstungsarbeitern zu leisten, von dem Umfang ab, in dem der Militarismus die Bedingungen für seine eigene Reproduktion durch Erleichterung der Akkumulation schaffen kann. Rosa Luxemburg hat behauptet, daß Militarismus den Grad der Ausbeutung steigert und sich so gewissermaßen »selbst trägt«, weil die Steuern der Arbeiterklasse auferlegt werden. Nach ihrer Auffassung wurden Militärausgaben durch Drücken des Reallohns finanziert (1981, 398-411). Es mag sein, daß Militarismus als Ergebnis ideologischen Zwangs (Appell an patriotische Opferbereitschaft) in beschränktem Umfang solche Wirkungen gehabt hat. Aber es gibt eindeutige Grenzen für jede bedeutende Senkung des Reallohns, die durch den Widerstand der Arbeiterklasse gesetzt sind. Die Beständigkeit der Anteile privaten und öffentlichen Konsums untermauert diese Tatsache (vgl. Smith 1977).

In seiner Interpretation Rosa Luxemburgs nimmt Robert Rowthorn an, daß Militarismus den Grad der Ausbeutung durch Steigerung der Leistungsfähigkeit vergrößern kann.

»Militarismus kann innerhalb des kapitalistischen Sektors vorteilhafte Veränderungen verursachen. Er erzeugt einen sicheren und wachsenden Markt für Rüstungshersteller und ihre Lieferanten, und die Existenz einer solchen sicheren und dynamischen Gruppe von Industrien wirkt im kapitalistischen Sektor als Ganzem sowohl als Stabilisator wie als Motor des Wachstums.« (1980, 251)

Vor 1970 argumentierten viele Schriften zur Rüstungsökonomie, daß Militärausgaben die Nachfrage anregen (und so die kapitalistische Krise vermeiden) sowie Neuerungen fördern (z.B. Kidron; Baran/Sweezy). Sie hatten die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs und der unmittelbaren Nachkriegsperiode zur Grundlage und standen in der Tradition von Keynes sowie marxistischer Unterkonsumtionstheorien. Die Depression der Zwischenkriegszeit wurde als eine Unterkonsumtionskrise begriffen, die durch massive »Vergeudungs«-Ausgaben gelöst wurde — die gleiche Wirkung hätte auch durch das Graben von Löchern oder den Bau von Kirchen erreicht werden können. Im Lichte der gegenwärtigen Erfahrungen könnte es richtiger sein, die Unterkonsumtion der dreißiger Jahre als Ausdruck eines viel grundlegenderen Widerspruchs zwischen den Notwendigkeiten weltweiter Akkumulation (die zu der Zeit in neuen Konsummustern und neuen Produktionsmethoden — Fordismus — Gestalt annahmen, wie sie eng mit der Automobil-, Elektrizitäts- und Chemieindustrie in den USA verbunden waren) und dem europäischen Staatensystem zu verstehen (das weitgehend im 19. Jahrhundert entstanden und nur teilweise durch den Ersten Weltkrieg untergraben worden war und überdies mit älteren und

weniger »fortschrittlichen« Formen der Akkumulation einherging). Mit anderen Worten könnte sie als ein Mißverhältnis zwischen verschiedenen Industriebranchen beschrieben werden, welches dadurch hervorgebracht wurde, daß sich der gesellschaftliche und politische Rahmen des Kapitalismus nicht mit gleicher Geschwindigkeit wie das Kapital entwickelt hatte.

Der Zweite Weltkrieg führte zu einer entscheidenden Verschiebung im internationalen Staatensystem und in den einheimischen Klassenbündnissen sowie zu einer massiven physischen Zerstörung der vorhandenen europäischen Industrie. Besonders die Kriegsweise erfuhr eine unglaubliche Veränderung, die am Ende des Ersten Weltkriegs begonnen hatte. Aus einem System, welches die Produkte der Industrie des späten 19. Jahrhunderts (Schwermaschinen- und Schiffbau) mit den Militärverhältnissen einer noch früheren Zeit verband (vgl. Ellis), entwickelte sich ein System, welches Massenproduktionstechniken und den Verbrennungsmotor zur Grundlage hatte, deren Anwendung sie weiter beschleunigte, sowie auf der wachsenden industriellen Nutzung der Wissenschaft beruhte, die sich in der unmittelbaren Vorkriegszeit herausbildete. So befreite der Zweite Weltkrieg die Akkumulation von den Grenzen, die ihr in einem früheren Zeitalter auferlegt worden waren. Jedes Wachstum der Nachfrage diente deshalb nur dazu, die überschüssigen Kapazitäten zu beschäftigen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren aufgebaut worden waren. Der Zweite Weltkrieg schloß auch einen Prozeß militärischer Neuerungen ein, der in der Folge dazu beitrug, die technologische Entwicklung im zivilen Bereich voranzutreiben.

Genau das gleiche Staatensystem, welches Ende des Zweiten Weltkriegs so fortschrittlich gewesen war, ist zu einer Fessel der weltweiten Akkumulation geworden, die sich in neue Produktionsbereiche (Elektronik) und neue Gebiete der Welt hineinentwickelt. Keine »inflationäre« Wirtschaftsbelebung, ob durch militärische oder andere Ausgaben, kann mehr erreichen, als die Bedingungen der gegenwärtigen Krise zu lindern. Die ausgesprochene Starrheit der Kriegsweise und deren gradlinige Entwicklung hat zu einer Verzerrung innerhalb des kapitalistischen Systems geführt. Sowie militärische Technologie konservativ, komplex und kostenträchtig wird, entfernt sie sich mehr und mehr von der zivilen Technologie und hat — falls überhaupt — einen verderblichen Einfluß auf letztere. Das fortgesetzte Überleben und Wachstum niedergehender Industrien wie Automobil- und Flugzeugbau und die tatsächliche Einbindung neuerer Industrien (Elektronik) in den Militärssektor stellt eine Unterbrechung des schnellen Veränderungsprozesses dar, der für die ständige Akkumulation notwendig ist. Das Verfahren der Kostenfindung, der Zuweisung erfundener Profite an die Rüstungsindustrie, kehrt die Prioritäten des Kapitals künstlich um, indem Hilfsmittel von produktiven in unproduktive Industriebereiche verschoben werden — statt umgekehrt. Damit werden die Mißverhältnisse zwischen verschiedenen Produktionsbereichen, die den Kern der gegenwärtigen Krise ausmachen, verfestigt und nicht überwunden.

Der Sachverhalt könnte auch vermittels abnehmender Profitraten dargestellt werden. Man könnte behaupten, daß bei der Entwicklung bestimmter Industrien oder Industriegruppen die gesellschaftlichen Verhältnisse auf einer ge-

wissen Stufe in besonderen technisch-materiellen Strukturen verkörpert werden. Die schöpferischen Kräfte der Menschen werden dann eingeschränkt, die Arbeiter sind innerhalb festgesetzter Hierarchien in physischen Strukturen aus Ziegeln und Stahl gefesselt, die aus der Vergangenheit ererbt wurden. Diese gesellschaftliche Vorherrschaft toter über lebendige Arbeit erklärt viel eher, als eine zahlenmäßige Vorherrschaft toter über lebendige Arbeit, die sich in der wachsenden organischen Zusammensetzung des Kapitals ausdrückt, die Entwicklung dessen, was orthodoxe Ökonomen als »abnehmende Erträge«, als Niedergang der Wachstumsraten der Produktivität beschreiben. In einer Zeit wachsender Erträge, wie es während und nach dem Zweiten Weltkrieg der Fall war, als neue Industrien und Technologien eingeführt wurden, konnten Militärausgaben tatsächlich die Akkumulation beschleunigen. Aber in der gegenwärtigen Situation verstärken Militärausgaben nur die Vorherrschaft toter Arbeit, die im Erbe der Vergangenheit gefangen ist. Gleichzeitig vergrößern sie künstlich die Profitrate in genau den Industrien, die sich sonst als immer unproduktiver erweisen würden.

Wenn sich Kriegssimulationen, Kriegsspiele »nicht selbst tragen« können, wenn der eigentliche Akkumulationsprozeß verlangsamt ist, dann muß der Staat — dem expansionistischen Druck des ständigen Wettrüstens unterworfen — nach neuen Wegen suchen, sich Arbeit beizuordnen (Wehrpflicht, größere Militärhaushalte usw.). Genau diese Schwierigkeit, solche Maßnahmen durchzuführen, hat trotz der Erzeugung antisowjetischer Hysterie zu einer Reihe von Krisen innerhalb des Militärbereichs geführt. Ein Beispiel hierfür sind Überprüfungen der Verteidigungspolitik, wie sie kürzlich in Großbritannien erfolgten und für die USA zu erwarten sind.

Dieselbe Art von Widerspruch ist auch auf der Ebene individueller Unterordnung in den Streitkräften offensichtlich. Unter bürgerlichen Militärsoziologen war in den fünfziger und sechziger Jahren die Behauptung Mode, daß traditionelle Techniken militärischer Führung (Disziplin, ideologischer Zwang usw.) in einer modernen Dienstleistungsgesellschaft überholt sind (vgl. Janowitz 1960). Man nahm an, daß das Waffensystem durch eine starre technische Arbeitsteilung der Führung seine eigene Form aufdrücken würde. Der Soldat schien ein Instrument des Waffensystems zu sein, ein Bestandteil des Teams, welches das Waffensystem wartet und bedient. Der Kampfpilot, der häufig für den modernen Helden des Einzelkampfes gehalten wird, ist in Wirklichkeit Teil eines Teams von durchschnittlich 70 Menschen. Darüber hinaus sind die Waffensysteme selbst hierarchisch geordnet und untergliedert: An der Spitze der Flugzeugträger mit Flugzeugen, die von seinem Deck aus operieren, dann die Zerstörer, U-Boote und Fregatten, um ihn zu verteidigen, und schließlich die Versorgungsschiffe, um seine Vorräte zu ergänzen. Der Kampfbomber und der Panzer haben in der Luftwaffe und bei den Landstreitkräften die gleiche Funktion. Mit all diesem sind die Nachrichten- und Nachschubeinheiten verbunden.

Die Militärsoziologen der fünfziger Jahre behaupteten, daß der Einzelne auf den technischen Erfolg des Team-Auftrags festgelegt sei und dieser ihn »motivieren« würde. Im großen und ganzen sei der Rang des Einzelnen durch seine

technische Spezialisierung bestimmt. Der technische Stolz erwies sich in Vietnam als schrecklich unzureichend, besonders, nachdem sich der Nutzen und die Rolle des Waffensystems als so fragwürdig herausstellten. Tatsächlich trug die Tatsache, daß die technischen Anforderungen moderner Waffensysteme die Zahl technischer Offiziere in mittleren Rängen anschwellen ließ, die in komfortablen rückwärtigen Lagern stationiert waren und den Tod nicht riskierten, zum Zusammenbruch der Führung in Vietnam bei. »Fragging« (Töten von Offizieren mit Handgranaten), massive Kampfverweigerungen, Desertionen, Drogen- und Alkoholsucht waren die Folgen. Heute fordern bürgerliche Militärsoziologen die Rückkehr zum »kämpferischen« Soldaten (vgl. Gabriel/Savage). Doch in einem hatten ihre Vorgänger recht: über solche Konzepte hat sich der Kapitalismus hinausentwickelt.

Die Sowjetunion

(...)¹

Gegen Krieg und Rüstung

Krieg und Rüstung sind in der gegenwärtigen kapitalistischen Krise von zentraler Bedeutung. Der Kapitalismus braucht den Staat, braucht nichtökonomische Formen des Zwangs und braucht — solange Staaten geographisch getrennt sind — den Krieg. Aber der Staat im allgemeinen und Krieg im besonderen stellen von vornherein eine Last und eine mögliche Unterbrechung für den kapitalistischen Akkumulationsprozeß dar. Die Spannung zwischen Krieg und Rüstung auf der einen, Kapitalismus auf der anderen Seite explodiert regelmäßig im Krieg.

Das ist die Situation, der wir heute gegenüberstehen: die kapitalistische Welt ist aus dem amerikanischen Zeitalter hinausgewachsen. Der Zusammenbruch des Konsens und das Scheitern gewaltfreier Zwangsformen, um die gegenwärtige internationale Krise zu lösen, haben zu einem wachsenden Vertrauen der USA auf die Drohung mit dem Einsatz des Krieges als letztem Mittel des Staates geführt. Gleichzeitig hat sich die amerikanische Kriegsweise in grotesker Richtung entwickelt: zu einer Simulation des Dritten Weltkrieges als einem ausgefeilten, außerordentlich teuren und zerstörerischen Wiederholungsspiel des Zweiten Weltkrieges. Dazu wurden Hilfsmittel in einer Weise abgezweigt, die die Akkumulation beschränkt und verzerrt und so die zugrunde liegenden Ursachen der Krise betont. Im gleichen Maße, wie die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg schwindet und das Wissen über die Atomwaffen wächst, wird die Botschaft ignoriert, die durch Abschreckung vermittelt werden soll (gleich, ob es sich um Revolutionäre in der Dritten Welt oder um europäische Staatsmänner handelt, die das Niveau der amerikanischen Zinsraten ablehnen).

In der Vergangenheit hat Krieg als letzte Form des Ausgleichens, der Realisation, eine Lösung für solche Situationen bereitgehalten, konnte Krieg eine »rationalere« Arbeitsteilung der Kriegsweise aufdrängen und rückschrittlichem Einsatz von Krieg eine Niederlage beibringen. Der Druck zugunsten einer solchen Lösung wird stärker, wenn sich die Akkumulation verlangsamt, wenn die Spannungen zwischen den verschiedenen Polen der Akkumulation

(USA, Europa, Japan) wachsen und wenn die militärische Vorherrschaft der USA herausgefordert wird. In der Sowjetunion begründet das Bedürfnis, die schöpferische Dynamik der Kriegszeit zu erneuern, ebenfalls einen Druck in Richtung Krieg. Krieg ist eine Verzweigungstat. In den frühen Nachkriegsjahren mag es möglich gewesen sein, das ständige Wettrüsten ohne Krieg zu haben, bequem in der Abschreckungsideologie eingekapselt. Wenn aber die herrschenden militärisch-industriellen Interessen jeder Seite aufgezwungen werden, wächst das Verlangen, die Brauchbarkeit der Waffen zu »testen«; auch wenn die Folgen des Tests wahrscheinlich sehr verschieden von dem sein werden, was sich dessen Verfechter vorstellen. Für jene, deren Leben und Stellungen unabdingbar mit dem Kriegsstaat verbunden sind, mag Krieg — 'im Westen wie im Osten — die einzig mögliche Lösung sein. — Aber Krieg ist Ausrottung, Exterminismus. Krieg zu verhindern, muß das überragende Ziel nicht nur von Sozialisten, sondern der ganzen Menschheit sein. (...)»²

Anmerkungen

- 1 Hier geht es um die Frage, ob irgendeine der Aussagen zur kapitalistischen Kriegsweise auf die Sowjetunion anwendbar ist. Mary Kaldors Hauptthese ist, daß das »Sowjetische System als Ganzes die Eigenarten des Kriegssektors im Westen entfaltet«, und sie fragt, ob die UdSSR »nicht so sehr als ein sozialistisches System, sondern als ein System, welches die Antithese zum Kapitalismus darstellt, wie sie durch Krieg repräsentiert wird«, beschrieben werden kann; als ein System, welches — in Opposition zum Kapitalismus entstanden — von Anbeginn hohe Priorität auf den Krieg zur Verteidigung legen mußte und deshalb dadurch strukturiert wurde.
- 2 Hier schließen sich Folgerungen für eine Anti-Kriegsstrategie an: (1) Der Zusammenbruch dieser Kriegsweise muß erreicht werden; die vorrangigen Mittel hierfür sind Rüstungskonversion, also die Umstellung der Rüstungsproduktion auf zivile Fertigung und die Demokratisierung der Streitkräfte. (2) Eine breite *internationale* Koalition politischer Gruppierungen muß erreicht werden. (3) Die Friedensstrategie muß auf den Kriegssektor in West und Ost gerichtet sein. Weiter hält Mary Kaldor eine sozialistische Kriegsweise für unmöglich, weil eine solche Idee den Punkt verfehlt, wie Krieg gebraucht wird und wie die Kriegsmittel beschafft werden. Die einzige Lösung sieht sie in *objektiven Schranken* für kriegsträchtiges und kriegerisches Verhalten. Eine solche Möglichkeit liege in defensiver konventioneller Verteidigungspolitik als vorübergehender Kriegsweise, um dem Ziel der Abschaffung des Krieges näherzukommen.

Literaturverzeichnis

- Baran, P.A., und P.M. Sweezy, 1973: Monopolkapital, Frankfurt/M.
 Bucharin, N., 1971: Economics of the transformation period, New York
 Clausewitz, C.v., 1973: Vom Kriege, Bonn
 Ellis, J., 1975: The social history of the machine gun, New York
 Engels, F., 1971: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, in: MEW, Bd.20, 1-303
 Gabriel, R., und P. Savage, 1979: Crisis in command, New York
 Gallio, W.B., 1979: Philosophers of peace and war, Cambridge
 Holloway, J., und S. Picciotto (Hrsg.), 1979: State and capital. A Marxist debate, London
 Janowitz, M., 1960: The professional soldier, New York
 Kaldor, M., 1981: Rüstungsbarock. Das Arsenal der Zerstörung und das Ende der militärischen Techno-Logik, Berlin/W.
 Kidron, M., 1971: Rüstung und wirtschaftliches Wachstum, Frankfurt/M.
 Luxemburg, R., 1981: Die Akkumulation des Kapitals, in: Gesammelte Werke, Bd.5, Berlin/DDR, 5-411
 Meszaros, I., 1971: The necessity of social control, London
 Rowthorn, R., 1980: Capitalism, conflict and inflation, London
 Smith, R., 1977: Military expenditure and capitalism, in: Cambridge Journal of Economics, March
 Thompson, E.P., 1981: Der Exterminismus als letztes Stadium der Zivilisation, in: *Das Argument* 127, 326-351
 Williams, R., 1981: Die Politik der atomaren Abrüstung, in: *Das Argument* 127, 352-366

Margarete Tjaden-Steinhauer und Karl Hermann Tjaden

Vergeudung und Verelendung

Zur Bedeutung kapitalistischer Produktivkraftentwicklung und zur Begründung antikapitalistischer Politik

»Der innere Zusammenhang zwischen Hungerpein der fleißigsten Arbeiterschichten und auf kapitalistischer Akkumulation begründetem, grobem oder raffiniertem Verschwendungskonsum der Reichen, enthüllt sich nur mit Kenntnis der ökonomischen Gesetze.«

K. Marx, Das Kapital, Bd.1., 23. Kapitel

1. Vorbemerkung

Die sozialen und politischen Auseinandersetzungen in den kapitalistischen Ländern richten sich heute zunehmend auf die Probleme der Hochrüstung, der Frauenunterdrückung und der Naturzerstörung, nach wie vor aber auch auf die Probleme der sozialen Lage und der politischen Rechte der Arbeiterklasse, die die kapitalistische Ausbeutung und Profitherrschaft hervorbringt. Schon in der folgenden Auswahl von Beispielen, die diese Probleme veranschaulichen, deuten sich verschiedene Querverbindungen zwischen diesen herkömmlichen Aktionsfeldern der Arbeiterbewegung und den Aktionsfeldern von neuerlich anwachsenden anderen sozialen Bewegungen an:

Die Zerstörung von Menschenleben und Naturumwelten durch Atombombenversuche der USA (Der Spiegel 51/1982, 116f.), die Verschleuderung wertvoller metallischer Rohstoffe und fossiler Energieträger durch militärischen Verbrauch (SIPRI 1981, 92) und ähnliche zerstörerische Wirkungen militärischer Aktivität bereits im Frieden (SIPRI [Hrsg.] 1980, 159ff.).

Die Überausbeutung von Frauen, die, wie in der BRD, auf Leichtlohngruppen abgedrängt werden (Pinl 1979, 87f.) und die zudem besonders stark der Arbeitslosigkeit ausgesetzt sind; die Ausnutzung der Frauenarbeit in Haushalt und Familie zur Unterbezahlung männlicher Arbeitskräfte in der Dritten Welt (Stuckey, Fay 1980, 126ff.).

Das Hochtreiben der Erzeugung von Atomstrom ohne Aussicht auf Lösung des Entsorgungs-Problems (Strohm 1981); die industrielle Vermehrung der Umweltgifte und der fahrlässige Umgang damit von der Produktion bis zur Deponierung giftiger Güter (Konkret 1/1983, 12ff.; Koch, Vahrenholt 1978).

Die Erzeugung von mehr als 30 Millionen Arbeitslosen in den OECD-Ländern durch die kapitalistische Produktivitätsentwicklung (Briefs 1982) und das Ausbrechen von Hunger- und Wohnnotständen im Gefolge von Produktionseinschränkungen nicht nur in der Dritten Welt, sondern auch wieder in kapitalistischen Hochburgen (Frankfurter Rundschau 17.12.1982; Süddeutsche Zeitung 18./19.12.1982; vgl. Der Spiegel 51/1982, 103ff.).

Diese Beispiele zeigen auch, daß die großen Gegenstände der sozialen und politischen Auseinandersetzungen im gegenwärtigen Kapitalismus Vorgänge einer Vergeudung und Verelendung großen Maßstabs darstellen, von denen

wir — im Sinne des vorangestellten Zitats von Marx — annehmen, daß ihr »innerer Zusammenhang« sich »nur mit Kenntnis der ökonomischen Gesetze« enthüllt.

Die Arbeiterbewegung hat sich, in ihrem Kampf um die Verbesserung der sozialen Lage und der politischen Rechte der Lohnabhängigen, stets auch gegen solche Erscheinungen der Vergeudung und Verelendung gewandt. Freilich hat sie das, was heute auch Gegenstände neuer sozialer Bewegungen sind, nämlich die Verstärkung der Rüstung, die Unterdrückung der Frauen und die Zerstörung der Natur, nicht konsequent und systematisch bekämpft. Jedoch hat sie vom Kampf gegen diese Erscheinungen, die von denselben Ursachen hervorgebracht werden wie die anderen Verelendungs- und Vergeudungserscheinungen, die die Arbeiterklasse bedrängen, auch nie ganz absehen können. Heute, da die Arbeiterbewegung stagniert, aber jene Probleme expandieren, brechen sich verstärkt eigenständige soziale Bewegungen Bahn, die solche eher vernachlässigten Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen artikulieren. Die spezifischen Probleme der sogenannten neuen sozialen Bewegungen sind also alte Probleme der kapitalistischen Produktionsweise, die sich in ihrem Fortgang verstärkt haben und deren Lösung heute auf der Tagesordnung steht, was auch für jene Auswirkungen des Fortgangs von Lohnarbeit und Kapitalanhäufung gilt, welche stets im Zentrum des Kampfes der Arbeiterbewegung gestanden haben.

Wegen dieses inneren Zusammenhangs der Gegenstände der sogenannten neuen sozialen Bewegungen und des Ziels der Arbeiterbewegung, gegen die Erscheinungen und Ursachen der Ausbeutung der Lohnarbeit und der Profitherrschaft des Kapitals zu kämpfen, ist der Kampf gegen Hochrüstung, Frauenunterdrückung und Naturzerstörung mehr denn je auch Aufgabe der Arbeiterbewegung. Dies ist der Grundgedanke unserer folgenden Überlegungen. In ihnen wollen wir erstens zeigen, daß die Probleme, auf die die alten wie die neuen sozialen Bewegungen hinweisen, insgesamt zusammenhängende reale Probleme sind, welche durch die kapitalistische Produktionsweise gesetzt und in ihrem Fortgang verstärkt worden sind — und zwar aufgrund der systematischen Verletzung von Gebrauchswertbeziehungen durch die Vorherrschaft des Werts. Hierbei wollen wir zweitens zeigen, daß diese realen, nämlich gebrauchswertmäßig hervortretenden Probleme in ihrer Gesamtheit und in ihrem Zusammenhang Ausgangspunkt einer antikapitalistischen Politik sein müssen, in der alte und neue soziale Bewegungen ihren gemeinsamen Nenner finden können und müssen; einer Politik, die, insoweit sie Gebrauchswertfordernissen mehr und mehr Geltung verschafft, zugleich kapitalistische Ausbeutung und Profitherrschaft schrittweise zurückdrängt. Beidem liegt die Auffassung zugrunde, daß diese gebrauchswertmäßig hervorbrechenden Probleme insgesamt als kapitalismusspezifische Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen zu begreifen sind.

2. Kapitalistische Vergeudung und Verelendung und marxistische Theorie

Wir können davon ausgehen, daß Marx, Engels und auch Lenin Vergeudung und Verelendung als tatsächliche Eigenschaften und Wirkungen der kapitali-

stischen Produktionsweise begreifen, die zudem im Fortgang der Mehrwertproduktion und Kapitalakkumulation immer wieder erneuert und insgesamt gesteigert werden. Die entsprechenden Textstellen sind bekannt (z.B. Marx, Kapital, Bd.1, insbes.: Das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation; Engels, Anti-Dühring; Lenin, Entwurf des Programms der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands). Solche Textstellen aufgreifend ist den marxistischen Klassikern verschiedentlich eine Revolutionstheorie unterstellt worden, die von einem Ursache-Wirkungs-Zusammenhang zwischen jenen Merkmalen kapitalistischer Produktion und der Umwälzung dieser Produktionsweise ausgehe — angesichts einer der Vergeudung und Verelendung scheinbar widersprechenden Einkommensentwicklung im Hoch- und Spätkapitalismus ein beliebtes Spiel für bürgerliche Kritik des Marxismus, die ihm auf diese Weise den Garaus machen möchte. Solche Kritik datiert schon aus der Zeit der sogenannten Katheder-Sozialisten; aber auch neuere einschlägige Marx-Literatur — selbst dann, wenn sie sich um eine Fortführung der Marxschen Theorie bemüht — ist von solchen Unterstellungen nicht frei (vgl. hierzu und zugleich als Beispiel solcher Unterstellungen: Mohl 1981 und Wagner 1976). Gegen eine solche Revolutionsmechanik hat sich schon Karl Kautsky gewandt (Kautsky 1899, 118, 125). Er hat auch bekräftigt, daß Verelendungserscheinungen im Kapitalismus Ergebnis der Gesetzmäßigkeit der Mehrwertproduktion und Kapitalakkumulation und als »physische« wie »soziale« Sachverhalte reale Erscheinungsformen dieser Produktionsweise sind. Das Verschwendungsmerkmal der kapitalistischen Produktionsweise, das demgegenüber wohl erst in einem späteren Abschnitt ihrer Entwicklung stärkere Beachtung gefunden hat, ist vor allem von Paul Baran erörtert worden, der es hauptsächlich mit dem fortgeschrittenen Stand der Kapitalzusammensetzung und Arbeitsproduktivität in Zusammenhang bringt und es besonders an dem privatwirtschaftlichen Demonstrationsverbrauch und den öffentlichen Rüstungsausgaben festmacht (Baran 1968, 7-24).

Ohne in eine Diskussion dieser Theorien eintreten zu wollen, möchten wir als bemerkenswert festhalten, daß hiernach Vergeudung und Verelendung jeweils als Eigenschaften und Auswirkungen der kapitalistischen Produktionsweise, die ihrer Gesetzmäßigkeit entspringen, sowie als reale — und das soll heißen: gebrauchswertmäßige — Phänomene begriffen werden sollen. Nach dieser Konzeption wollen wir verfahren, wenn wir im folgenden Vorgänge und Erscheinungen der Vergeudung und Verelendung im Kapitalismus erörtern.

Nach Marx beschäftigt sich die Politische Ökonomie zwar zunächst nicht mit den gebrauchswertmäßigen Voraussetzungen und Gehalten der gesellschaftlichen Produktion und des gesellschaftlichen Produkts, sondern mit deren spezifischen gesellschaftlichen Formen. Nur wo jene Inhalte, die Gebrauchswertbeziehungen, in diese gesellschaftlichen Formen — die Wertbeziehungen — »eingreifen« oder selbst durch diese »modifiziert« werden, hat es die Politische Ökonomie mit ihnen zu tun (Marx 1953, 763; vgl. hierzu u.z. folgenden Rosdolsky 1969, 98-124). Marx hat jedoch darüber hinaus zwei wesentliche Punkte benannt, an denen Gebrauchswerte als Grundlage der Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeit überhaupt auch die Entwicklung der ge-

sellschaftlichen Arbeit in ihrer kapitalistischen Form bestimmen: die Fähigkeit der menschlichen Arbeitskraft, Mehrarbeit zu leisten (MEW 23, 534f.), die in der kapitalistischen Produktionsweise als Profit erscheint, und die Nutzbarkeit sachlicher Produktionsbedingungen zu einer Verringerung der zur Selbsterhaltung der Arbeitskräfte erforderlichen Arbeitszeit (MEW 23, 535ff. und 650f.), die in der kapitalistischen Produktionsweise als Kostpreissenkung erscheint. Deswegen sind wir der Auffassung, daß in die Untersuchung der kapitalistischen Entwicklung Gebrauchswertzusammenhänge überhaupt einzubeziehen sind und daß hierbei insbesondere die Gebrauchswerte der lebendigen und der gegenständlichen Arbeitsbedingungen zu berücksichtigen sind. Dabei wollen wir zeigen, daß die Art und Weise, wie lebendige und gegenständliche Arbeitsbedingungen im Kapitalismus eingesetzt und entwickelt werden, seit je spezifische Formen der Vergeudung und Verelendung lebendiger und gegenständlicher Produktionsbedingungen und Produktionsvoraussetzungen hervorbringen; daß diese Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen als gebrauchswertmäßige Eigenschaften und Wirkungen dieser Produktionsweise zu betrachten sind, die in der Entwicklung des Kapitalismus an Gewicht gewinnen; und daß die Erkenntnis dessen Ausgangspunkt der Entwicklung einer antikapitalistischen Politik sein muß.

3. Vergeudung und Verelendung als Auswirkungen kapitalistischer Produktivkraftentwicklung

Das Wesen der kapitalistischen Arbeits- und Herrschaftsverhältnisse ist die Erzeugung von Mehrwert zwecks Vermehrung von Kapital, was die Unterordnung der Gebrauchswerteigenschaften von Arbeitskräften und Produktionsmitteln unter das Ziel der Profitproduktion einschließt. Mehrwertproduktion und Kapitalakkumulation implizieren — ungeachtet der wohlfahrtssteigernden und arbeitserleichternden Wirkungen kapitalistischer Produktivkraftentwicklung — eine grundlegende und durchgängige Verelendung und Vergeudung menschlicher und sachlicher Bedingungen und Voraussetzungen gesellschaftlicher Arbeit; Erscheinungen, welche der Gleichgültigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsweise gegenüber einer »sich erweiternden Gestaltung des Lebensprozesses« (MEW 25, 260) und ihrer Zielsetzung des »stets beschleunigten Anwachsens« des Kapitalwerts (MEW 25, 259) entspringen.

Die kapitalistischen Arbeits- und Herrschaftsverhältnisse sind im Antagonismus von abhängiger Lohnarbeit und privatem Kapitaleigentum als einem Verhältnis begründet, das einerseits durch den Zwang zum Verkauf der Arbeitskraft und andererseits durch den Zwang zur Verwertung des Kapitals gekennzeichnet ist; das auch durch Anwendung ökonomischer Gewalt verwirklicht und das schließlich durch politische Gewalt gesichert wird. In der Erscheinung und Entwicklung dieser kapitalistischen Produktionsweise treten vielfältige Formen jener Vergeudung und Verelendung hervor, und zwar um so stärker, als die kapitalistische Produktion sich erweitert und ausgreift. Von einem bestimmten Punkt der kapitalistischen Entwicklung an führt die fortgesetzte Erweiterung und das zunehmende Ausgreifen der kapitalistischen Produktion zur Monopolbildung und zum Imperialismus. Mit diesem Übergang zum

Spätkapitalismus kommt es zu der gesteigerten Anwendung von ökonomischer wie von politischer Gewalt zur Durchsetzung dieser Fortentwicklung. Es spricht viel dafür, daß in dieser spätkapitalistischen Entwicklung nicht nur die bloße Erweiterung und das weitere Ausgreifen der kapitalistischen Produktion, sondern auch die in ihren monopolistischen Formen enthaltene Gewaltanwendung — z.B. zur Sicherung von Ressourcen — zur verstärkten Ausbildung der kapitalistischen Vergeudung und Verelendung beigetragen haben.

Kern dieser Entwicklung der Produktionsweise ist die kapitalistische Entfaltung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit. Diese spezifische Form der Produktivkraftentfaltung bringt systematisch bestimmte Erscheinungen der Vergeudung und Verelendung an den lebendigen und gegenständlichen Arbeitsbedingungen und -voraussetzungen hervor. An sich heißt Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit Verringerung der Arbeitszeit bei der Erzeugung eines Gutes und Verringerung des Verbrauchs von Produktionselementen überhaupt in diesem Produktionsprozeß. In der kapitalistischen Produktionsweise wird die Verringerung der Arbeitszeit zur Einsparung von bezahlter Arbeitszeit (MEW 23, 553-556) und die Verringerung des Produktionsverbrauchs überhaupt zur Einsparung von bezahlten Produktionselementen (MEW 25, 34ff.) jeweils in bezug auf die betrieblichen Arbeitsvorgänge in den einzelnen kapitalistischen Unternehmen. Senkung des Kostpreises und Steigerung des Überschusses über ihn, des Profits, in bezug auf das eingesetzte einzelne Kapital ist das Ziel einer solchen Produktivkraftentwicklung. Die Mittel und Wege, diese Einsparung bezahlter Arbeitszeit und Einsparung bezahlter Produktionselemente überhaupt zu erreichen, sind vielfältig. Sie sind der Gegenstand der gesamten Politischen Ökonomie kapitalistischer Produktivkraftentwicklung. Sie haben zudem in den verschiedenen Abschnitten und Stufen der kapitalistischen Entwicklung nicht durchweg das gleiche Gewicht. Wir können jedoch davon ausgehen, daß die Entwicklung der kapitalistischen Produktivkraft der Arbeit im wesentlichen auf zwei miteinander verschränkte Grundlinien hinausläuft: auf eine lohnkostensenkende Steigerung der Arbeitsproduktivität und auf eine gesamtstückkostensenkende Ausdehnung der Verarbeitungstechnik (vgl. Roos, Streibel u.a. 1979, 21f.; auch: Tjaden 1983a, 72-76). Diese Grundlinien sind Vermittlungsglieder zwischen der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise überhaupt und den Erscheinungsformen der Vergeudung und Verelendung an den lebendigen und gegenständlichen Arbeitsbedingungen und -voraussetzungen. Wie die kapitalistische Produktivkraftentwicklung in ihren beiden Grundlinien systematisch solche Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen hervorbringt, soll im folgenden dargestellt und veranschaulicht werden. Die entsprechenden Auswirkungen der Produktivkraftentwicklung auf die lebendigen und gegenständlichen Bedingungen und Voraussetzungen der gesellschaftlichen Arbeit untersuchen wir sowohl für die Arbeitskräfte und die menschliche Natur als auch für die Produktionsmittel und die außermenschliche Natur; diese betrachten wir in der Phase der Produktion, in der Phase der Reproduktion und in der Totalität der gesellschaftlichen Produktionsentwicklung der kapitalistischen Produktionsweise (vgl. Abbildung).

Abbildung:

Systematik der Erscheinungsformen kapitalistischer Vergeudung und Verelendung

		Arbeitskräfte und Bevölkerung 1	Produktionsmittel und Naturressourcen 2
Gesellschaftliche Produktion	I	Überarbeit — Unterbeschäftigung	Überverbrauch von Roh- und Hilfsstoffen und Abfallverschwendung — Vermehrung des überflüssigen Teils des Surplusprodukts
Gesellschaftliche Reproduktion	II	Raub an Arbeits- u. Lebensbedingungen — Freisetzung von Arbeitskräften	Beraubung u. Nichterneuerung natürlicher Reichtumsquellen — Überproduktion von Produktionsmitteln
Totalität der gesellschaftlichen Produktions- entwicklung	III	Verstümmelung der Arbeits- kräfte und Verkümmern des Arbeitsvermögens — Übervölkerung	Erschöpfung und Zerstörung natürlicher Reichtumsquellen — Brachlegung und Vernichtung von Produktionsmitteln

I 1: Wo, wann und wie immer gesellschaftliche Produktion kapitalistisch organisiert wird, wird die Entwicklung der Produktivkraft der lebendigen Arbeit hauptsächlich zur Steigerung der Mehrarbeit der lohnabhängigen Arbeitskraft betrieben, die der kapitalistische Produktionsmittelbesitzer als Mehrwert aneignet. Hierbei ist eine wichtige Methode die der »Überarbeit«, bei der Marx überlange Arbeitszeiten und übermäßige Verdichtung unterscheidet. Solche Überarbeit ist als »rücksichtsloseste Verschwendung der Arbeitskraft« (MEW 23, 486) und »Lebensausgabe« (zit. in MEW 23, 271) zu verstehen. Überlange Arbeitszeiten gibt es nicht nur im Frühkapitalismus, sondern auch in neuerer Zeit insbesondere in der Dritten Welt; und die Arbeitshetze hat bekanntlich in allen modernen kapitalistischen Produktionsprozessen immer mehr an Gewicht gewonnen. Gegenstück zu dieser Überarbeit ist die Methode der »Unterbeschäftigung«, womit schon Marx wohl ebenso jene Teilzeitarbeit wie jene Kurzarbeit meinte, welche dem Kapitalisten die Vorteile einer Unterbezahlung sowie einer stärkeren Anspannung der Arbeitskräfte verschaffen (MEW 23, 567, 579f.). Während die Tatsache der Verschwendung von Arbeitskraft bei Unterbeschäftigung vielfach auf der Hand liegt, ist Unterbeschäftigung als »Quelle von Leiden« (MEW 23, 568) mit Marx besonders hervorzuheben: nämlich als mögliche Ursache von Hunger wie als solche einer besonderen Willkür des Einsatzes von solchen Arbeitskräften (MEW 23, 567f.). In der Situation millionenfacher Massenarbeitslosigkeit in den kapitalistischen Hauptländern ist beides heute auch in diesen Ländern keine Randerscheinung mehr.

I 2: Hauptsächliche Methode der Steigerung der Mehrarbeit ist freilich die Vermehrung der Arbeitsprodukte je Arbeitseinheit mittels arbeitssparenden technischen Fortschritts seit der Industrialisierung geworden. Diese Art der Erhöhung der Mehrarbeit, die durch relative Senkung des Werts der Arbeitskraft gekennzeichnet ist, beruht auf der Ausdehnung von arbeitssparender Verarbeitungstechnik unter einzelkapitalistischer Regie und ist Quelle vielfältiger Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen zunächst auf Seiten der gegenständlichen Voraussetzungen und Bedingungen der Produktion.

Die durch diese Verarbeitungstechnologie bestimmten gegenständlichen Produktionsbedingungen und -voraussetzungen sind daher ihrer Art und Nutzung nach auf die Steigerung der Mehrarbeit zugeschnitten. Ein wesentlicher Faktor hierbei ist der Überverbrauch von »Roh- und Hilfsstoffen« sowie die »Abfallverschwendung« (MEW 25, 88, 93, 110). Diese Aufblähung von Ressourcenverbrauch und Exkrementenanfall ergibt sich, trotz aller einzelkapitalistischen Material- und Energieökonomie, mit dem beschleunigten Durchsatz von Materialien und Energie aufgrund der gesteigerten Arbeitsproduktivität, was einerseits auf der »Aufsaugung« von Arbeit und Mehrarbeit durch immer mehr Stoffe (MEW 25, 93) und andererseits auf willkürlicher kapitalistischer Wertzuschreibung in bezug auf die Bestandteile des Gesamtergebnisses der Produktion beruht (vgl. Roos, Streibel 1979, 148ff.; MEW 25, 110f.). Die ungeheure Verschleuderung von Mineralöl und die Erzeugung gigantischer Abwärmemengen bei der monopolistischen großtechnischen Elektrizitätserzeugung etwa in der BRD vor allem in den siebziger Jahren sind eine moderne Ausprägung dieser Vorgänge. Der andere wesentliche Faktor ist die durch wachsende Verarbeitungstechnik ermöglichte Vermehrung eines überflüssigen Teils des »Surplusproduktes«. Marx weist hierauf hin, wenn er von der Zunahme von Luxusproduktion und bestimmter unproduktiver Dienstleistungstätigkeiten spricht (MEW 23, 468). Bis heute gilt, daß ein großer Teil des wachsenden gesellschaftlichen Produkts aus reproduktionsunnützen oder reproduktionsschädlichen Gütern und Leistungen besteht. Wir erinnern an unseren Hinweis auf Barans Ausführungen über die werbewirtschaftliche und rüstungswirtschaftliche Ausrichtung der Surplusproduktion im Monopolkapitalismus.

II 1: Für vorindustrielle Bedingungen des Einsatzes und der Erneuerung lohnabhängiger Arbeitskraft kann, mit Marx, von einem »Raub aller normalen Arbeits- und Lebensbedingungen« im Interesse der »Verwohlfeilerung der Arbeitskraft« (MEW 23, 494) gesprochen werden. Im Zuge der erweiterten Reproduktion des Kapitals durch produktivitätssteigernden Maschineneinsatz im Fabriksystem wird dieser »Raub« zu einem »systematischen« (MEW 23, 449f.): zur grundsätzlichen Beschränkung der Konsumtionskraft der Massen — wie immer die Lohnentwicklung verlaufen mag — durch die zwangsläufige Vermehrung des konstanten Kapitalteils infolge des zunehmenden Einsatzes arbeitssparender Maschinen, die zugleich die Verausgabung der Arbeitskraft der Lohnabhängigen je Zeiteinheit — wie immer auch die Arbeitsplatzbedingungen sich entwickeln mögen — gegenüber den vorkapitalistischen Arbeitsbedingungen bis heute hin ungeheuer steigert (MEW 23, 496). Solche Be-

schränkungen der Lebensmöglichkeiten und »rücksichtsloseste Verschwendung der Arbeitskraft« (MEW 23, 486) zeigt sich heute am deutlichsten in den Einzugsbereichen imperialistischer Industrienklaven in Ländern der Dritten Welt. Kehrseite dieser Verwohlfelerung der Arbeitskraft durch maschinelle Steigerung ihrer Produktivität ist die massenhafte »Freisetzung« von Arbeitskräften durch die genannte Art der Kapitalakkumulation (MEW 23, 495, 662). Jede zusätzlich eingesetzte oder verbesserte Arbeitsmaschine ersetzt Arbeitskräfte innerhalb oder außerhalb des kapitalistischen Arbeitsprozesses, und diese Freisetzung erfolgt im Fortgang der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung in sich steigerndem Maße. Unabhängig davon, ob hierdurch Arbeitslosigkeit aktuell oder nur potentiell hervorgebracht wird, verstärkt diese Freisetzung den Raubbau an der Arbeitskraft und die Beschränktheit ihrer Erneuerung. Anpassung und Unterordnung unter das Ausbeutungsregime des Kapitals wird auf diese Weise sogar in Zeiten stärkeren Wirtschaftswachstums und großer Arbeitskraftnachfrage — z.B. in der BRD der sechziger und frühen siebziger Jahre — bewirkt.

II 2: Wie den Raubbau an der Arbeitskraft und die Beschränkung ihrer Erneuerung, so bringt die rasche Steigerung der Arbeitsproduktivität durch die immer größere Ausdehnung kapitalistischer Verarbeitungstechnik auch die »Beraubung« (MEW 23, 529) natürlicher Reichtumsquellen und die Behinderung ihrer Erneuerung hervor. Marx entwickelt diese Störung des »Stoffwechsels zwischen Mensch und Erde« (MEW 23, 528) für die Agrikultur als Folge des Fortschreitens der Industrie. Die immer mehr Maschinerie erfordernde Kapitalakkumulation führt aber auch im Bereich der industriellen Produktion selbst zu sich steigernden und teils selbst sich verstärkenden Störungen dieser Art, die durch den verschwenderischen Abbau von Roh- und Hilfsstoffen und die blindwütige Anhäufung von Abfällen zustande kommen. Grundwassernotstände und Giftmüllskandale bieten aktuelle Veranschaulichungen dieser Vorgänge. Die fortgesetzte Ersetzung von Arbeitskräften durch arbeitssparende Produktionsmittel in der kapitalistischen Reproduktion führt weiterhin immer wieder und in steigendem Maße zu einer »Überproduktion von Produktionsmitteln ..., die als Kapital fungieren können« (MEW 25, 266). Sie tritt in Gestalt sowohl von Überkapazitäten von Produktionsanlagen als auch von unverkäuflichen Gütermassen in Erscheinung. Sie ruft die Stockungen in den konjunkturellen Krisen, vor allem aber auch in einer säkularen Krise der kapitalistischen Reproduktion hervor und verstärkt so die stofflich-energetischen Störungen. Investitionsruinen und Haldenproduktion sind hervorsteckende Merkmale einer solchen Überproduktion von Produktionsmitteln, aber auch von Konsumtionsmitteln.

III 1: Gesellschaftliche Produktion und Reproduktion bilden keinen einfachen Zirkel, sondern eine Totalität, in der sich die gesellschaftliche Arbeit entfaltet, verändert und entwickelt.

In bezug auf die Arbeitskräfte und die menschliche Natur »erscheint die kapitalistische Umwandlung des Produktionsprozesses zugleich als Martyrologie der Produzenten, das Arbeitsmittel als Unterjochungsmittel, Exploitationsmittel und Verarmungsmittel des Arbeiters, die gesellschaftliche Kombination der

Arbeitsprozesse als organisierte Unterdrückung seiner individuellen Lebendigkeit, Freiheit und Selbständigkeit« (MEW 23, 528f.). Die »Verstümmelung« der Arbeitskräfte (MEW 23, 674) und die »Verkümmerung« ihres Arbeitsvermögens (MEW 23, 187) sind das eine wesentliche Resultat dieses Prozesses. Man kann Verstümmelung als Inbegriff all jener Schäden nehmen, die den lohnabhängigen Arbeitskräften durch die »Methoden der Produktion des Mehrwerts« zugefügt werden (MEW 23, 674), während unter Verkümmerung des Arbeitsvermögens die Schäden verstanden werden können, die durch unzureichende Reproduktion der Arbeitskraft im Zuge der lohnkostensenkenden Steigerung der Arbeitsproduktivität entstehen. Aktuelle und eklatanteste Form der Verstümmelung der Arbeitskraft stellen jene physischen und psychischen Schäden dar, die im Zuge des mikroelektronischen Zugriffs auf Bruchteile von Arbeitssekunden durch die neueste Produktionstechnologie den Arbeitenden zugefügt werden (Brügge 1982). Moderne Formen der Verkümmerung des Arbeitsvermögens zeigen sich in der rapiden Zunahme bestimmter arbeitsumweltbedingter Erkrankungen oder im Anwachsen vorzeitiger Invalidität. Das andere wesentliche Resultat dieses Prozesses ist die »Übervölkerung« an lohnabhängigen Arbeitskräften (MEW 23, 674). Es ist die von Marx so genannte »Industrielle Reservearmee«, deren Mitglieder teils zeitweilig, teils dauerhaft aus dem Produktionsprozeß ausgeschieden werden und der der Möglichkeit nach jeder einzelne Lohnabhängige angehört. Mit den kapitalistischen Fortschritten der Arbeitsproduktivität schreitet auch die Erzeugung dieser Übervölkerung voran und damit die Verbreiterung der »prekären Existenzbedingungen« der Beschäftigten und des aktuellen »Pauperismus« der Unbeschäftigten (MEW 23, 674). Selbst die offiziellen Statistiken der Arbeitslosigkeit und der Armutsbevölkerung lassen die gewaltigen Dimensionen dieses Problems in der Gegenwart erkennen.

III 2: Wie der kapitalistische Fortschritt der Arbeitsproduktivität insgesamt in bezug auf »den Arbeiter« »die Springquellen alles Reichtums untergräbt«, so tut dies die entsprechende Ausdehnung der Verarbeitungstechnik in bezug auf »die Erde« (MEW 23, 530). In bezug auf beide hat schon Marx gesehen, daß »durch vorzeitige Überanstrengung und Erschöpfung, durch Störung des Gleichgewichts zwischen Ausgabe und Einnahme, die Zukunft *realiter* ... verwüstet werden« kann (MEW 26.3, 303). Der »Ruin« natürlicher außermenschlicher Reichtumsquellen (MEW 23, 529) tritt in zwei Formen zutage: die unter der Profitherrschaft immer aufs neue ausgedehnte Warenproduktion vermittelt privatwirtschaftlich kostensparender Arbeitsmaschinen zur Gewinnung, Verarbeitung und Verteilung von Gütern führt einerseits zur »Erschöpfung« vieler außermenschlicher Reichtumsquellen (MEW 25, 270), andererseits zur Zerstörung solcher Quellen. Die für die nähere Zukunft absehbare Erschöpfung der Mineralölvorräte und die bereits begonnene Zerstörung vieler Tier- und Pflanzenarten sind die bekanntesten Zeichen dieses Ruins. Eben dieser Ruin, der durch das Fortschreiten des massenhaften Einsatzes von maschinellen Arbeitsmitteln betrieben wird, wird durch die Resultate der Überproduktion von Produktionsmitteln keineswegs gehemmt, sondern dadurch, daß diese zur Voraussetzung verstärkter Kapitalakkumulation werden, sogar noch

vorangetrieben. Jene Resultate bestehen in der »Brachlegung« und in der »Vernichtung« von Produktionsmitteln, die überschüssiges Kapital darstellen (MEW 25, 264). Die unzulängliche Ausnutzung modernster industrieller Produktionsanlagen, insbesondere im Fall der verschiedensten Branchenkrisen, die vielfach bis zur Außerdienststellung dieser Potentiale führt, und die massenhafte Stilllegung von Betrieben infolge der anschwellenden Firmenzusammenbrüche sind Zeichen dieses Ruins gegenständlicher Produktionsbedingungen im Zuge der zunehmenden Konzentration und Zentralisierung des Kapitals.

Wir haben hiermit versucht, die Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen, die im Fortgang der Mehrwertproduktion und Kapitalakkumulation im Zuge der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung systematisch erzeugt werden, darzustellen und zu veranschaulichen. Der Zusammenhang mit den in der Vorbemerkung genannten Beispielen dürfte unmittelbar einsichtig sein. Ebenfalls dürfte deutlich sein, daß diese Veranschaulichung, die nur mit einer begrenzten Zahl von Beispielen gearbeitet hat, auf vielfältige Weise ausgebaut werden kann. Unser Interesse galt jedoch vor allem der Verdeutlichung des inneren Zusammenhangs der verschiedenen Erscheinungsformen, der »mit Kenntnis der ökonomischen Gesetze« hervortritt.

Das Gewicht, das solche Erscheinungsformen der Vergeudung und Verelendung im Vergleich zu denjenigen Wirkungen kapitalistischer Produktivkraftentwicklung haben, die Steigerungen der Wohlfahrt und Erleichterungen der Arbeit bedeuten, läßt sich quantitativ nicht erfassen. Wir können jedoch davon ausgehen, daß sich die Vergeudungs- und Verelendungswirkung und die Wirkung der Wohlfahrtssteigerung und der Arbeitserleichterung im gegenseitigen Widerspruch entwickeln: jeder Fortschritt der kapitalistischen Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit in bezug auf ihre Ergiebigkeit und Leichtigkeit ist zugleich Fortschritt in der »Kunst«, Arbeitskräfte und menschliche Natur zu deprivieren und Produktionsmittel und außermenschliche Natur zu ruinieren (vgl. MEW 23, 529). Diese widerspruchsvolle Produktivkraftentwicklung, die die »Geschichtsepoche« kennzeichnet, »die der bewußten Rekonstitution der menschlichen Gesellschaft unmittelbar vorausgeht«, muß von den Menschen, die dieser »ungeheuersten Verschwendung von individueller Entwicklung« ausgesetzt sind (MEW 25, 99), in ihrer Aktion für jene Rekonstitution systematisch negiert werden.

4. Vergeudung und Verelendung als Ansatzpunkte antikapitalistischer Politik

Eine Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte, welche uneingeschränkt die gesellschaftliche Wohlfahrt steigert und die gesellschaftliche Arbeit erleichtert, die also nicht mehr Vergeudung und Verelendung in sich enthält, muß das Ziel einer antikapitalistischen Politik sein. Diese muß beim Abbau der Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen selbst ansetzen, der die Zurückdrängung von Profitherrschaft und Ausbeutung notwendig einschließt. Diese Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen stellen ja sämtlich Verletzungen der gebrauchswertmäßigen gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen zueinander und zur Natur dar, welche durch eine Produktivkraftent-

wicklung entsprechend den Kapitalgesetzmäßigkeiten systematisch hervorgebracht werden. Sie können wirksam nur durch eine gezielte und umfassende Verbesserung der gebrauchswertmäßigen Arbeits- und Lebensverhältnisse bekämpft werden, der jene Gesetzmäßigkeiten entgegenstehen. Die tatsächliche Durchsetzung einer solchen Verbesserung schließt daher die Zurückdrängung von Profitherrschaft und Ausbeutung ein. Dies ist nur in einem Prozeß zu verwirklichen, der bei den gegenwärtigen Arbeits- und Lebensverhältnissen ansetzt und sie schrittweise verbessert, d.h. in antikapitalistischem Sinn umgestaltet. Dies kann nur durch eine einheitliche antikapitalistische Wirtschafts- und Sozialpolitik geleistet werden, welche alle auf die gesellschaftliche Produktion und Reproduktion bezogenen Einzelpolitiken umfaßt und die die wirtschaftlichen wie die sozialen Beziehungen im Sinne jener Entwicklung der Arbeits- und Lebensverhältnisse verändert.

Das erfordert einen radikalen Bruch mit den herrschenden Politiken, die allesamt Ausdruck der Rolle des bürgerlichen Staates in der kapitalistischen Gesellschaft sind. Dieser bürgerliche Staat wird vielfach nur als Gewährleister eines geordneten Warenverkehrs und Bereitsteller allgemeiner Produktionsvoraussetzungen begriffen (z.B. Göttinger Thesen II 1980; vgl. hierzu und zum folgenden Tjaden-Steinhauer/Tjaden 1981). Wir meinen jedoch, daß diesen beiden Aufgaben des bürgerlichen Staates eine allgemeine Aufgabe zugrunde liegt, nämlich die Sicherung des kapitalistischen Produktionsverhältnisses selbst. Die bürgerliche Staatsgewalt schützt durch Zwang und durch das von ihr gesetzte Recht das grundlegende gesellschaftliche Verhältnis von Privateigentum und Nichteigentum an Produktionsmitteln und von Nichtarbeit und Arbeit im Produktionsprozeß (vgl. MEW 25, 51). Insoweit die Entwicklung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit neben der grundlegenden staatlichen Garantie dieses Verhältnisses weiterer staatlicher Förderung bedarf, geschieht dies vermittelt besonderer Politiken, die auf das Profit- und Ausbeutungsinteresse zugeschnitten sind.

An der herrschenden Wirtschafts- und Sozialpolitik — Politiken, die seit dem Übergang zum monopolistisch-imperialistischen Kapitalismus systematisch ausgebaut wurden — wird dies besonders deutlich. Der Staat muß, mangels eigener Vorsorge durch die privaten Kapitale, durchaus eine Reproduktion der gesellschaftlichen Gesamtarbeitskraft gewährleisten, was er durch die Systeme der sozialen Sicherung der Arbeitskraft außerhalb des Betriebes auf niedrigem Niveau sowie durch Bestimmungen zum Schutz der Arbeitskraft im Betrieb selbst in Teilbereichen betreibt. Die entsprechenden Maßnahmen laufen aber im wesentlichen auf eine Effektivierung der Verausgabung der Arbeitskraft (z.B. Arbeitsschutzmaßnahmen in Verbindung mit Rationalisierungsmaßnahmen, Erleichterung der Abschiebung beschädigter Arbeitskraft in die Verrentung) und auf eine Disziplinierung der Arbeitskraft selbst hinaus (z.B. Arbeitszwang für Sozialhilfeempfänger, Zumutbarkeitsklausel in der Arbeitslosenversicherung). Ökonomisch wirkt sich das insgesamt als Steigerung der Produktivkraft der Arbeit und als Erhöhung der Intensität der Arbeit aus. Die herrschende Sozialpolitik fördert somit vor allem die Ausnutzbarkeit der lohnabhängigen Arbeitskraft. Der bürgerliche Staat muß des weiteren — wie-

der mangels eigener Vorsorge der privaten Kapitale — auch Bedingungen der Reproduktion des Kapitals als solchen gewährleisten, was er durch investive und konsumtive Ausgaben zugunsten der privaten Wirtschaft und durch Transferleistungen insbesondere zur Gewinnaufstockung tut. Die entsprechenden Maßnahmen laufen im wesentlichen auf eine reale und monetäre Subventionierung der Kapitalverwertung (z.B. durch den Ausbau wirtschaftlicher Infrastruktur oder durch finanzielle Investitionshilfen) und auf die Entfaltung staatlicher Nachfrage nach nützlichen wie nach schädlichen Gütern (z.B. für Ver- und Entsorgungszwecke oder zur Steigerung der Hochrüstung) hinaus. Das wirkt sich insgesamt ökonomisch als Verbilligung der Produktionsmittel und als Steigerung der Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals aus. Die herrschende Wirtschaftspolitik fördert so vor allem die Vermehrbarkeit des sich verwertenden Kapitals (vgl. auch Tjaden-Steinhauer/Tjaden 1973, 22-75).

Ziel der antikapitalistischen Politik — und hier insbesondere einer in sich abgestimmten einheitlichen Wirtschafts- und Sozialpolitik im umfassenden Sinne — ist dagegen die Beschneidung des Profit- und Ausbeutungsinteresses durch eine schrittweise Verbesserung der gebrauchswertmäßigen Arbeits- und Lebensverhältnisse. Grunderfordernisse einer solchen Entwicklung sind zweifellos ein umfassender Schutz der Arbeitskraft, eine vermehrte Eröffnung angemessener Arbeitsmöglichkeiten, eine bessere Nutzung der Produktionsmittel und eine wirksame Bewahrung der Naturgrundlagen gesellschaftlicher Arbeit. Das sind Erfordernisse einer Entwicklung, die nicht mehr primär jenen Kriterien des Profits und der Ausbeutung folgt, denen eine kapitalistische Politik verpflichtet ist, wenn sie die Ausnutzbarkeit der lohnabhängigen Arbeitskraft und die Vermehrbarkeit des sich verwertenden Kapitals fördert.

Was ist demgegenüber der Inhalt einer antikapitalistischen Wirtschafts- und Sozialpolitik als einer Politik, die den Abbau kapitalistischer Vergeudung und Verelendung durch gezielte und umfassende Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse betreibt? Die Schädigungen der lebendigen und gegenständlichen Arbeitsbedingungen und -voraussetzungen wirksam abzubauen, erfordert eine gezielte und umfassende Verbesserung der gebrauchswertmäßigen gesellschaftlichen Verhältnisse. Das schließt Veränderungen des Zusammenwirkens von Arbeitskräften und Produktionsmitteln wie des gesellschaftlichen Verkehrs der Menschen untereinander wie schließlich auch des gesellschaftlichen Austausches zwischen Mensch und Natur ein. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Bereich der chemieverwendenden Industrie: Arbeitshetze und Verwendung schädlicher Arbeitsstoffe, Erzeugung von giftigen Produkten und Raubbau an Mineralölvorräten sind nur dann wirksam abzubauen, wenn die Produktionsverfahren in solchen Industrien in Richtung auf schadstoffarme und menschengerechte Technologien weiterentwickelt werden, wenn eine umfassende inhaltliche Mitbestimmung der Arbeitsplanung durch die Arbeitenden verwirklicht wird, wenn die Materialbasis und Abproduktbehandlung in Richtung auf biologische und rezirkulative Materialien und Prozesse verändert und wenn diese Maßnahmen zudem miteinander vernetzt werden. Eine entsprechende umfassende und gezielte Verbesserung der gebrauchswertmäßigen Verhältnisse in der gesamten Gesellschaft läuft auf eine Entwicklung der gesell-

schaftlichen Produktivkräfte im antikapitalistischen Sinn hinaus. Eine einheitliche antikapitalistische Wirtschafts- und Sozialpolitik muß eine solche Produktivkraftentwicklung fördern. In diese Politik sind alle sonstigen Politiken, welche die gesellschaftliche Produktion und Reproduktion beeinflussen — wie etwa Gesundheitspolitik, Umweltpolitik, Bildungspolitik, Ressourcienpolitik — einzuordnen. Im Unterschied zu einer Entwicklung, die auf kapitalistische Steigerung der Arbeitsproduktivität und Senkung der Stückkosten abstellt, richtet sich die antikapitalistische Produktivkraftentwicklung mehr und mehr auf die Befriedigung gebrauchswertmäßiger gesellschaftlicher Bedarfe, die sich aus der Notwendigkeit der Erneuerung und Weiterentwicklung der Arbeitsbevölkerung und der Naturquellen ergeben. Diese Produktivkraftentwicklung muß schließlich dahin führen, daß die gesellschaftliche Arbeit als Austausch zwischen Mensch und Natur »rationell« geregelt wird, »mit dem geringsten Kraftaufwand« erfolgt und der »gemeinschaftlichen Kontrolle« der Produzenten unterstellt wird (MEW 25, 828).

Will man die Politik der antikapitalistischen Veränderung der Produktivkraftentwicklung als eine einheitliche und integrierte Wirtschafts- und Sozialpolitik begreifen, das heißt, als eine Politik, die alle hierfür bedeutsamen Einzelpolitiken integriert und auf eine generelle und umfassende Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse richtet, dann ist es mit einer abstrakten Negation einzelner Tatbestände kapitalistischer Vergeudung und Verelendung nicht getan. Die Schaffung von Arbeitsplätzen durch Ausdehnung der Produktion schädlicher Güter, z.B. Rüstungsproduktion, oder die Bekämpfung von Wohnungsmangel durch weitere Landschaftszerstörung, so durch Ankurbelung des Eigenheimbaus, stellen keine Maßnahmen einer antikapitalistischen Wirtschafts- und Sozialpolitik dar. Anstelle einer Flick- und Stückwerkspolitik, mit der Fehlentwicklungen nur abstrakt negiert werden, so daß positive Effekte stets mit negativen einhergehen, muß die konkrete Negation der Schäden treten, die die kapitalistische Produktivkraftentwicklung hervorbringt. Will man die Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen der kapitalistischen Produktionsweise konkret begreifen, um sie konkret abbauen zu können, dann muß nach der Einheit der Mannigfaltigkeit dieser Erscheinungen gefragt werden. Diese Einheit ergibt sich aus ihrem gemeinsamen Ursprung in einer Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte, die durch Profitherrschaft und Ausbeutung geprägt ist. Konkrete Negation jener Schäden heißt, den Abbau von Vergeudungs- und Verelendungserscheinungen ineins mit der Zurückdrängung von Profitherrschaft und Ausbeutung betreiben — und zwar durch die gezielte und umfassende antikapitalistische Entwicklung der gebrauchswertmäßigen gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen zueinander und zur Natur. Diese Aufgabe ist nur durch eine Wirtschafts- und Sozialpolitik zu meistern, welche die Planungen und Maßnahmen zum konkreten Um- und Ausbau dieser Arbeits- und Lebensverhältnisse als politische Einheit und als praktische Einwirkung in bezug auf diese Verhältnisse begreift. Antikapitalistische Wirtschafts- und Sozialpolitik ist daher als ein System von Politiken zu verstehen, mit dem die Entwicklung der gebrauchswertmäßigen gesellschaftlichen Verhältnisse mehr und mehr der Kontrolle durch die Produzenten unterstellt

wird. Um die Planungen und Maßnahmen dieser Wirtschafts- und Sozialpolitik in ihrer politischen Einheit und praktischen Wirkung entwickeln zu können, bedarf es aber des Entwurfs der Grundlinien der künftigen antikapitalistischen Entwicklung der gebrauchswertmäßigen gesellschaftlichen Arbeits- und Lebensverhältnisse sowohl hinsichtlich der materiell-praktischen Basis als auch hinsichtlich der unmittelbaren Arbeits- und Lebensbedingungen in dieser Gesellschaft. Diese Grundlinien müssen die wichtigsten Veränderungen dieser materiell-praktischen Basis und unmittelbaren Arbeits- und Lebensbedingungen darstellen, die erforderlich sind, um die Verkümmern und Verstümmelung der Arbeitskraft, die Arbeitsplatzgefährdung und den Pauperismus, die Brachlegung und die Vernichtung von Produktionsmitteln und die Erschöpfung und Zerstörung natürlicher Reichtumsquellen in ihren gegenwärtigen Ausprägungen Schritt für Schritt abzubauen und zugleich menschen- und naturgerechte Arbeits- und Lebensverhältnisse aufzubauen (vgl. auch Tjaden 1983b).

Die praktische antikapitalistische Entwicklung der gebrauchswertmäßigen gesellschaftlichen Verhältnisse baut die beherrschenden Erscheinungen kapitalistischer Vergeudung und Verelendung ab und drängt die Profitherrschaft und Ausbeutung in der kapitalistischen Produktionsweise zurück, indem sie schrittweise eine bessere Befriedigung des gesellschaftlichen Bedarfs für die Erneuerung und Weiterentwicklung der Arbeitsbevölkerung und der Naturquellen herbeiführt. Diese antikapitalistische Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte, die nicht ohne zunehmende Einschränkung der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse verwirklicht werden kann, schließt eine entsprechende Machtentfaltung der arbeitenden Klasse im Verhältnis zur herrschenden Klasse der kapitalistischen Produktionsweise ein. Diese Entwicklung muß schließlich zu einer Ersetzung der kapitalistischen durch sozialistische Produktionsverhältnisse, also zu einer auf gesellschaftlichem Eigentum an den Produktionsmitteln beruhenden Produktionsweise führen. Erst in dieser Produktionsweise kann die gebrauchswertbestimmte Entwicklung der Produktivkräfte, insbesondere die Befriedigung des gesellschaftlichen Bedarfs für die Erneuerung und Weiterentwicklung der Arbeiterbevölkerung und der Naturquellen, voll zum Tragen kommen und entsprechend einer qualitativ neuen Zielsetzung eingerichtet werden. Die sozialistische Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte zielt letztlich ab auf die Erhaltung der menschlichen Lebenskraft und der menschlichen Gattung und die allseitige Entwicklung menschlicher Fähigkeiten wie auf die Erneuerung bzw. den Ersatz von Naturreichtümern und die vielseitige Nutzung der Kräfte und Stoffe der Natur. Zu der kapitalistischen Weise der Produktivkraftentwicklung, deren Grundzüge die kostensparende Steigerung der Arbeitsproduktivität und Ausdehnung der Verarbeitungstechnik ist und die systematisch Vergeudung und Verelendung hervorbringt, steht diese Zielsetzung sozialistischer Produktivkraftentwicklung in absolutem Gegensatz.

Literaturverzeichnis

- Baran, P.A., 1968: Zur politischen Ökonomie der geplanten Wirtschaft, Frankfurt/M.
 Briefs, U., 1982: Die 35-Stunden-Woche kann nur der Einstieg sein, in: Deutsche Volkszeitung Nr. 52/53, 23.12.
 Brügge, P., 1982: »Sagen wir lieber nicht Humanität«, in: Der Spiegel, Nr.36, 74-87 und Nr. 37, 92-112
 Frankfurter Rundschau 17.12.1982
 Göttinger Thesen II, 1980: Die kapitalistische Krise und ihre sozialistische Überwindung, Göttingen
 Kautsky, K., 1899: Bernstein und das Sozialdemokratische Programm, Stuttgart
 Koch, E., F. Vahrenholt, 1978: Seveso ist überall, Köln
 Konkret 1983, Nr.1
 Marx, K., 1953: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin (DDR)
 MEW = Marx-Engels Werke, Berlin (DDR), seit 1956
 Mohl, A., 1981: Verelendung und Revolution oder Das Elend des Objektivismus, Frankfurt/M., New York
 Pinl, C., 1979: Ursachen der ungleichen Bezahlung von Männern und Frauen und bisherige Strategien zu ihrer Überwindung, in: M. Janssen-Jurreit (Hrsg.), Frauenprogramm — Gegen Diskriminierung, Reinbek, 85-95
 Roos, H., G. Streibel u.a., 1979: Umweltgestaltung und Ökonomie der Naturressourcen, Berlin (DDR)
 Rosdolsky, R., 1969: Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen »Kapital«, Frankfurt/M., Wien
 SIPRI (Hrsg.), 1980: Rüstung und Abrüstung im Atomzeitalter, Reinbek
 SIPRI, 1981: Rüstungsjahrbuch '81/82, Reinbek
 Der Spiegel, 1982: Nr.51
 Strohm, H., 1981: Friedlich in die Katastrophe, Frankfurt/M.
 Stuckey, B., M. Fay, 1980: Produktion, Reproduktion und Zerstörung billiger Arbeitskraft: Ländliche Subsistenz, Migration und Urbanisierung, in: M. Fay u.a., Strukturveränderungen in der kapitalistischen Weltwirtschaft, Frankfurt/M., 126-168
 Süddeutsche Zeitung, 18./19.12.1982
 Tjaden, K.H., 1983a: Die Aktualisierung Marxens, in: D. Albers u.a., Aktualisierung Marx', Berlin/W., 66-79
 Tjaden, K.H., 1983b: Was heißt: Die Produktivkräfte sprengen die Produktionsverhältnisse? Beitrag zur 5. Sitzung der Konferenz »Aktualisierung Marx'« (17.-20.2.83 in Berlin/W.), in: Moderne Zeiten 3, H.5, 46-49, und BdWi-Forum 53/54, 1983, 39-42
 Tjaden-Steinhauer, M., K.H. Tjaden, 1973: Klassenverhältnisse im Spätkapitalismus, Stuttgart
 Tjaden-Steinhauer, M., K.H. Tjaden, 1981: Einige Bemerkungen zu den Göttinger Thesen, in: Sozialist Nr.4 und Nr.5
 Wagner, W., 1976: Verelendungstheorie — die hilflose Kapitalismuskritik, Frankfurt/M.

**Neue Technik und Sozialismus**

Alt Vater, Amin, Haug, Magdoff u.a.
 Internationale Sozialismus-Diskussion 4
 Argument-Sonderband AS 95
 16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Kongreßberichte

»Was Frauen wollen — 10 Jahre Feminismus: interne forschende Kritik«
vom 21. bis 23. Mai 1983 in Namur (Belgien)

»Die Frauenbewegung ist in einer Krise.« Ein unwidersprochener Satz einer Frau am Ende eines dreitägigen Kolloquiums. Und sie schlug eine große gemeinsame Demonstration vor. Ca. 200 Frauen hatten sich über Pfingsten in Namur (Belgien) zusammengefunden, um Bilanz zu ziehen über 10 Jahre Feminismus in französischsprachigen Ländern und um Ziele und Strategien neu zu formulieren. Eine Gruppe von Frauen, die sich mit Forschung und Informationen zum Feminismus beschäftigt (Les Cahiers du GRIF — Groupe de recherche et d'information féministe, Brüssel), hatte eingeladen und wurde von der hohen Teilnehmerzahl überrascht. Sie hatten höchstens mit 60 bis 80 Frauen gerechnet. Ein Beweis dafür, meinten die Organisatorinnen, daß Frauen den Wunsch haben, die Geschichte ihrer Bewegung kritisch zu reflektieren und Möglichkeiten für neue gemeinsame Wege zu suchen. Es war ein Programmablauf vorgeschlagen, der die Bereiche Kultur und Politik als getrennt zu diskutierende Themen anordnete: der erste Tag — Beziehungen innerhalb der Frauenbewegung oder »Für eine neue Ethik«. Der zweite Tag — die Außenbeziehungen oder »Für eine neue Politik«. Abschließende Diskussionen und Konfrontationen waren für den letzten Tag vorgesehen.

In Referaten zur neuen Ethik stellten Françoise Collin, Marie-Claire Boons und Françoise Duroux (Mitarbeiterinnen der GRIF) ihre rückblickende Einschätzung und daraus folgende neue Fragen vor. Zu der Vorstellung, sich innerhalb einer kapitalistisch-patriarchalisch strukturierten Welt eine eigene autonome »Frauengesellschaft« bauen zu können, gehörte ein Denken, das so zusammengefaßt wurde: »Jede andere Frau ist ein Spiegelbild von mir selbst, dieselbe Unterdrückte.« Heute würden Unterschiede wahrgenommen werden zwischen den Frauen z.B. in den politischen und ideologischen Standpunkten. Feministinnen stünden sich heute rivalisierend und konkurrierend gegenüber. Einige sprächen davon, daß der Feminismus am Ende sei. Als Marie-Claire Boons behauptete, daß sich in den feministischen Gruppen dasselbe »Mutterrecht« mit seinen autoritären Strukturen durchgesetzt habe, das auch das »Herz des Patriarchats« sei, protestierten viele heftig und einige verließen den Raum. — Es wurde von den Referentinnen vorgeschlagen, Widersprüche in der eigenen Identität nicht zu eliminieren, Unterschiede und Gegensätze in den Ansätzen feministischer Theorie und in politischen und ideologischen Sichtweisen zu nutzen. Das »Wie« könnte auf diesem Kolloquium diskutiert werden. Fragen danach, was das originär Begründende für die Identitätsbildung von Frauen sei, der Geschlechts- oder Klassenunterschied, müßten darauf überprüft werden, welche Konsequenzen eine Entscheidung für die politischen Kämpfe und Ziele habe.

Diesen Problemfeldern standen die Themen des nächsten Tages unvermittelt gegenüber. Stille war noch bei den Zuhörerinnen, als eine Gewerkschafterin von Frauenkämpfen in Betrieben berichtete, wo Feministinnen zur Unterstützung gefehlt hätten. Marie-Victoire Louis führte vor, daß bei einem anfänglich gemeinsamen Kampf einer geschlechtlich gemischten Belegschaft zur Erhaltung von Arbeitsplätzen in einem belgischen Betrieb, dieser sich zu einem Geschlechterkampf entwickelte. Frauen sollten nach Vorstellung des Unternehmens, der Gewerkschaften und der Kollegen, auf ihre Ganztagsarbeit verzichten zugunsten von Hausarbeit oder Halbtagsarbeit, damit für die männlichen Kollegen die Arbeitsplätze erhalten blieben. Die Arbeiterinnen hatten gefordert, die verbleibende Arbeit auf Männer und Frauen zu verteilen. Letztendlich waren Frauen und Männer erfolglos gegenüber dem Kapital. Nachdem die Frauen von ihren Arbeitsplätzen verdrängt waren, stellte sich heraus, daß die Fabrik ins Ausland verlagert werden sollte und damit auch allen Männern Arbeitslosigkeit drohte.

Unruhe mit Zwischenrufen und Aufforderungen, den Beitrag abzubrechen, entstand unter den Zuhörerinnen, als eine Vertreterin des Ministeriums für Frauenfragen in Belgien betonte, wie notwendig sie die Mitarbeit in politischen Gremien fände, um dort Ziele der Frauenbewegung durchzusetzen. Eine Feststellung, die nicht in Diskussionen in Frage gestellt wurde, sondern die von einigen Feministinnen durch fortwährende Störungen quasi als nicht diskutierbare Möglichkeit für feministische Politik abgelehnt wurde.

Die als Fahrplan vorgeschlagene Arbeitsteilung in Kultur und Politik zeigte sich eher behindernd als förderlich, um neue Fragen z.B. nach dem Verhältnis von Feminismus und Staat, Feminismus und Massengesellschaft zu stellen und zu diskutieren. So restümierten auch die Veranstalterinnen.

In der abschließenden Zusammenkunft stellten Frauen die Projekte vor, in denen sie arbeiten: Frauenforschungsprojekte zu Kultur, Literatur, Sprache, Weltraum und Bibel, Medien und Film, Mutterschaft, Gewalt, Technologie, Mathematik und Recht, Frauenhäusern in verschiedenen Städten, Frauencafés und Buchhandlungen. Sie baten die noch nicht eingebundenen Frauen um Unterstützung und Mitarbeit. »La richesse, c'est la différence« (Der Reichtum liegt im Unterschied), war gesagt worden. Wie aber Unterschiedenes, Getrenntes, eine Vielfalt von unterschiedlichen Lebenserfahrungen (Teilnehmerinnen waren im Alter zwischen 20 und 65 Jahren) und Wirkungsfeldern sich zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung verbinden könnten, blieb eine Frage, die zwar als zu bearbeitende vorgeschlagen worden war, aber von den Frauen nicht aufgegriffen wurde. Am Ende blieb nur die gemeinsame Demonstration, eine Politikform, die zur Orientierung zu einer gemeinsamen Perspektive nicht ausreicht. »Wir brauchen eine Solidarität mit allen Frauen.« Über die Grenzen der französischsprachigen Länder hinaus wollen sie sich mit allen Frauen verbünden. Wir begreifen das als eine Aufforderung.

Marlies Koschinek (Hamburg)

Darstellung und Selbstdarstellung von Frauen

Interdisziplinäre Frauentagung. Universität Konstanz. 3. bis 5. Juni 1983

Etwas Besonderes an Frauenkonferenzen ist zumeist ein recht kooperativer wenig aggressiver Stil des Miteinander-Redens, der nicht zuletzt daher rührt, daß die Referentinnen durchweg von der Sache getragen werden, zur Sache sprechen und kaum Profilierungsreden halten. Dieses wohlthuende Arbeitsklima verdankt sich vermutlich auch den gesellschaftlichen Behinderungen der Frauen. Eine Profilierung, der Nachweis, daß man besser sei, brillanter formulieren könne als andere, würde zu nichts führen. Frauen bekommen noch immer keine Stellen im Hochschulbereich, die neuesten Entwicklungen scheinen einen Anteil von bloß 10% als Traumziel ins nächste Jahrhundert zu verbannen. Die Lage hat nicht nur diesen versachlichenden Effekt, sondern auch einen demokratisierenden und zukunftsweisenden: die wenigen Frauen an den Hochschulen schließen sich interdisziplinär zusammen, wenn es um Frauenthemen geht.

In Konstanz waren es im wesentlichen die Literaturwissenschaftlerinnen, die Linguistinnen und die Historikerinnen, die — dank eines großen, den Staat und die Universität wohl auch nichts kostenden Engagements der Studentinnen die Tagung zur Darstellung und Selbstdarstellung der Frau zustande brachten. Die Universität liegt in einem Waldstück, man blickt auf den Bodensee. Dazu der strahlend blaue Junihimmel und die leuchtenden Gesichter von etwa 300 meist sonnenbraunen Frauen ließen das Ganze etwas utopisch scheinen. Dieses Ganze waren Vortragsgruppen zu den Themen: Entwicklung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und deren Auswirkungen; 'Weiblichkeit' als Ideologie und 'weibliche Kulturtraditionen' und literarische und außerliterarische Produkte weiblicher Selbstdarstellung.

Unser Haupteindruck war, daß die Frauen ein großes und detailreiches Wissen in ihren einzelnen Gebieten gesammelt hatten, welches sie häufig auch sehr genußvoll präsentierten: so etwa Luise Pusch zur Konstruktion des Weiblichen im Duden, aus dessen Sprachwendungen sie eine ebenso klischierte Handlung schuf, oder Gunhild Kübler, die als feministische Erbin Kellers Sinngedicht einer erneuten Prüfung unterzog und zu dem Resultat kam, daß weniger Keller als vielmehr der Schutt der Literaturinterpretation patriarchalisch zugeschnitten und für befreiendes Denken ungenügend seien. Ev Keitel arbeitete an der Frage, warum feministische Literatur häufig literarisch oder vom literaturwissenschaftlichen Standpunkt gesprochen schlecht ist und gleichwohl nicht bloß Massenwirkung hat, sondern dies zudem in einer Weise, die befreiend ist, die die Frauen zusammenschließt, aus einzelnen Leserinnen kollektive Diskutantinnen macht. Wie könnte man solche Wirkung positiv aufnehmen, ohne gleichzeitig Maßstäbe, die auch für feministische Literatur gelten könnten, preiszugeben? Diese Haltung, daß nicht alles Weibliche an sich gut, sondern gerade für die Frauen vieles zu gewinnen sei, wenn wir unbescheidener werden, kennzeichnete überhaupt die lebhaft geführten Diskussionen.

Die Spezialdisziplinen (außer den oben genannten waren noch Jura, Psychoanalyse und Sozialpsychologie vertreten) stellten gerade durch die Intensität, mit der in den einzelnen Fächern gearbeitet wurde (z.B. gab es vier Vorträge zum Mittelalter, dazu noch eine Ausstellung zu Frau und Kunst im Mittelalter, die zugleich als Buch zur Konferenz erhältlich war), eine Komposition dar, die eigentlich zukünftige Zusammenarbeit ebenso wie praktische Eingriffsmöglichkeiten hätte hervorbringen müssen. Dies allerdings geschah auf dieser Tagung nicht. Die einzelnen Vorträge und Diskussionen blieben recht unverbunden nebeneinander stehen; zugleich gelang es auch in vielen Veranstaltungen nicht, von der anschauenden Haltung in eingreifendes Denken zu gelangen. Viele Referentinnen ließen so die geduldig Hörenden und bereitwillig Gekommenen in einem Zustand relativer Ratlosigkeit zurück. Es fehlt an einer Methode, wie die einzelnen Disziplinen füreinander fruchtbar gemacht werden können. Wir müssen sie gemeinsam entwickeln. Deutlich wurde auch, daß die Arbeitsteilung in Sozialwissenschaften und solche, die es vorwiegend mit Textproduktion zu tun haben, beide Bereiche beraubt. Auch diese Zusammenführung sollten wir uns zur Aufgabe machen.

Das *Argument* war gewissermaßen in Gestalt von Frigga Haug und ihrem Vortrag »Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch« (vgl. den Beitrag in diesem Heft) anwesend. Obwohl die Positionen im Rahmen des *Argument* in Konstanz eher unbekannt waren, hatten sie das Glück, verstanden und freudig aufgenommen zu werden. Vielfältige Kooperation wurde angebahnt. (Die Referate der Tagung sind ab August 83 als Buch erhältlich.)

Frigga Haug und Kornelia Hauser (Berlin und Hamburg)

Frauen und Schule

Tagung der Arbeitsgemeinschaft »Frauen und Schule« in Bielefeld vom 21.-23.5.1983 Die Gleichberechtigung wird als Erziehungsziel in den Schulgesetzen der Länder nicht erwähnt. Über diese und weitere Formen rechtlicher Diskriminierung in der Schule referierte die Berliner Juristin Dr. Vera Slupik anlässlich der Eröffnung der Bundestagung 1983 der Arbeitsgemeinschaft »Frauen und Schule« im Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. Die Tagung stand unter dem Motto »Frauen bewegen die Schule« und fand Pfingsten an der Universität Bielefeld als Veranstaltung der Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung unter der Leitung von Dr. Ilse Brehmer statt.

Etwa 180 Lehrerinnen, Schülerinnen, Wissenschaftlerinnen, Studentinnen und Mütter aus dem In- und Ausland befaßten sich drei Tage lang mit dem Schulalltag von Lehrerinnen, Schülerinnen und Müttern, der Hausaufgaben-Arbeit der Mütter, den sexisti-

schen Unterrichtsinhalten, der Lehrerinnenausbildung, der Gewalttätigkeit von Jungen als Konsequenz des gesellschaftlichen Drucks, besser zu sein als die Mädchen. Es wurden u.a. vorgestellt eine Neu-Interpretation der Schöpfungsgeschichte, ein viersemestriges nichtsexistisches Curriculum für den Englischunterricht der Oberstufe, die Wanderausstellung »Zur Geschichte des Lehrerinnenberufs« und eine Ton-Dia-Show über den Sexismus in Schulbüchern. Die Teilnehmerinnen forderten »Statt Schulaufgaben als Hausarbeit, Hausarbeit als Schulaufgabe«: dadurch hätten die Mädchen und Jungen die Möglichkeit, in der Schule Alltagsbewältigung zu erlernen. Sie forderten weiter, daß die Kultusministerkonferenz (KMK) die Gleichberechtigung verfassungsgemäß zum Ziel schulischen Lernens erklärt und dies in allen entsprechenden Vereinbarungen berücksichtigt. Dadurch wären Frauen auch als gesellschaftlich relevante Gruppe anerkannt. Auch müßte spezifisch auf die Probleme der ausländischen Schülerinnen eingegangen werden.

Kontaktadressen: Dr. Ilse Brehmer, Fakultät für Pädagogik, Universität Bielefeld, Universitätsstraße, 4800 Bielefeld 1, und Dr. Uta Enders-Dräger, Institut für Soziologie der Justus-Liebig Universität Gießen, Karl-Glöckner-Str. 21, 6300 Gießen.

»Wir werden euch nicht helfen können«

3. Medizinischer Kongreß zur Verhinderung eines Atomkrieges

München, 23./24. April 1983

Eineinhalb Tage Frontalvorträge zum Thema »Wir werden euch nicht helfen können« — man möchte vermuten, etwas Langweiligeres, weil Hilflos-Machendes, könnte es kaum geben. Die Folgen eines Atomkrieges sind hinlänglich bekannt: verheerend. Zum anderen: Möglichkeiten der eigenständigen Diskussion waren begrenzt auf inhaltlich fest umrissene Arbeitskreise am Samstagnachmittag, in ihrer Vielfältigkeit im wesentlichen auch thematisch losgelöst von den Hauptreferaten. So bekamen sie etwas von einem »Markt der Möglichkeiten«, Spielwiese für Disputanden — von den Veranstaltern durchaus so gewollt: »Wir haben versucht, einen Kongreß zu organisieren, auf dem sehr unterschiedliche Positionen und Lösungsvorschläge für die uns bedrängenden Probleme zu Wort kommen ... Wir gingen davon aus, daß eine fruchtbringende und sinnvolle Arbeit mit allen möglich ist, die guten Willens sind und denen das Wohl aller wichtiger ist als der Vorteil einzelner ... Wir verstehen uns als Teil jener großen Bewegung, die das Verhalten des Menschen in seinem Lebensraum neu orientieren möchten ...«

Offener (und damit auch nichtssagender) kann ein Anliegen kaum formuliert werden. Die Frage drängt sich auf: Konnte ein solcher Kongreß überhaupt noch eine politische Bedeutung haben?

Die 3000 angereisten Ärzte, Schwestern und Pfleger, die weit mehr als das traditionell linke Spektrum umfaßten, demonstrierten mit ihrer Teilnahme, daß gerade diese Offenheit gewünscht ist. Weit gefehlt wäre der Schluß, dies sei mit »nichtssagend« identisch. Der Vorgang »Kongreß« selbst ist keineswegs selbstverständlich und nichtssagend, und gerade darin liegt seine politische Bedeutung. Ist doch die politische Diskussion der letzten Jahrzehnte häufig geprägt von Aus- und Abgrenzungen in Grundsatzpositionen, die gemeinsames Handeln in aktuellen Fragen verbauen. Anders hier: das allessagende politische Gebot der Stunde wurde im Schlußaufruf zusammengefaßt: »Krieg ist ein menschenverschuldetes Verbrechen. Für den Fall der Stationierung neuer Raketen rufen wir alle Mediziner zum gewaltfreien Widerstand auf.« Der fehlende Konsens über die Ursachen von Kriegsgefahr und eine gemeinsame Strategie dagegen ist m.E. kein Mangel, sondern Chance: zwischen Themen, die bislang in mehr oder weniger kleineren Kreisen abgeschottet diskutiert wurden, erscheinen Verbindungen, Zusammenhänge. Das »menschenverschuldete Verbrechen« verliert seinen bei vielen Zeitgenossen anzutreffenden

magischen, unerklärlichen Charakter, die Täter werden greifbarer: »Das Christentum wurde eine Religion zwar nicht der Gewalttat, aber der Gewalttäter, der frommen Krieger ... So hat das Christentum einen Januskopf durch die Geschichte getragen ...« (Ranke-Heinemann) — »... ein Zivilschutz, der die Glaubwürdigkeit einer offensiven Atomkriegsstrategie zu stützen hat, der die Schwelle zum Atomkrieg überschreitbar machen soll, wird zu einer offenen kriegsvorbereitenden Maßnahme.« (Sroka) — »Rüstung kostet Arbeitsplätze. Nachweislich können für die gleiche Summe Geld bei einem zivilen Auftrag bis zu 1,8 mal mehr Arbeitnehmer beschäftigt werden.« (Fischer) — »Als zweite Säule der Sanierungsstrategie (tritt) neben die rigorose Austeritätspolitik die ebenso rigorose Expansion ins Ausland. Zu den Instrumenten hierfür gehören Technologiepolitik zur Verbesserung der internationalen Konkurrenzfähigkeit, internationale Geld-, Kredit- und Entwicklungspolitik und seit einigen Jahren in zunehmendem Maße auch militärisch-politisches Engagement.« (Huffschmid) — »Die Entscheidung für kostspielige Reaktorprogramme war nicht nur von der Hoffnung auf unerschöpfliche Energieproduktion bestimmt, sondern in vielen Ländern stand auch die Absicht dahinter, einen Zugang zur Atombombe zu finden.« (Weish) — »Die unter einer irrationalen Drohpolitik ausgelösten Ängste in der Bevölkerung knüpfen an frühe Bedrohungsängste in der Kindheit an und führen zu einer verstärkten Anpassung und Unterwerfung unter die Heilskünder einer Politik der Stärke.« (Petri)

All diese zahlreichen Ansatzpunkte stehen lose nebeneinander, erfahrbar verbunden durch die wachsende Kriegsgefahr. Nicht vorhanden (besser: zumindest nicht auf diesem Kongreß artikuliert) ist eine gemeinsame Analyse der sie verbindenden Elemente. Man könnte sogar so weit gehen, daß der einzige in diese Richtung gehende Versuch, Zusammenhänge zwischen aktuellen politischen Fragen darzustellen, von Till Bastian unter Zurückgreifen auf Lao-Tse in klägliche Perspektivlosigkeit geführt wurde: »Die Welt erobern und behandeln wollen, ich hab erlebt, daß das mißlingt ... Wer sie behandeln will, verdirbt sie, wer sie festhalten will, verliert sie.«

So gesehen ging aus dem 3. Medizinischen Kongreß kein gemeinsames Konzept hervor. Dies konnte und wollte er auch nicht erreichen. Der Kongreß selbst ist Konzept: Die inhaltliche Begegnung »unterschiedlichster Positionen und Lösungsvorstellungen« und damit das In-Bewegung-Setzen bisher »Standfester«. (Als Reaktion auf den ersten Kongreß im September 1981 waren bundesweit über Hundert »Friedensinitiativen im Gesundheitswesen« entstanden.)

Das bringt Probleme mit sich: zum ersten Identitätsprobleme mit in deren Folge neuerlichen Abgrenzungsversuchen. Im Vorfeld des Kongresses fühlte sich beispielsweise die bundesdeutsche Sektion der IPPNW (International Physicians for Prevention of Nuclear War) verpflichtet, ihre »Sorge um den Einfluß der politischen Identität« öffentlich zu äußern: »Gegenüber den repräsentativen Bedürfnissen von DKP-nahestehenden Personen hätten wir solange keine Einwände, solange z.B. autonome Friedensgruppen in der DDR sich frei entfalten könnten.« — Es ist wohl die wichtigste (politische) Erkenntnis der Friedensbewegung überhaupt, ihre politische Identität in der Nicht-Festschreibung all dessen zu sehen, was über die gemeinsame Ablehnung der Raketenstationierung hinausgeht. Die Praxis zeigt auch, daß davon ausgehend Bündnisse in anderen Fragen möglich werden (Startbahn West, Volkszählung).

Entsprechend erzürnt war denn auch die Frankfurter Allgemeine Zeitung über diesen Kongreß: »... daß die ursprünglich ärztliche Bewegung dadurch immer mehr ins Lager der Friedensbewegung abgedrängt wird, zeigte der Kongreß ... Dementsprechend wurde immer wieder auf die von den unterschiedlichsten Gruppen her bekannte Gesellschaftskritik zurückgegriffen ...«

Vielleicht hatte Heiner Geißler auch in diesem Sinne seinen Hinweis gemeint, der Pazifismus hätte direkt nach Auschwitz geführt. Denn wenn sich dieses Konzept von ge-

meinsamerem Handeln in der wichtigsten Frage beim Weiterführen der Diskussion in Trennendem bewährt (jetzt hat dieser Virus sogar die Mediziner erfaßt), dann müßte man so etwas einfach verbieten ...

Wilfried Bieniek (Gießen)

Kongreßankündigungen

Bundeskongreß sozio-kultureller Zentren '83

Vom 7. bis 9. Oktober 1983 richtet der Club Voltaire in Tübingen den Bundeskongreß sozio-kultureller Zentren '83 aus. Schwerpunktthema: Soziokultur im Steuernebel — Für Gleichbehandlung von Soziokultur und traditioneller Kultur. Kontaktadresse: Club Voltaire e.V., z.Hd. Eckard Holler, Haagasse 26b, 7400 Tübingen.

Österreichischer Soziologentag 1983

Vom 8. bis 10. Dezember 1983 an der Universität Klagenfurt zum Thema: 1984: Fantasie, Utopie, Realität. Neben Vorträgen finden folgende Arbeitskreise statt: Geschichtsphilosophie (Leiter: Burger) — staatliche Überwachungstechniken (Leiter: Pircher) — industrielle Arbeitsbeziehungen (Leiterin: Wagner) — Staat/Parteien/Verbände (Leiter: Klose/Marin) — Psychotechniken und Psychoszene (Leiterin: Fischer) — soziologische Bildungsutopien (Leiter: Langer) — strukturelle Gewalt gegen Kinder (Leiter: Seidl) und Rekonstruktion der Geschichte durch Sozialwissenschaften (Leiter: Amann).

Anmeldungen und Informationen: Universität Klagenfurt, Universitätsstr. 67, A 9010 Klagenfurt, Tel. 04222/23730/468 (Prazsky).

Forum Jugendgerichtshilfe

Vom 24. bis 26. Oktober 1983 veranstaltet der Jugendhof Steinkimmen ein Forum über Erfahrungskurse im Rahmen der Jugendgerichtshilfe. Kontaktadresse: Jugendhof Steinkimmen, 2875 Ganderkesee 1.

Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie

Vom 11. bis 13. November 1983 findet die Jahrestagung mit dem Thema »Seelische Krankheiten und das Grundrecht auf ein menschenwürdiges Leben: Wohnen, Arbeit, Hilfe« in Ludwigshafen statt. Das Vorprogramm kann angefordert werden bei: DGSP, Postfach 1253, 3050 Wunstorf 1. — Die Tagung wurde wegen der Friedensaktionen von ihrem ursprünglichen Termin (21.-23.10.) auf den November verschoben.

Marcel Proust Gesellschaft

Vom 15. bis 16. November 1983 findet das erste internationale Symposium mit dem Thema »Lesen und Schreiben« in Freiburg im Breisgau statt. Anmeldungen bei: Dr. E. Mass und Dr. V. Roloff, Theresienstr. 34, 5000 Köln 41.

Kritische Psychologie

Die zweite internationale Ferienuniversität findet vom 9. bis 13. Januar 1984 an der Fachhochschule Fulda statt mit dem Thema: Kritische Psychologie und soziale Arbeit und Erziehung. Anmeldungen sind zu richten an: Prof. G. Gekeler, Fachbereich Sozialarbeit, Fachhochschule Fulda, Marquardtstr. 35, D-6400 Fulda.

Frauen-Sommeruni

Die 7. Sommeruni findet vom 3. bis 8. Oktober 1983 an der Technischen Universität Berlin statt. Themen: Frauenerwerbslosigkeit; Frau ohne Politik — Politik ohne Frau; Reizwort Krise; Spiritualität — Rückzug oder Zukunft?; Familienpolitik. Programmheft und Schlafplatzorganisation im Frauenzentrum Stresemannstr. 40, 1000 Berlin 61.

Besprechungen

Philosophie

Negri, Antonio: Die wilde Anomalie. Spinozas Entwurf einer freien Gesellschaft. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1982 (288 S., br., 38,- DM)

Hauptsächlich zwei Interessenschwerpunkte geben dem Essay Antonio Negris, der seit nunmehr über vier Jahren in Untersuchungshaft sitzt und unter diesen Bedingungen auch seine Arbeit niedergeschrieben hat, sein besonderes Profil. *Erstens* geht es Negri nicht darum, eine weitere mehr oder weniger originelle Spinoza-Interpretation vorzulegen. Zwar wird in allen Detailfragen — allerdings mit Ausnahme der triftigen Arbeit von P.-F. Moreau (vgl. *Das Argument* 115, 454f.) — die einschlägige Literatur einbezogen und diskutiert, allen voran die beiden umstrittenen Kommentare von M. Gueroult sowie die erste Spinoza-Arbeit von Deleuze, aber im Vordergrund steht eindeutig die Frage nach dem Beitrag Spinozas zur Theorie und Praxis einer politischen Alternative. Unter diesem Blickwinkel erweist sich Spinoza als aktuell bezüglich der Präzisierung der materialistischen Philosophie, der Spinoza bereits als Mitbegründer seine Begriffe geliehen hat; sodann bezüglich der Demokratie, die Spinozas Philosophie als Einheit von Produktion und Konstitution, Gesellschaft und Staat zu denken erlaubt; und schließlich bezüglich der Metaphysik, in der es Spinoza gelang, das Denken der Negation (der Krise) mit konstitutiven Elementen zu einer komplexen Vermittlung zu führen. Das vermeintliche Manko Spinozas, vor den Systemdenkern geschrieben zu haben und der Tragweite ihrer Problematik deshalb nicht gewachsen zu sein, wird für Negri zum Ausweis revolutionärer Authentizität. Spinoza erscheint als Theoretiker, der »zu den Ursprüngen einer Alternative des Denkens« (11) zurückführt, die »Spinozianische Anomalie« bildet das Gegengewicht zu den dualistischen Konzeptionen des Cartesianismus und der Scholastik ebenso wie gegenüber den späteren Versuchen der Philosophie, die Krise der bürgerlichen Revolution zu rationalisieren. Rousseaus Appell an die *volonté générale* und Hegels Unterscheidung von bürgerlicher Gesellschaft und Staat erscheinen aus dieser Sicht gleichermaßen als »Blendwerk der Theorie« (161). An die Stelle jener ontologischen Fülle, die die Isomorphie von Ding und Denken hergestellt hatte, trat hier der ideologische Versuch, im Namen des »Spinozismus« die Anarchie des Realen der strengen Ordnung des Planes zu unterwerfen. »Die Fülle: das heißt, das Feste, Bestimmte, Unverwischbare jeglicher existentiellen Erscheinung. Dagegen sucht die Ideologie des Spinozismus die Sicherung eines idealen, absoluten Horizontes, die politische Synthese der Souveränität (als Identität des Staates), Vermittlung.« (92)

Zum *zweiten* gewinnt der Essay Profil durch seinen unmittelbaren politischen Rekurs auf Spinoza. Im Unterschied etwa zur Spinoza-Lektüre des Althusser-Kreises steht Negris Revision nicht im Dienst einer den Einfluß des Hegelianismus abweisenden Marxismus-Diskussion (»Umweg«), sondern greift entschieden auf die von Spinoza formulierte Lehre selbst zurück. Nach Negri arbeitete Spinoza in einer historisch, ökonomisch, theoriegeschichtlich und wissenschaftlich einzigartigen Situation, in der die Realisation der bürgerlichen Utopie und ihre Krise, »die Krise des originären Mythos vom Markt« (23; vgl. 31f., 84ff., 103), zusammenfallen. Vor diesem Hintergrund begreife sich ein bei Spinoza stets wiederkehrendes Motiv: »Es ist ein Gedanke, in dem sich die Intensität des Vermächnisses der Renaissance (der Sinn für die neue Würde des Subjektes) in Extensität verwandelt: diese neue Qualität des Subjektes öffnet sich für das Gefühl der Vielheit von Subjekten und der konstruktiven Macht, die aus ihrer als Totalität verstandenen Würde hervorgeht.« (22) Negri rekonstruiert Spinozas Subjektivitätstheorie als »Phänomenologie der kollektiven Praxis« (170). Die Bestimmung des Bestrebens (*conatus*) als *Movens* intersubjektiver Prozesse gestatte es, Individualität »als ein Element der Seins-

Struktur« selbst zu entfalten (173), das mithin nicht auf ein vom Sein hervorgebrachtes Element reduziert, sondern als ein Sein Produzierendes bestimmt wird, das selbst Sein — konstruktives Sein — ist und als solches an der Selbsterzeugung des Seins teilhat. »Es gibt keine Konkretheit, die nicht in einer punktuellen Wirkung dieses freien Seins auf sich selbst besteht: sei es in gnoseologischen oder in ethischen Begriffen. Das gesamte System Spinozas zielt auf diesen Punkt« (190). Konsequent mündet die Betrachtung in die Erneuerung der Metaphysik: die Produktivität, spätestens seit dem 17. Jahrhundert diszipliniert in der Ordnung des Marktes und durch die rhetorischen Bemühungen einer letztlich allemal herrschaftskonformen Philosophie, »entspringt aus der Unendlichkeit des Seins« (250) und garantiert als ständig präsente, unbändige Potenz die realemögliche politische Alternative. »Die Krise ist nicht dem Subjekt zuzurechnen, sondern seiner Leere, seiner Abwesenheit.« (206)

Spinoza als Vordenker einer libertären Politik und Begründer einer Wissenschaft, die sich als Motor der Befreiung begreift — es fällt nicht immer leicht, die Überzeugung, mit der Negri seine provokanten Thesen vorträgt, zu teilen. Allzu plakativ werden Traditionslinien affirmiert oder verworfen (Hobbes — Rousseau — Hegel — Wittgenstein — Heidegger *versus* Machiavelli — Spinoza — Marx; vgl. 162f., 227, 238, 245), Deutungen zuweilen gewaltsam herbeigeführt. Manche Quintessenz, zu der die rhapsodische, aber im Detail sorgfältig gearbeitete Studie gelangt, erinnert zuweilen ein wenig an das berühmte Pfeifen im Wald: »Spinoza ist die klare und helle Seite der modernen Philosophie ...« (163) »Die Überwindung der Ideologie *tout court*« (242). Zu beachten ist allerdings Negris Eingeständnis, daß die »Analyse der konkreten Schritte« (15; vgl. 256) noch ausstehe. Insofern weiß er sich noch weit entfernt von der »postdialektischen Philosophie der Befreiung«, die der Buchumschlag in griffigen Schlagworten verspricht. Der Essay schickt sich an, die Brauchbarkeit der Spinozianischen Vorarbeiten für ein solches Programm zu erkunden — und zu behaupten. Die bei aller Neigung zu Apodiktika offene Struktur des Textes und — auch das muß gesagt werden — die vorbildliche Ausstattung durch den Verlag laden dazu ein, seine Thesen als Herausforderung anzunehmen.

Ralf Konersmann (Münster)

Mörchen, Hermann: Macht und Herrschaft im Denken von Heidegger und Adorno. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1980 (195 S., Ln., 38,- DM) zit. -a

Mörchen, Hermann: Adorno und Heidegger. Untersuchung einer philosophischen Kommunikationsverweigerung. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1981 (716 S., Ln., 148,- DM) —zit. -b

Die Schärfe der Angriffe Adornos gegen Heideggers Ontologie, seit den frühen Schriften sich steigernd bis zum »Jargon der Eigentlichkeit« und der »Negativen Dialektik«, wurde in der philosophischen Diskussion der letzten zwei Jahrzehnte oft als Indiz verborgener Konvergenz interpretiert. Fast fünfzehn Jahre nach dem Tod Adornos und über fünf Jahre nach dem Tod Heideggers liegen zwei umfangreiche Arbeiten vor, die vielleicht eine ruhigere und weniger polemische Diskussion über die wirklichen oder vermeintlichen Gemeinsamkeiten zwischen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule und der Ontologie einleiten.

Hermann Mörchen, ein ehemaliger Schüler Heideggers, später Fachleiter für Deutsch am Studienseminar I in Frankfurt, hat sämtliche Heidegger-Zitate Adornos zusammengestellt und ihre Verwendung geprüft. Obwohl er zu dem Ergebnis kommt, daß die Auswahl der Zitate »einseitig und willkürlich« (b, 133) sei und es in allen Polemiken von »groben Mißverständnissen und Irreführungen« wimmele, versucht er dennoch, Adorno als »Partner Heideggers« (b, 134) zu retten. »Gerade daß Adorno sich in seinen Streit gegen Heidegger so leidenschaftlich eingelassen und verstrickt hat, bedarf des Verständnisses« (b, 135).

In Heideggers Lehre vom »Ge-stell« erkennt Mörchen Elemente einer Technikkritik, die mit der Theorie der instrumentellen Vernunft in vielem übereinstimme. Weitere Beispiele der Affinität von Kritischer Theorie und Ontologie findet er in der Auseinandersetzung mit der Wertphilosophie, der Kritik des Systemdenkens, der Beschreibung signifikativer Sprache, schließlich in der Zeit-Erfahrung und Zeit-Deutung. Einige Thesen Mörchens provozieren Widerspruch, zumindest Fragen. Wenn für Adorno »der Tod nicht 'die Ganzheit des Daseins konstituiert'« (b, 609), erscheinen neben dieser entscheidenden Differenz zu Heidegger alle Ähnlichkeiten eher als unbedeutend. Wichtig in Adornos Reflexion ist die Veränderung des Todes nach Auschwitz, nicht die Möglichkeit eines »eigentlichen« Todes.

Mörchen will nicht Adorno als heimlichen Heideggerianer entlarven, sondern in den Polemiken Ansätze eines Dialogs aufdecken, der postum die Fehler und Beschränktheiten beider Philosophien berichtigen könnte. Von der Kritischen Theorie verlangt Mörchen, daß sie nicht länger in ontologischen Fragestellungen nur eine Flucht aus der schlechten Wirklichkeit in ein schöneres Himmelreich des Seins sehe, von den Anhängern Heideggers, daß sie endlich »den herrschaftskritischen Zug seines Denkens konkreter als bisher ... verdeutlichen« (b, 648). Philosophische Kritik darf nach Mörchens Überzeugung nicht jegliche Herrschaft pauschal diskreditieren, sondern muß fragen, welche »Hoffnung ... in der *Macht* verborgen« (a, 181) sei. Die Antwort verleugnet ihre Herkunft aus der Philosophie Heideggers nicht: »Unsere Ohnmacht ist immer schon unterwegs und mit dabei. Je mächtiger *sie* wird, um so mehr wird die Verstrickung in den auf *Macht* beharrenden Willen gelöst, der 'Sumpf' gibt uns frei. (...) Der Tod ist die unbezweifelbare *Wahrheit* der *Macht*; in ihm kommt die *Wahrheit* zur *Macht*.« (a, 182)

An manchen Stellen bürdet Mörchen der Philosophie Lasten auf, die sie kaum tragen kann. Besteht die »Aufgabe des philosophierenden Fragens« darin, »den im Herrschen aufgehenden, das Mächtigere *vergessenden* Menschen zu erinnern« an »das Übernehmen der anderen, mächtigeren *Macht*« (a, 193)? Kann im postumen Dialog zwischen Heidegger und Adorno die Philosophie »zur Grundlegung einer politischen Wissenschaft beitragen und den täglich von Zwängen bedrängten Menschen Orientierungshilfen vermitteln« (ebd.)? Wandelt sich »das Verständnis des Nationalen ..., wenn 'Dasein' im *überindividuellen* Sinne als *zeithaftes* und *todbestimmtes* erfahren und dieser Seins-Sinn *angenommen* wird« (b, 645f.)? Ist die linke Philosophie wirklich blind für »Grenzsituationen« (b, 652), oder beweist sie nicht vielmehr durch ihren Verzicht, generelle Möglichkeiten des Daseins zu reflektieren, Realismus angesichts einer Situation, in der auch die bitterböseste Phantasie hinter der Wirklichkeit zurückbleibt?

Mörchens Bücher sind wertvoll als Kompendien von Fragen, ihre (zuweilen nur ange deuteten) Antworten weisen in die Richtung »politische(r) Ethik« (b, 645), die dem Denken Adornos und Heideggers fremd war. Das Problem einer philosophischen Begründung politischer Wissenschaft muß deshalb von der Frage der Konvergenz von Ontologie und Kritischer Theorie scharf getrennt werden. Einen Streit zwischen den beiden Schulen wird es vielleicht nicht mehr geben, ein Streit über sie ist immer noch aktuell.

Gerd Schrader (Marburg)

Birus, Hendrik (Hrsg.): Hermeneutische Positionen. Schleiermacher — Dilthey — Heidegger — Gadamer. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1982 (155 S., br., 18,80 DM) Der Band versammelt neben einer Einführung von Birus vier Beiträge zu den im Titel genannten und von den Verfassern als Klassiker der Hermeneutik apostrophierten Autoren. Ihre Werke werden als Stationen zunehmender Universalisierung der Hermeneutik begriffen. Aus dem Rang einer Hilfsdisziplin in Theologie, Recht und Philologie steigt sie auf zur »prima philosophia« bei Gadamer, der auf die Summe dieser Entwicklung ziele (11). Gegen eine Tendenz zur Überspannung des hermeneutischen Ansatzes (12)

scheint es Birus geboten, den Schleiermacherschen Ansatz in seinem grundsätzlichen Wert als Paradigma (12) erneut auf den Schild zu heben. In der Vermengung von Verstehen und zu Verstehendem, wie es in Gadammers Leitsatz »Verstehen gehört zum Sein dessen, was verstanden wird« anklingt, sieht Birus für die philologische Arbeit am Text die Gefahr der allzuleichten Verflüchtigung hermeneutischer Textauslegung in begriffliche Unbestimmtheiten (10). Ordnet man seine Schleiermacher-Abhandlung in diesen Zusammenhang ein, so mag sie für die Arbeit der Textauslegung von einiger Orientierung sein, obwohl er neues über Schleiermacher kaum zusammenträgt, was angesichts der umfangreichen geistesgeschichtlichen Forschung, deren Rahmen Birus nicht verläßt, auch schwer möglich ist.

Alle Beiträge sind übrigens von Germanisten geschrieben, was zu der Vermutung Anlaß gibt, daß überhaupt mit diesem Bändchen, das aus einem Symposium über Hermeneutik an der Universität Göttingen hervorgegangen ist, die Absicht verbunden war, Hermeneutik als Verfahren der philologischen Wissenschaften wieder stärker gegen eine überbordende »philosophische Hermeneutik« ins Feld zu führen. Dies bestätigt sich auch durch Anz' einführende Bemerkungen zu seinem Dilthey-Aufsatz. Diltheys grundlegende Bedeutung für die philosophische Hermeneutik in Heideggers und später Gadammers Ausformung wird in Gegensatz gestellt zu seiner Rolle in der deutschen Literaturwissenschaft, die ihn heute als Begründer einer »werkimmanenten Methode« ablehnt (59f.). Dieses Urteil bestätigt Anz, wenn er seine Abhandlung in den starken Vorwurf münden läßt, daß Dilthey in seinen systematischen Grundbegriffen das hermeneutische Problem(?) entglitten sei (82).

Ärgerlich für den Leser ist der Beitrag Figals über Heidegger. Er reproduziert über weite Strecken dessen exzentrische Begrifflichkeit. Einmal mehr scheint sich Pierre Bourdieu's These zu bestätigen, daß »Sein und Zeit« das erste Werk der Philosophiegeschichte ist, das ausschließlich zum Zwecke der Interpretation verfaßt wurde. Wenig ergiebig auch Horst Turks Beschäftigung mit Gadammers Hauptwerk »Wahrheit und Methode«. Gadamer unterrichtet den Leser nicht über die Methode des Verstehens, was der Titel immerhin auch versprochen hat, sondern über dessen Wahrheit (120). Diese selbstgestrickte Erwartungsenttäuschung macht Turk dann zu einem Widerspruch, der darin läge, daß dieses Buch gerade auf dem Feld besonders diskutiert worden sei, auf dem es doch erklärtermaßen nichts zu sagen habe, dem der Methode. Vielleicht ringt hier Hermeneutik mit Hermeneutik, und man hat Gadamer gegen seine Beteuerungen, eine Kunstlehre des Verstehens nicht im Sinn gehabt zu haben, besser verstanden als er sich selbst? Jedenfalls stellt auch Turk den Zusammenhang zur Methodendiskussion her. Eine wesentliche Dimension des Gadammerschen Werkes, die in der Konzipierung einer theoretischen Praxis der Traditionsvermittlung liegt, bleibt unverstanden. An diesem Aspekt kommen aber auch Philologen nicht vorbei, denn, und darin muß man Gadamer sicherlich zustimmen, sie besorgen mit ihren Textauslegungen Verständnis von Überliefertem, kulturelle Identität. Der Rückzug aufs Methodische versäumt es, sich über das eigene Tun in dieser Hinsicht Rechenschaft abzulegen.

Vom Heidegger-Aufsatz abgesehen, scheint mir der Band für germanistische Seminare zur Einführung in die Probleme der Hermeneutik brauchbar.

Jörg Tuguntke (Berlin/West)

Lang, Peter Christian: Hermeneutik — Ideologiekritik — Ästhetik. Über Gadamer und Adorno sowie Fragen einer aktuellen Ästhetik. Forum Academicum in der Verlagsgruppe Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein, Königstein/Ts. 1981 (207 S., br., 48,- DM) Peinlich ist wohl die einzige Bezeichnung, mit der man dieses Buch angemessen bewertet. Denn nicht nur in den ideellen Lineamenten der Gedankenführung, sondern selbst noch in der äußeren Ordnung der Darstellung, in der Gliederung, wie sie im Titel zum

Ausdruck kommt, folgt es sklavisch dem 1973 erschienenen Aufsatz von Rüdiger Bubner »Über einige Bedingungen gegenwärtiger Ästhetik« — nicht ohne daß der Autor dienstfertig darauf hinwies (5). Eine gründlichere Paraphrase erübrigt sich daher. Lang walzt Bubners Gadamer- und Adorno-Kritik aus, die beide ästhetischen Ansätze gleichermaßen als heteronom bestimmte, da dort das eigenständige Ästhetische philosophischer Fremdbestimmung ausgesetzt sei, während umgekehrt das Philosophische — zirkulär — in der Ästhetik verankert werde. Konstruktiv entspricht dieser Kritik der Entwurf einer Ästhetik, die sich aus der Kant folgenden Reflexion der ästhetischen Erfahrung entwickelt und deren Leitgedanke die »Unfaßlichkeit« (188) des ästhetischen Phänomens darstellt, die zum »Verzicht auf die Bestimmung von Kunst als Wahrheit« (147) dränge. Das war der prekäre Kern schon bei Bubner: Kunst besitzt keinen Wahrheitsgehalt, letztlich bleibt sie beliebig, also eigentlich belanglos, und jeder, der ihr mehr — gar Erkenntnis! — zutraut, macht sich der »Ontologisierung« (182f.) schuldig. In dieser Beschuldigung kulminiert Bubner/Langs Gadamer- und Adorno-Kritik und die Theorie der ästhetischen Erfahrung, welche sich im Resümee ausdrücklich als der Hermeneutik sowohl wie der Ideologiekritik überlegen erklärt, um darin ihre tiefe Gemeinsamkeit mit der »phänomenologische(n) Daseinsanalyse Heideggers« (196) zu akzentuieren.

Michael Schneider (St. Augustin)

Ewert, Michael: Die problematische Kritik der Ideologie. Spekulativer Schein (Kant, Fichte, Hegel, Marx) und seine politische Auflösung (die sozialdemokratische Erbenegemeinschaft). Campus Forschung Bd. 264, Frankfurt/New York 1982 (180 S., br., 36,- DM)

Ewert geht es um nichts weniger, als die Möglichkeit von Geschichte überhaupt zu retten. Die Klammer seiner Untersuchung bildet die Kritik der nachmarxschen Ideologiekritik sowie der politischen Theorien der Sozialdemokratie. Beiden wirft er »Ichvergessenheit« (36 pass.) vor, was besagt, daß »Geschichte als ... Inbegriff des Negativen« (38) nach diesen Theorien unmöglich wird, weil in ihnen die lebendige Subjektivität vor der zu übermächtigen Sachzwängen versteinerten Wirklichkeit kapituliert: Mit »der Verdinglichung des kapitalistischen Produktionsprozesses als dem schlechthin Gegebenen, dem alle Realität Setzenden« (154), bleibt den Subjekten nichts übrig, als »gedankenlos auf die Macht der Tatsachen [zu] vertrauen« (155). Ein Vorwurf, den Ewert an alle Richtungen der Sozialdemokratie von Bernstein bis Luxemburg richtet. Ideologie wird hier bestimmt als »der Schein, der evoziert wird durch eine unterbundene Geschichtlichkeit oder nicht problematisierte Verdinglichung« (14). Für die Ideologiekritik folgt daraus, daß sie selber ideologisch wird, wenn sie Ideologie zur bloßen Lüge verfälscht, zum subjektiven Abirren von dinghaft-objektiven Sachverhalten. Damit verstelle sie den Blick auf die hinter den Dingen agierenden Subjekte und verhärtete Verdinglichung, statt sie zu problematisieren.

Unter Berufung auf Kant, Fichte, Hegel und Marx, die Verdinglichung als »Entäußerung oder Veräußerlichung von Subjektivität« (65) festhielten, versucht Ewert einen spekulativen Ideologiebegriff (cf. 38 pass.) zu entwickeln, der es ermöglichen soll, Verdinglichung in einem unendlichen Prozeß immer wieder aufs neue aufzubrechen. Weshalb er sich bei diesem Versuch durchgängig und unkritisch der Fichteschen Terminologie bedient, mag durch seine These erklärt werden, daß »der Begriff der Ideologie allein dargelegt werden (kann) in einer transzendentalen Begründung von Geschichte« (40). Das rechtfertigt aber nicht, Ideologie dem gleichzusetzen, was die Transzendentalphilosophie Dogmatismus nannte (cf. 80).

Ohne den seit jeher schillernden philosophischen Ichbegriff in irgendeiner Weise zu erörtern, wird er hier zum Angelpunkt der Untersuchung genommen. Wie unbekümmert Ewert dabei verfährt, zeigt sich darin, daß er aus der Sprache des »Kapital« — in

dem aus gutem Grund von anderem als dem Ich die Rede ist — in die Sprache der »Wissenschaftslehre« übersetzt: »Der Widerspruch (von Gebrauchswert und Tauschwert) ist also konstituiert durch die freie Handlung, mit der das Ich in Gegensatz zur Form des Wertes gerät.« (114) Statt auszuloten, was aus dem Rückblick auf die Transzendentalphilosophie für den Ideologiebegriff zu gewinnen sein könnte, will Ewert sie direkt bewerten. Dadurch verwischt er mit den sprachlichen auch die sachlichen Differenzen zwischen der kritischen Philosophie und der Kritik der politischen Ökonomie. Die Folge sind eine vage Argumentation und nichtssagende Thesen wie die, daß die SPD unter Emanzipation »nicht die Realisation des Ich als ein freies« (127) verstanden habe.

Herbert Albrecht (Berlin/West)

Enderwitz, Ulrich: Kritik der Geschichtswissenschaft. Der historische Relativismus, die Kategorie der Quelle und das Problem der Zukunft in der Geschichte. Medusa Verlag, Berlin/Wien 1983 (300 S., br., 29,80 DM)

Enderwitz behandelt die Entwicklung der bürgerlichen Geschichtswissenschaft von ihrem frühbürgerlich-programmatischen Beginn in Kants Geschichtsphilosophie über ihre hochbürgerlich-kritische Mitte in der professionellen Geschichtswissenschaft bis zu ihrem spätbürgerlich-affirmativen Ende in der Geschichtsanalytik etwa des amerikanischen Philosophen Danto. Diese Entwicklung ist Gegenstand nicht einer Beurteilung der Resultate, sondern einer Transzendentalkritik (11), einer Analyse der »methodisch-kategorialen Bedingungen« (9) des »historischen Erkennens« (11), die sich zugleich als »gesellschaftstheoretisches Unternehmen« (11) bewähren muß: Bewähren muß nämlich in der Weise, daß sichtbar wird, wie die Geschichtswissenschaft in ihren »grundlegenden Kategorien« (9) der historischen Wirklichkeit »ebenso formell Anerkennung zollt«, wie sie ihr »materiell die Spitze abbricht« (10).

Diese historische Wirklichkeit ist die von ihrer Entfaltung über die revolutionäre Bedrohung bis zur Restauration verlaufende »politisch-ökonomische Karriere« (22) der bürgerlichen Gegenwart. Durch sie werden, so zeigt das Buch, die überraschenden Positionswechsel (81) und frapperierenden Ungereimtheiten der Geschichtswissenschaft, ihre zwischen »Relativismus« und »Suche nach historischer Wahrheit« (9) hin- und hergeworfenen »geschichtswissenschaftlichen Grundbestimmungen« auf den Begriff »ihres besonderen historischen Grunds« gebracht (11). Dabei wird deutlich, wie die geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzungen um das historiographische Problem der Vergangenheit in Wahrheit theoretische Reaktionen auf das realgeschichtliche Problem der Zukunft sind, wie sehr das zwischen Funktionalität und Originalität hin- und herschwankende Bedürfnis nach Vergangenheit dem wechselnden Bedarf der bürgerlichen Gegenwart an Zukunft — sei's als eigene Subjektbestimmung, sei's als zwar ausgebeutetes, aber bedrohlich konkurrierendes anderes Subjekt, sei's schließlich als verleugnete Subjektivität — entspringt.

In seiner Darstellung der kruzifikatorischen Punkte der Entwicklung der Geschichtswissenschaft versucht Enderwitz, das »Kategoriale« seiner Transzendentalkritik historisch zu konkretisieren (10). Kants Programm einer relativen Geschichte deutet er als Niederschlag jenes spezifisch frühbürgerlichen Konflikts, in dem die mit historischer Intentionalität und d.h. Zukunft versehene bürgerliche Gegenwart sich der qua absolutistischer Restauration empirisch verstockten feudalen Vergangenheit konfrontiert findet (23). Im hochbürgerlichen Topos einer »im Anundfürsichsein genuiner Bestrebungen und ureigener Regungen original vorausgesetzten Vergangenheit« (129) erkennt er den Reflex jenes »revolutionären Präsens« (173), mit dem das Proletariat die bürgerliche Gegenwart bedroht. Das in diesem »revolutionären Präsens« verkörperte »Desiderat einer durch die wirklichen Interessen und Intentionen der präsenten Empirie vermittelten und bestimmten Geschichte« (207) kann auch die bürgerliche Geschichtswissenschaft nicht

umhin anzuerkennen, und sei es eben in der hypostatisch entstellten Form eines an abstrakt verschiedene Vergangenheit (207) sich haltenden »Topos der historischen Wahrheit« (254), wie er im Begriff der Quelle sich konkretisiert.

Die Dantosche Geschichtsanalytik schließlich wird von Enderwitz als die pathologisch-zwanghafte Reaktion eines Wissenschaftsbetriebs beschrieben, der restlos im Auftrag der nunmehr restaurierten, von ihrem historischen Konkurrenten scheinbar ebenso befreiten wie um die in diesem verkörperte Perspektive und wirkliche Zukunft betrogenen bürgerlichen Gegenwart tätig ist. Gegenüber der historiographischen Reflexion präsentiert diese Analytik sich geradezu als Retter aus epistemologischer Not: Der »traumatisch konkursiven Relativitätserfahrung« (124) versuchte die historiographische Reflexion mit dem Konstrukt eines unhistorisch Absoluten zu begegnen — darin dem zukunftssträchtigen Absolutum der proletarischen Weltrevolution Rechnung tragend; die Analytik Dantos hingegen antwortet mit der »Neutralisation des Relativen ... durch anderes Relatives« (142) und trägt damit nun ihrerseits dem mit der erfolgreichen Abwendung der proletarischen Weltrevolution in Kauf genommenen Verlust der historischen Kontinuität und Perspektive (264) Rechnung. In der geschichtsphilosophischen Analytik Dantos wird die bürgerliche Usurpation der proletarischen Zukunft liquidiert. An die Stelle dieser Usurpation tritt der emphatische Anspruch, mit einer entmächtigten Gegenwart zu leben. Dieser Gegenwart als »Abwehrzauber gegen die in der entfremdeten Zukunft lauernden Gefahren«, »gegen die abwesende Geschichte selbst« (280) zu dienen, ist die geschichtsphilosophische Analytik da.

Monika Noll (Berlin/West)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Kramarae, Cheri (Ed.): The Voices and Words of Women and Men. Pergamon Press, Oxford/New-York 1981 (329 S., Ln., 19,- £/38,- \$)

Welche Erfahrungen machen Frauen mit der Sprache? Wie funktionieren Sprache und Sprechen für Frauen und Männer? Genauer: Wie sind Sprache und Sprechen an der gesellschaftlichen Konstituierung von »Geschlecht« beteiligt? Auf dem Hintergrund dieser Überlegung hat C. Kramarae 16 Artikel gesammelt, die viele Facetten dieser Frage differenziert beleuchten. Pergamon Press hat die Sammlung wiederabgedruckt, die zuerst als Sondernummer der Zeitschrift »Women's Studies International Quarterly« (Vol 3 2/3 1980) erschienen ist.

Eine erste Gruppe von Artikeln beschäftigt sich mit Fragen der Unterdrückung von Frauen im Sprachsystem. M.S. Blaubergs analysiert und verwirft überzeugend die »klassischen« Argumente gegen Vorschläge zur Veränderung sexistischer Sprache. Solche Vorschläge haben in den letzten Jahren eine nicht unbeachtliche Auswirkung (in den USA zumindest) auf die Verwendung von Sprache gewonnen. Am stärksten wurden Vorschläge kritisiert, die den generischen Gebrauch des Maskulinum abschaffen sollen. Die männliche Form zu verwenden, um sowohl auf Männer als auf Menschen im allgemeinen Bezug zu nehmen, führt dazu, daß sich Frauen darin als weibliche Menschen nicht wiedererkennen können. Die Forderung von J. Silveira lautet: weniger generische Maskulinformen benutzen, damit das sexistische Denken abnimmt. Ein Schritt ist das sicher, aber nicht der einzige.

Eine interessante Analyse der Verwendung geschlechtsspezifischer Pronomina bei Personifikationen in Kindertexten zeigt die frühe und gründliche Aneignung sozialer Stereotype (D.G. Mackay und T. Konishi). Auf starke aktive mutige Wesen wird mit »er« Bezug genommen, während »sie« bei schwachen hirnlosen Figuren verwendet wird. Handlungsvorschläge werden gleich mitgeliefert: Rollentausch und Suche nach einem geschlechtsungebundenen Pronomen.

Um Bewertungen von Äußerungen geht es in einer zweiten Gruppe von Aufsätzen. Mit einer soziolinguistischen Analyse von Klatsch macht uns *D. Jones* auf die Wichtigkeit des Klatsches als Zugang zu einer Frauensubkultur aufmerksam. Auch bei etwas so scheinbar Trivialem wie Klosprüchen wird offensichtlich, wer in unserer Gesellschaft die Macht hat (*E.M. Bruner* und *J.P. Kelso*). Dies wird von einer semiotischen Perspektive aus beleuchtet. Neu schienen mir die Ergebnisse von *K.P. Scott*, die zeigen, daß weibliches Sprachverhalten sowohl von Männern als auch von Frauen oft als erstrebenswerter angesehen wird als das männliche. Dies hat *Scott* anhand eines Fragebogens mit bi-polaren Items zu Sprachstereotypen gezeigt. Wünschenswert wäre es, die spannenden Ergebnisse an natürlicher Sprache zu überprüfen: Ob man sich aber mit so einem Sprachverhalten auch in der Alltagsinteraktion durchsetzen kann?

Nach so vielem Grundsätzlichem, verbunden mit handfesten, wenn nicht immer einfach realisierbaren Handlungsvorschlägen, folgen ernüchternde Analysen von Geschlechtsunterschieden, die in der frühkindlichen Sozialisation zu Hause entstehen (*E.B. Greif* sowie *M. Engle*) und in der Schule bestärkt werden durch Erwartungen über geschlechtsspezifisches Verhalten seitens der Schüler, aber auch der Lehrer/innen (*A. Fichtelius*, *I. Johannsson* und *K. Nordin*) und von sexistisch aufgebauten Schulbüchern (*M. Hellinger*). Wie hartnäckig auch der Androzentrismus in der Wissenschaft ist, zeigt *S. Hoagland*. Sie analysiert die rhetorischen Mittel, die *O.E. Wilson* in seinem *Sociobiology: The new synthesis* (1975) benützt, um seine sexistischen Beschreibungen zu stützen. *S.J. Wolfe* und *J.P. Stanley* decken auch krassen Androzentrismus im Zweig der linguistischen Rekonstruktion auf. Obwohl archäologische Ausgrabungen die Existenz eines matrilinearen Substrats gezeigt haben, ist es den Linguisten des 19. Jahrhunderts jedoch gelungen, bei der Rekonstruktion des Indo-Europäischen sprachliche Beweise für dieses matrilineare Substrat als »Anomalien« an den Rand zu drücken. Den Sexismus möglichst vielen bewußt zu machen, ist eine notwendige Voraussetzung für jegliche Änderung.

Insgesamt finde ich diese Sammlung von Artikeln sehr brauchbar für Frauen und Männer, weil sie fundierte spezielle und dennoch(!) verständliche Beiträge beinhaltet, die zugleich die Notwendigkeit des Handelns betonen. Letzten Endes — so verstehe ich das Ziel von *C. Kramaræ* — geht es nach dem Ausdruck von Empörung um den Aufbau einer Sprache durch Frauen und Männer, mit der beide — Frauen und Männer — eine Wirklichkeit konstituieren können, in der alle leben können. Jennifer Hartog (Ulm)

Höller, Hans (Hrsg.): »Der dunkle Schatten, dem ich schon seit Anfang folge.« Ingeborg Bachmann — Vorschläge zu einer neuen Lektüre des Werks. Mit der Erstveröffentlichung des Erzählfragments *Gier* von Ingeborg Bachmann, aus dem literarischen Nachlaß hrsg. von Robert Pichl. Löcker Verlag, Wien/München 1982 (212 S., br., 29,80 DM)

In dem vorliegenden Band mit literaturwissenschaftlichen Arbeiten zur Lyrik, zu den 1961 und 1972 erschienenen Erzählbänden »Das dreißigste Jahr« und »Simultan«, dem Romanzyklus »Todesarten«, Ausführungen zu »Utopie und Geschichte bei Christa Wolf und Ingeborg Bachmann« sowie einem Beitrag zur Geschichte und zum Bestand des Bachmannschen Nachlasses, den Robert Pichl verfaßt hat, findet sich auf Seite vierzehn ein Portraitfoto der Schriftstellerin aus dem Jahr 1968, aufgenommen in Rom: lange, helle Haare, die ein weiches, verstörtes Gesicht freigeben; ein dunkler Umhang über einer weißen Rüschenbluse; eine Hand, die einen Fensterladen greift. Zu jener Zeit war Ingeborg Bachmann als Lyrikerin und Hörspielautorin von einer überwiegend werkimmanenten Kritik, welche die Dichterin, sich selbst und die jeweils Lesenden geflissentlich als gesellschaftliche und psychologische Subjekte ignorierte, schon längst weggelobt in ein zeitloses Land »reiner großer Poesie«. Die Kritiken zu dem 1961 erschienenen Er-

zählband zeigten sachlichere und textbezogenere Auseinandersetzungen. Auf den 1971 erschienenen Roman »Malina« und dem ein Jahr später folgenden Erzählband »Simultan« reagierte man — jetzt aus einer Kritikerhaltung der gesellschaftspolitischen Stereotype heraus — zurückhaltend, hilflos, teilweise auch aggressiv.

Der Titel des Buches steht programmatisch für die Sicht der in diesem Band versammelten literaturwissenschaftlichen Arbeiten. Programmatisch insofern, als die Autorinnen und Autoren in ihren Beiträgen den poetischen Zeichen der »zerstörerischen geschichtlichen Gewalt« (10) in der Lyrik und Prosa Ingeborg Bachmanns nachgehen. Dabei verbinden die Schreibenden »persönliche Erfahrung und historische Rekonstruktion, die Wahrnehmung des literarischen Werks mit der kritischen Wahrnehmung unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit« (9).

Bezugspunkt für die Beiträge von Christa Gürtler, Sigrid Schmid-Bortenschlager und Karen Achberger ist die Frauenproblematik der Gegenwart mit ihrer weit zurückreichenden Geschichte. So zeigt Christa Gürtler in ihrem Beitrag (71-84) zum Romanfragment »Der Fall Franza«, es gehört in den »Todesarten-Zyklus«, wie die Romanfigur von den durch den dritten Tuthmosis getilgten Bildnissen und Zeichen der Königin Hatschepsut an einem ägyptischen Tempel über die Erinnerung an jüngst begangene Gewalttaten, hervorgerufen durch die Begegnung mit dem ehemaligen SS-Hauptsturmführer Körner, ihre eigene Unterdrückung und Zerstörung mit dem Begriff »Faschismus als Wort für ein privates Verhalten« in Paar-Beziehungen begreifen lernt (14). Auch zieht Christa Gürtler für die Leserinnen und Leser Verbindungen zwischen Bachmanns literarischem Ausdruck der Zerstörung weiblicher Identität und den entsprechenden sprachlichen Zeichen in der zeitgenössischen Frauenliteratur, beispielsweise bei Verena Stefan oder Helene Cixous. — Mit strukturalistischen Methoden der Textanalyse deckt Karen Achberger in ihrer Untersuchung der Erzählung »Ein Schritt nach Gomorrha« (97-110) den Sinnzusammenhang einer weiblichen Schöpfungsgeschichte auf, die sie als literarischen Gegenentwurf zur patriarchalischen Tradition des Judentums und Christentums sieht. Damit wendet sie sich sowohl gegen Interpretationen, in denen »Ein Schritt nach Gomorrha« als Erzählung über die Gefahren (so Heinz Beckmann 1968) oder das Scheitern des lesbischen Ansatzes gelesen wurde als auch gegen feministische Interpretationen, die in der Erzählung zwar eine »Erforschung der weiblichen Identität und Beziehungen sehen«, dabei aber den »positiven utopischen Charakter« (109) verkennen (beispielsweise Rita Jo Horsley 1980). Wichtig für den Lesezusammenhang wird hier der Aufsatz von Clemens Renolder (185-198), der das »betroffene, lang dauernde und lebensgeschichtlich sich ändernde Verhältnis der Christa Wolf zum Werk und zur Person Ingeborg Bachmanns beschreibt« (11) sowie Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Utopiebegriff bei beiden Schriftstellerinnen herausarbeitet. — Für Sigrid Schmid-Bortenschlager ist die Anordnungsform der Erzählungen in »Simultan« Ausgangspunkt, »thematische Modelle weiblicher Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen« (10) in spannungsvolle Verweisebeziehungen zu setzen. — Literatursoziologische Methoden zieht Kurt Bartsch für seine Untersuchung über die »Geschichtliche Erfahrung in der Prosa von Bachmann« heran (111-124).

Am interessantesten, weil zuvor so ausführlich noch nicht ausgearbeitet, ist für mich die Interpretation der Lyrik-Bände Bachmanns von Hans Höller (125-172). Anknüpfend an Bernd Witte sieht Höller den charakteristischen lyrischen Ausdruck der Bachmann-Gedichte auf dem Hintergrund des geschichtlichen und literarischen Kontextes darin, daß die Erfahrung »sprachliches Bild und sprachlicher Gestus geworden ist« (146). Er geht in seinen Ausführungen sorgfältig dem zeitgeschichtlichen Bedeutung Gehalt der sprachlichen Bilder und grammatischen Kategorien nach. Er gibt zahlreiche Hinweise auf andere Lyrik und Prosa der 50er Jahre, in der ebenfalls das Verhältnis zur faschistischen Vergangenheit und das Sich-Nicht-Abfinden-Dürfen thematisiert wird. In

der aber auch, wie in der Lyrik Bachmanns, durch die genaue Sicht auf die bald einsetzende Restauration, die den Aufbruch in neue gesellschaftliche Verhältnisse ins Stocken brachte, die literarisch gestalteten Aufbrüche ins Existentielle und in den »Mythos vom Fortgehen ins Elementare« verlegt wurden. Höller beschreibt damit das zum Verständnis des Bachmannschen sprachlich ästhetischen Ausdrucksbereiches notwendige literaturhistorische und gesellschaftspolitische Bezugsfeld.

Eine gute Entscheidung in diesem Zusammenhang ist, daß Gerhard Wolf auf den von Brecht kommentierten Lyrik-Band »Die gestundete Zeit« eingeht. In dem Band, den Käthe Reichel aufbewahrt, hat Brecht mit Unterstreichungen die Verse hervorgehoben, die ihm von seiner »extrahierenden apodiktischen Redaktion« her, gelungen schienen. Wolf entwickelt im Dialog mit Käthe Reichel und im Hinblick auf Brechts Eingriffe die unterschiedlichen Haltungen des lyrischen Schreibens der beiden, wobei gerade durch Brechts Redaktion das Empfinden für das »Parlando« der frühen Lyrik Bachmanns geschärft wird (173-184).

Einer der wichtigsten bisher unveröffentlichten Texte des Nachlasses von Ingeborg Bachmann, die Erzählung »Gier«, steht am Beginn des Bandes. Roland Pichl hat das in den Umkreis von »Simultan« und den »Todesarten-Zyklus« gehörende Erzählfragment sorgfältig und leserfreundlich, aber auch philologischen Interessen am unverfälschten Fragmentcharakter gerecht werdend, ediert. »Gier« hält nach den Worten Ingeborg Bachmanns (Paralipomenon II) »einen Typus unserer Zeit« fest. »Seine Gier ist Gier nach Geld, nach Macht, nach dem Besitz von Frauen, von Leben. Doch diese Gier zerstört die Menschen, die in seiner Gewalt sind, und sie zerstört auch letztlich ihn.« (61)

Alle Arbeiten in diesem Band zielen auf ein Bachmann-Verständnis ab, »das mit uns und unserer Wirklichkeit zu tun hat«. Sie stellen einen literaturkritischen Ansatz, den beispielsweise auch Bernd Matheuss vertritt, vor, der vom Leser verlangt, mit dem Werk in eine kritische Beziehung zu gehen, die mit Bachmanns Worten »haftbar« wird. Zu den beiden wohl bekanntesten und sich schon länger auf dem Markt befindenden Bachmann-Interpretationen »Einführung« (1963) und dem Heft der Zeitschrift *Text + Kritik* (1971, 6. Aufl. 1980) stellt dieser Band eine sehr wichtige Ergänzung dar.

Hannelore Forstbauer (Berlin/West)

Hilzinger, Sonja: *Kassandra*. Über Christa Wolf. Haag und Herchen, Frankfurt/M. 1982 (63 S., br., 9,80 DM)

Der zentrale Teil des Buches handelt von früheren Texten Christa Wolfs; er ist überschrieben: *Der Wunsch nach »Berührung«*. Über das Schreiben von Frauen am Beispiel der DDR-Autorin Christa Wolf (Manuskript eines Vortrages im Rahmen der Ringvorlesung »Frau und Wissenschaft«, Jan. 1981 in Marburg). Der Bericht über die fünfte der Poetik-Vorlesungen Christa Wolfs in Frankfurt/Main, die Erzählung »Kassandra«, ist nur die Einleitung dazu. Er ist erweitert durch Motive aus den vorausgehenden Vorlesungen, er wird verdichtet und erhält Aspekte einer neuen Dimension durch die — ausgesprochenen — Sinneseindrücke der Berichterstatterin: »Christa Wolf — in weißer Bluse und blauem Rock — kämmt sich die Haare, bevor sie das Podium betritt.« »Sie spricht konzentriert, sehr deutlich, ohne Pathos.« (1) Sonja Hilzinger spricht auch von ihrer eigenen Erfahrung mit Christa Wolf, der ersten Erfahrung der Fremdheit der Anderen, die sie, Nähe fühlend und wünschend, über Assoziationen, Nachdenken, Selbstkritik (»vorurteilsbehaftete Assoziationen«) zu einem genaueren Wissen über sich selbst und die Andere führt. Der kritisch psychoanalytische Interpretationsansatz (nach Autorinnen der Gruppe »psychoanalyse et politique«) am Ende des Buches, der »einen Zusammenhang herstellt zwischen Weiblichkeit, Schreiben und Frauenbewegung« (51), ist folgerecht in einer Übersetzung jener Erfahrung in Theorie. In dieser Darstellungsweise praktiziert Sonja Hilzinger in Ansätzen die Form des Denkens, Empfindens, Schreibens,

die sie bei Christa Wolf als das vorsichtige Herantasten an weibliche Identität, auch an eine weibliche Ästhetik, beschreibt.

Die Vorlesungen werden von Christa Wolf als ein Arbeitsvorgang beschrieben, als Arbeiten in verschiedenen subjektiven Formen, als Veränderung des Seh-Rasters, als nicht zu Ende geführt. Themen von früheren Arbeiten werden aufgegriffen und verändert. Sonja Hilzinger kann daher diesen Bericht an den Anfang einer Interpretation früherer Texte Christa Wolfs stellen und damit zugleich ein undogmatisches Raster gewinnen. In einem weiteren Ausholen wird sichtbar, daß die gesellschaftliche Situation der DDR — das heißt, auch der weitgehend verwirklichte Anspruch der Gleichberechtigung der Frau in ökonomischer und juristischer Hinsicht — der Frage der Emanzipation der Frau eine andere Ausgangsposition bietet als in den westlichen Ländern. Unnötig ist hier der sich selbst mythisierende Rückgriff auf mythische vorgeschichtliche Matriarchate — »Kassandra« ist vielmehr die Suche nach der Frau, bevor sie Bild und Vor-Bild wurde. Der Blick auf die androgynen Frauen der Vergangenheit, die die gesellschaftliche Geschlechterproblematik in sich selber austragen (hier ist auch Karoline von Günderode zu nennen), ist einer in die Gegenwart, wo Frauen »Vernunft, Sinnlichkeit, Glückssehnsucht ... dem bloßen Nützlichkeitsdenken und Pragmatismus« entgegensetzen (Christa Wolf). Und diese Gegenwart ist — gesellschaftlich und ideologisch — die der DDR.

Dort gesellschaftlich und ideologisch herausgebildete Individualitätsformen sind Hintergrund von Christa Wolfs Anspruch, als ganzer Mensch zu leben, von allen Sinnen und Fähigkeiten Gebrauch machen zu können. Ihre Annäherung an Frauen der Vergangenheit, die diesen Anspruch auf ihre eigene Weise erfuhren, empfindet sie als quälend, als ein Besetztsein ihrer Person. Sie erlebt daran, wie auch an der Erfahrung ihrer eigenen Kindheit in »Kindheitsmuster«, wie an der Erfahrung von Mann und Frau in Kleist und der Günderode, die Notwendigkeit zur Aufspaltung ihrer Person und die Erfahrung dieser Spaltung — die freilich eine andere ist als etwa die traditionelle in Verstand und Sinnlichkeit. Sonja Hilzinger geht darauf ein, daß solche Spaltungen Voraussetzung für die Organisation der Vorlesungen ist, auch darauf, daß in »Kein Ort. Nirgends« Subjektivitäten nicht hierarchisch voneinander abgegrenzt werden. Aber sie spricht andererseits auch von einer zunehmenden Identifikation der Autorinnen mit ihren Protagonistinnen (25) so, als geschehe dies problemlos, allenfalls so, als betrafen Trauer und Schmerz einzig deren unerreichte Identität. Sie beschreibt jene Spaltungen und Enthierarchisierungen eher als Entwicklungsstufen Christa Wolfs als Frau und Autorin hin zu einem utopischen ganzen Menschen, während doch Christa Wolfs Texte sich abarbeiten an dem Widerspruch der gesellschaftlich präformierten Sehnsucht nach dem Ideal-Ich des ganzen Menschen mit der Wahrnehmung, daß die Erfahrung des ganzen Ich gerade nicht die von Identität ist, sondern die von Aufspaltung, Vieldeutigkeit, Entgrenzung, auch Fremdheit und Erfahrung der Andern/des Andern. Der Widerspruch wird gegenwärtig in der Schmerzhaftigkeit der Annäherungsversuche: »Vorgänger ihr, Blut im Schuh«, »Ich bin nicht ich. Du bist nicht du« ohne Schmerz auszusprechen, wäre eher der utopische Wunsch als die Überwindung der Spaltung der Identität (49). Christa Wolf wird sich dessen als einer Erschütterung und eines Lernprozesses bewußt. Daß Leidenschaft für sie mit Leiden zu tun hat, nicht mit Lust (58), liegt auch an der von ihr noch nicht ganz aufgegebenen Sehnsucht nach dem mit sich identischen ganzen Menschen; daß aber ihr »waches Berufsinteresse, das auf Beschreibung gerade zielt«, sich zurückhalten muß, »zurückziehen und hat lernen müssen, seine Niederlage selbst zu wünschen, selbst herbeizuführen. (Freude aus Verunsicherung ziehn — wer hat uns das denn gebracht!)«, daß sie bei Ingeborg Bachmann die »Grammatik der vielfachen gleichzeitigen Bezüge« findet, dies nähert sie dem Ansatz und dem Verständnis von Weiblichkeit, Schreiben und Frauenbewegung von Autorinnen der französischen Gruppe »psychoanalyse et politique« (Sonja Hilzinger nennt Theorieansätze von Luce Irigaray, Hélène

Cixous, Julia Kristeva und Maria Antonietta Macciocchi). Weibliches als Verdrängtes, damit beschäftigt sich Christa Wolf in weiten Teilen ihrer Vorlesungen, damit beschäftigen sich die drei französischen Autorinnen. Sonja Hilzinger beschreibt, wie es in »Kindheitsmuster«, »Kein Ort. Nirgends«, »Christa T.« um ein Aufbrechen von Verdrängungsmechanismen geht, um Gestaltung von Empfindungen, bevor sie sich zu Worten verdichtet haben (55), um weibliche Bisexualität, die Bedeutung der Stimme, des Körpers, das Nichtverdrängen von Trauer und Schmerz. Sonja Hilzingers Buch ist gerade in der Aufnahme des Ansatzes der französischen Autorinnen eine hervorragende Arbeit, die weibliche Produktivität in der Literatur wie auch in der gesellschaftlichen Realität ganz im Sinne Christa Wolfs aus vorrationalen Epochen und Bereichen gegen die Herrschaft des Rationalen herauskatapultiert. Problematisch sind allein die gerade in dieser Sicht unangebrachten und unreflektierten Vorstellungen von Identität und vom ganzen Menschen. Christa Wolf geht es um mehr als um die Aufhebung »starrer Geschlechterrollenfixierung« (61). Im Licht, das in »vorher dunkle, unbewusste Räume fällt«, in der leidenden Wahrnehmung der Fühllosigkeit dessen, dem es um Eindeutigkeit geht, erkennt sie die gegenwärtige historische revolutionäre Rolle der Frauen: »... einen Lebensanspruch für Männer mit auszudrücken.« Marlies Tropp (Berlin/West)

Wysocki, Gisela von: Weiblichkeit und Modernität. Über Virginia Woolf. Qumran Verlag, Frankfurt/Paris 1982 (135 S., br., 16,- DM)

»Der Tochter tritt sie als modellierter Körper, als portraitiertes Gesicht, als Statue, Symbol und Siegel vor Augen«, schreibt Gisela von Wysocki über Julia Stephen, die Mutter Virginia Woolfs. In einem gewissen Sinn hat dieser Satz heute auch für die Tochter selbst Geltung: jede Frau, die in den letzten zehn Jahren mit der feministischen Bewegung in Berührung kam, lernte Virginia Woolf als »portraitiertes Gesicht«, als Bild-Schönheit kennen — das Plakat nach ihrer Jugendfotografie hing jahrelang in den Zimmern der Frauen. Daneben gab es eine — schon weniger verbreitete — Kenntnis der Programmzeitschriften »Ein Zimmer für sich allein« und »Drei Guineen« und eine Liebe zum Roman »Orlando«. Erst in der neueren Zeit kommen Woolfs andere Romane in deutschen Taschenbuchausgaben heraus und werden endlich auch denen zugänglich, die sie nicht im Original lesen konnten.

Gisela von Wysocki kann mit ihrer Arbeit über die Autorin auf jene Faszination bauen, die Virginia Woolf durch ihre Biographie wie durch ihr Schreiben, zumal auf weibliche Leser, lange schon ausgeübt hat, und — sie unterliegt dieser Faszination selbst. In diesem Umstand liegt ein großer Vorzug ebenso wie ein Nachteil ihrer Interpretationen: Es ist bei der Lektüre ihres Buches ganz unübersehbar, daß sie eine große Affinität zu ihrem Gegenstand hat, Virginia Woolf gleichsam liebend betrachtet — und vereinnahmt. Dabei verbindet sie ihre umfassende Kenntnis des biographischen und literarischen Materials zu einer eindrucklichen Darstellung der Interdependenzen in diesem weiblichen Leben und Schreiben: Sie zeigt den Vater, Leslie Stephen, den viktorianischen Essayisten, Historiker und Nationalbiographen als den »Besitzer der Sprache«, den »Eingeweihten in das funktionierende System der Wörter«, von dem Virginia lernte; sie zeigt die Mutter, Julia Stephen, als schönes Bild, sprachlose »Sphinx ohne Rätsel«, verantwortlich für die Verwaltung des Alltäglichen, als »Oberfläche, die sich jeden Eindruck zufügen läßt« — jene Mutter, die Virginia immer »entging«, nicht nur, weil sie starb, als die Tochter eben dreizehn Jahre alt war, sondern auch, weil sie sich schon vordem niemals wirklich »gehabt« hatte: »Man konnte sich nie weit genug von ihr entfernen, um sie als Person zu sehen«, schrieb Virginia später über sie. — Wysocki spricht auch über die Brüder, über den viel älteren Halbbruder George Duckworth, der Virginia jahrelang sexuell belästigte. Sie sagt nichts darüber, was es bedeuten mußte, daß weder Virginia noch ihre ebenfalls betroffene Schwester Vanessa in diesem viktoriani-

schen Haushalt eine Chance — eine Sprache! — erhielten, die es ihnen ermöglicht hätte, solche Vorkommnisse mitzuteilen, um vor ihnen bewahrt zu werden. Sie spricht über die Brüder Thoby und Adrian und über deren Freunde aus Cambridge, die sich mit den Schwestern Woolf zur Bloomsbury Group zusammenfanden und über die von Virginia heftig empfundenen Diskrepanzen zwischen dem selbstverständlichen Zugang zu den Institutionen der Bildung und ihrer Ausgeschlossenheit.

All das verbindet Wysocki immer wieder mit Szenen und Strukturen aus Woolfs Romanen, Bezüge, die jeweils einsichtig und konsequent sind. Dieses Vorgehen kann einen großen Anreiz bilden, die erwähnten Werke in Gänze zu lesen. Dazu allerdings ist es unerlässlich, sich vorweg auf Wysockis poetische, wortreiche und bisweilen sehr präntöse Sprache einzulassen. Akzeptiert man diese Sprache nicht, so wird sie durch ihre Dominanz und ihre nahezu artistische Eigenbewegung den Blick auf den Gegenstand versperren. Bestimmte Folgerungen Wysockis aber sind hier zu kritisieren: sie sieht Virginia Woolf — identifikatorisch — als Autorin von Texten, die »eigene Inszenierungen, jenseits von 'Subjekt' und 'Objekt', 'Männlichkeit' und 'Weiblichkeit'« seien. Und: »'Virginia', das ist die Möglichkeit, beide hinter sich zu lassen, 'Mann' und 'Frau'«. Was da anklingt, ist die Hoffnung auf die »androgynische Idee des Lebens«, und die ist ebenso gefährlich wie im Fall von Virginia Woolf ausdrücklich zu bezweifeln: Ihre Wanderungen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit sind nicht so sehr Reisen zwischen den Polen eines potentiellen »Sowohl-Als-Auch«, sondern weit eher literarische Beschreibungen des »Weder-Noch«, eines Mangelgefühls, unter dem Woolf lebenslang litt und für das sie keine Lösung finden konnte. Es ist an der Zeit, das zu sehen und den Versuch aufzugeben, Virginia Woolf zum Mythos von der Androgyne zu stilisieren.

Wenn Wysocki Leonard Woolf, den aus dem Dienst ausgeschiedenen Kolonialbeamten, als den nachmaligen »Verwalter« der gefährdeten Psyche Virginias beschreibt, hat sie sicher recht, doch sie stellt ihn in seiner nimmermüden Fürsorglichkeit allzu positiv dar, ohne zu vermerken, welchen bösen Hintersinn solche Formen der »Verwaltung« auch haben können. Manches an der Beziehung Leonards zu Virginia wirkt wie die unbewußte Rache des frigidan Mannes an der frigidan Frau. — Bedauerlich ist der folgende Übersetzungsfehler: aus einer Äußerung Virginias über den Vater gibt Wysocki das Wort »disinterested« (uneigennützig, selbstlos, unparteiisch) mit »desinteressiert« wieder und kommt so zu einer unzulässigen Interpretation. Für anderes ist der Verlag verantwortlich: H.G. Wells wird als G.H. Wells unkenntlich. Julia Stephens Vorfahr, »der kurz vor der französischen Revolution nach Indien verbannt wurde«, soll »Offizier Ludwigs des XIV.« gewesen sein, und Virginias Vater wurde erstaunlicherweise »1982« zum Präsidenten der Londoner Bibliothek gewählt.

Susanne Amrain (Göttingen)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Marinetti, Filippo Tommaso: Die futuristische Küche. Aus dem Italienischen von K.M. Rarisch. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1983 (220 S., Ln., 19,80 DM)

Die hier erstmals ins Deutsche übersetzten Manifeste des Gründers des Futurismus (ab 1909), des »Stichwortgebers der europäischen Avantgarde« (G. Benn), der sich selber »Kaffein Europas« zu nennen liebte — oder auch »Mystiker der Aktion« —, entstammen den Jahren 1930/32, als diese erste und radikalste Avantgardebewegung Europas längst vom italienischen Faschismus protegiert wurde und ihrerseits ihre Ansprüche als »Faschismus der ersten Stunde« gegenüber dem Regime geltend machte. Während der Futurismus vor dem Ersten Weltkrieg, der mit seinem »Pantoklasmus« die Zerstörung des Staates, der Religion, der Moral, der Universitäten, der Museen, der Verwaltung, der Familie, des Gefühls usw. verlangt hatte, immerhin noch einige Illusionen über sei-

nen »revolutionären« Charakter zu erwecken vermochte — so z.B. bei Gramsci —, wurde sein artistischer Avantgarde-Begriff nach dem Krieg vollkommen gegen den militärischen austauschbar. Unter Marinettis Regie wurden 1918/19 die ersten faschistischen Terroraktionen in Mailand durchgeführt — freilich *nicht* unter dem Gesichtspunkt eines vorgefaßten »reaktionären« Herrschaftsinteresses, sondern (mit aller Brutalität) »nur so«, als Spaß.

Schon die neuere italienische Studentenbewegung, vor allem im Bereich der »Autonomia operaia« und der »Stadtindianer«, zeichnete sich durch eine Wiederaufnahme der futuristischen fetischisierten »Spontaneität« aus, ohne deren Abgleiten — oder zumindest deren Wehrlosigkeit gegenüber einem faschistischen Aktionismus — zu reflektieren. Der Skandal dieser Wiedervorlage (in einer durchweg korrekten Übersetzung) besteht darin, daß Vergnügungen, die von Marinetti von vornherein in den Rahmen der faschistischen Diktatur eingespannt worden waren, nun als neoalternativer Fun erscheinen. Während Gramsci, nunmehr über Marinettis politische Verlässlichkeit eines Besseren belehrt, über diese Manifeste bitter bemerkte, Marinetti kämpfte nun bloß noch gegen die »Tradition der pasta-asciutta«, erscheint gerade diese Unverbindlichkeit, diese Entleerung an Inhalten, als das eigentlich Faszinierende. Daß diese neue futuristische Kost ihrerseits als Kriegstraining konzipiert worden war, wird vom Übersetzer kommentarlos akzeptiert.

Manfred Hinz (Heidelberg)

Sironi, Mario: Scritti editi e inediti, a cura di E. Camesasca. Feltrinelli, Mailand 1980 (469 S., Ln., 50000 Lire)

Mario Sironi, dessen gesammelte Schriften hier erstmals vollständig und zuverlässig vorgelegt werden, war derjenige italienische Kunstschriftsteller und Maler, der sich am intensivsten um die Definition einer »faschistischen« Kunst bemüht hat und der das Gesicht der Kunst des faschistischen Italiens wahrscheinlich am entscheidendsten prägte. Er war der Programmierer einer »epischen Wandmalerei«, und die großen Selbstvorführungen des Regimes, wie etwa die »Mostra della Rivoluzione Fascista« (Rom 1932), wurden weitgehend von ihm entworfen. Wer sich über die Kunstkonzeptionen und die Kunstpolitik des italienischen Faschismus informieren will, einschließlich ihres Verhältnisses zur Kunstdiktatur des deutschen Nationalsozialismus, ist zuallererst auf Sironi zu verweisen, so daß die sehr geringe Beachtung, die er als Autor, Maler oder Architekt in der deutschen Faschismusliteratur bisher gefunden hat, nur verwundern kann.

Sironi, hervorgegangen aus der italienischen Avantgarde, dem Futurismus, war der führende Kopf, der 1922 unmittelbar nach dem Marsch auf Rom begründeten »Novecento«-Gruppe, die von vornherein versuchte, sich als die authentische Vertreterin des neuen Regimes auf artistischem Gebiet auszugeben. Ihr anti-avantgardistischer Versuch einer Rückgewinnung »ethischer Verbindlichkeit« forderte eine Kunst, so Sironi, »die für alle dazusein scheint, aber in Wahrheit für die höheren Menschen geschaffen ist«. Demagogisch wird diese Formel der »Revolutionäre der modernen Restauration« dadurch, daß sie den »Mann von der Straße« zwar zum Bankett der Kultur einlädt, aber durch einen für den italienischen Faschismus spezifischen, vom Populismus des Nationalsozialismus unterschiedenen Kunstaristokratismus zugleich ausschließt. Die so gefaßte »Rückkehr zur Ordnung« geht also, was für die italienische Kunst nach dem Ersten Weltkrieg insgesamt bezeichnend war, mit der Suche nach einem betrügerischen Massenkonsens zusammen.

Die erste Ausstellung der Gruppe, die im März 1923 in Mailand stattfand, bot Mussolini in der Eröffnungsansprache erstmals die Gelegenheit, sich zu Fragen der Kunstpolitik zu äußern, ohne sich bei diesem informellen Anlaß gleich politisch festlegen zu müssen. Er erkannte zwar in den Werken der Gruppe die »Disziplin der neuen Zeit«, wies aber das Ansinnen einer staatlich verordneten Kunstdiktatur von sich — wie es für den

italienischen Faschismus überhaupt typisch war, daß er weniger eine bestimmte Kunst-richtung politisch durchsetzte, als vielmehr alle bereits vorhandenen, sofern sie sich nicht offen gegen ihn stellten, für sich in Anspruch zu nehmen versuchte. So wird auch erklärlich, warum es in Italien bei weitem keine so einschneidende Emigration von Intellektuellen gegeben hat wie in Deutschland. Die »Novecento«-Gruppe Sironis war also von der Durchsetzung ihres Monopolanspruchs auf »faschistische Kunst« weit entfernt, zumal sie selber keinerlei einheitlichen »Stil« aufzubieten hatte. Auch bei der zweiten Ausstellung im Februar 1926 akzeptierte Mussolini zwar das unbezweifelbare faschistische Engagement ihrer Mitglieder, lehnte aber ihre explizit erhobenen Ansprüche auf eine Kunstdiktatur unverändert ab.

Erst 1933 unternahm Sironi im Alleingang mit seiner »episch-sozialen Wandmalerei« einen Vorstoß zu einer konkreten politischen Funktionalisierung seiner Kunst, und zwar in seinem »Manifest der Wandmalerei«: »Aus der Wandmalerei wird der Faschistische Stil hervorgehen. (...) Die erzieherische Funktion der Kunst ist vor allem eine Frage des Stils. (...) Nicht durch das Sujet (kommunistische Konzeption) ..., sondern durch den Stil wird die Kunst die Volksseele prägen können. (...) Um mit dem Geist der Revolution eins zu sein, wird der Stil der faschistischen Malerei zugleich antik und modern sein müssen. (...) Der Künstler muß auf seinen Egozentrismus verzichten, der seinen Geist unfruchtbar machen würde, er muß ein Künstler werden, der einer moralischen Idee dient, der die eigene Individualität dem kollektiven Werk unterordnet.« (156)

Es wäre vergeblich, so gibt dieser Schlüsseltext der Kunstdebatte des faschistischen Italiens Auskunft, den »Faschistischen Stil« vom mehr oder minder propagandistischen Bildinhalt her bestimmen zu wollen. Sironis Bilder sind weit entfernt von jener handfesten, womöglich pornographischen »Gegenständlichkeit«, die zur gleichen Zeit in Deutschland als Staatskunst verkauft wurde. Vielmehr verweisen seine Begriffe wie »Klarheit«, »innere Disziplin«, »Verzicht als Originalität« usw. auf einen sich selbst negierenden Formalismus. Über diesen Mechanismus, für den die Tilgung individueller Form bzw. ihrer Spuren selbst noch zu einem Formproblem wird, stellte sich der Konsens unter den faschistischen Künstlern her — nicht über verordnete Sujets (vgl. 321). Umgekehrt wäre es aber auch verfehlt, aus den Sujets von Sironis Bildern, etwa aus seiner bedrückenden Serie von Großstadtperipherien, eine heihliche Kritik am Regime herauslesen zu wollen.

Erst mit diesem Manifest von 1933 eröffnete sich die Perspektive auf eine zumindest formale Festlegung faschistischer Kunst, die durch einen »archaisch-modernen Stil« den neuen »grandiosen Mythen« (Sironi) Rechnung tragen sollte. Jedoch hatte paradoxerweise zu diesem Zeitpunkt Sironis Vorschlag schon keine Durchsetzungschancen mehr. In eben dem Augenblick, in dem er seine »Erziehungskunst« unterbreitete, begann das Regime für inhaltlich bestimmtere, formal weniger anspruchsvolle Darstellungsweisen zu votieren. Der hier vorgelegte Band versammelt all die verbitterten Notizen und Artikel Sironis gegen die sogenannten »Rechtsfaschisten« (Farinacci z.B., Interlandi, Chiari, Evola u.a.), deren Reaktionen er sich durch seinen Anspruch, einziger echter Vertreter faschistischer Kunst zu sein, selber erst zugezogen hat und die darum zu seinem Engagement als notwendige Kehrseite hinzugehören (vgl. 103ff., 142ff. usw.). Es ergab sich so die einigermaßen absurde Situation, daß sowohl Sironi und seine Gruppe mit ihrem Begriff einer »immanent faschistischen Malerei« (135) wie auch ihre Gegner, die sich an einer »faschistischen Gegenständlichkeit« orientierten, als die jeweils authentischen Faschisten sich vorführten und durchweg an Mussolini appellierten, sich in ihrem Streit zu erklären. Dabei war es Sironi durchaus möglich, die Kunst des NS-Deutschland treffend als »kastrierten Rationalismus« zu denunzieren, um am »revolutionären Charakter« des italienischen Faschismus demgegenüber festzuhalten (223). Sein Konzept einer formal, stilistisch »faschistischen« Kunst war für die modernistischen Künstler durch die gesam-

te Regierungszeit Mussolinis hindurch verbindlich; sie band auch noch die später entstandene abstrakte Malerei an das Regime.

Es ist das Verdienst des Herausgebers dieses Bandes, Ettore Camesasca, den Zusammenhang Sironis mit dem Faschismus an keiner Stelle beschönigt, sondern zum Ausgangspunkt seiner Analyse gemacht zu haben, obwohl auch kritische Äußerungen Sironis gegenüber der offiziellen Kunstpolitik keineswegs fehlen. Eine Frage, die der Herausgeber so nicht stellen konnte, die aber dem deutschen Leser sich aufdrängt, ist, welche Konsequenzen aus der vollkommen unterschiedlichen Selbstrepräsentation des deutschen Nationalsozialismus und des faschistischen Regimes im ästhetischen Medium für einen allgemeinen, die einzelnen Länder und »faschistischen Bewegungen« übergreifenden Faschismus-Begriff — sollte er überhaupt noch haltbar sein — zu ziehen wären.

Manfred Hinz (Heidelberg)

Stommer, Rainer (Hrsg.): Reichsautobahn. Pyramiden des Dritten Reiches. Jonas-Verlag, Marburg 1982 (204 S., Abb., br., 38,- DM)

Architektur im deutschen Faschismus: in der Rezeption ist das gleichbedeutend mit dem Nürnberger Reichsparteitagsgelände, der Neuen Reichskanzlei, dem Haus der Deutschen Kunst oder mit Architektur-Phantasmen, die, wie die Halle des Volkes oder die Aufmarsch-Architektur der Nord-Süd-Achse der Welthauptstadt Germania alias Berlin, niemals zur Ausführung kamen. In der Literatur sind sie deswegen so dominierend, weil sie auch schon den Zeitgenossen durch eine geschickte Medien-Kampagne bekannt gemacht worden waren. Die Architektur-Phantasmen lebten sogar ausschließlich davon, in den Illustrierten und Kunstzeitschriften in Modellen vorgestellt zu werden. Da diese Quellen der wissenschaftlichen Aufarbeitung leicht zugänglich sind, stehen sie auch noch 50 Jahre später im Vordergrund. Die architektonische Anlage aber, deren Wirkung bis in die unmittelbare Gegenwart jeder Bürger der Bundesrepublik wie auch der DDR im wörtlichen Sinn »erfahren« hat, die Reichsautobahn, ist bisher in keinem Verhältnis zu ihrer tatsächlichen Bedeutung präsentiert worden. Lediglich im Katalog der Frankfurter Ausstellung »Kunst im Dritten Reich« (1974) findet sich ein kurzes Kapitel.

Im Untertitel wird das Programm der Aufsatzsammlung mit »Analysen zur Ästhetik eines unbewältigten Mythos« umschrieben. Mythos, denn »wie die Pyramiden Ägyptens sollte die Autobahn zu einem Weltwunder, einem Denkmal des im Sinne der 'Volksgemeinschaft' wiedererstarkten Deutschlands werden« (7). Unbewältigt deshalb, weil die Autobahnen bis auf den heutigen Tag als technische Meisterleistung den »guten Seiten«, die der Faschismus gehabt habe, zugerechnet werden. Die Faszination ist völlig ungebrochen. Wie der Mythos der »Straßen Adolf Hitlers« inszeniert wurde, dem versuchen die Autoren in ihren Detail-Untersuchungen nachzugehen.

Im Einleitungskapitel zur Geschichte der Reichsautobahn wird viel Originalmaterial präsentiert. Dieses Projekt war keineswegs eine Erfindung Hitlers: in der Weimarer Zeit hatte sich die NSDAP sogar gegen das Autobahnprojekt von Hamburg nach Basel parlamentarisch gesperrt. Erst durch den performativen Akt, dem »Ersten Spatenstich« Hitlers, der durch die Propaganda mit dem Aufbau des »neuen Deutschland« konnotiert wurde, eigneten sich die Nazis das Projekt nachträglich an, und zwar so wirksam, daß noch heute die Autobahnen als Hitlers Erfindung gelten. Den Bau dieser kreuzungslosen Straße mit der Beseitigung der Arbeitslosigkeit zu identifizieren, ist ebenfalls ein Propaganda-Effekt, der bis heute weiterwirkt. Selbst auf dem Höhepunkt der Ausbauarbeiten waren nie mehr als 250000 Menschen an der »Hunger- und Elend-Bahn« beschäftigt, wie das Projekt im Volksmund hinter vorgehaltener Hand genannt wurde.

Ein weiterer Aufsatz beschäftigt sich mit den Autobahn-Brücken, die neben der profanen Funktion, Straßen und Täler zu überwinden, Inszenierungsmittel von Landschaft sind. Denn »nach der Devise: 'Nicht die kürzeste, sondern die edelste Verbindung zweier

Punkte heißt es zu schaffen!' wurden zahlreiche Abweichungen von der ökonomischen Trassenführung vorgenommen, um schöne Landschaftsräume zu erschließen, kulturell bedeutende Städte anzubinden oder Kunstdenkmäler direkt von der Autobahn aus sichtbar zu machen.« (54) Für diesen Blick auf die nationale Landschaft sind die Baumaterialien entscheidend. Daher wird der Streit um Stahl und Beton oder Naturstein, um Neue Sachlichkeit oder Heimatschutzstil nachgezeichnet.

Angela Schumacher setzt sich in ihrem Beitrag mit der Aneignungspraxis der Autobahnen durch die »Volksgemeinschaft« auseinander. Die Mehrheit der Bevölkerung nutzte dieses Straßensystem weniger als Verkehrsrouten denn als Ausflugsziel. Man fuhr zur Autobahn, statt *auf ihr* von einer Stadt zur anderen. Diesem Zweck dienten die idyllisch gelegenen Rasthäuser, die selbst zu Ausflugszielen wurden, an denen sich Landschaftsgenuss und Stolz auf die nationalsozialistische Aufbauleistung miteinander verknüpfen. Eigens zu diesem Zweck entwickelte Schnellbusse mit drehbaren Sitzen ermöglichten es auch den weniger begüterten »Volksgenossen« am Geschwindigkeitsrausch teilzunehmen. Insgesamt vermittelt der Aufsatz einen Eindruck davon, wie die Autobahnen sich zu Straßenadern entwickeln konnten, in denen das »Blut« über den deutschen »Boden« zirkulierte. Im Krieg wurde aus den völkischen Metaphern blutiger Ernst.

Diese Wirkungen wurden durch die massenmediale Umsetzung systematisch unterstützt. Das zeigen die beiden folgenden Aufsätze, die sich mit der »Autobahn-Malerei« befassen und mit der Autobahn-Photographie, in der die Arbeit des nationalsozialistischen »Arbeiters der Faust« als Gemeinschaftsleistung des »Volksganzen« in Szene gesetzt wird. Die beiden letzten Bilddokumentationen schlagen die Brücke in die Gegenwart. Einmal werden die Autobahnruinen gezeigt, zum anderen die Versuche dokumentiert, die Autobahn weiterhin als »Denkmal« zu nutzen. Eine besondere Rolle kommt dabei den »Berlin-Denkmalern« zu, die die Entfernungen zur ehemaligen Hauptstadt den Automobilisten präsent machen und zugleich dieses Straßensystem als Verkehrsweg eines geeinten Deutschland erscheinen lassen.

Bei dem Band handelt es sich um ein insgesamt gelungenes Beispiel für Spurensicherung; dem Anspruch des Untertitels allerdings wird er bis auf den Aufsatz von Schumacher nicht gerecht. Die Bezüge zur Gegenwart wirken eher zufällig und sind wenig durchgearbeitet — vielleicht auch, weil der werbeträchtige 50. Jahrestag des »ersten Spatenstichs« nicht verpaßt werden sollte. Recherchen etwa zu Kempka, Hitlers Fahrer, und anderen mythenstiftenden Benutzern dieser Straßenadern, fehlen; eine Beschäftigung mit Paul Virilios »Fahren, fahren, fahren« wäre sicherlich hilfreich gewesen, um über das historische Beispiel hinaus einen Beitrag zur Ideologie der mobilen Gesellschaft zu leisten.

Helmut M. Bien (Berlin/West)

Junk, Peter, und Wendelin Zimmer: Felix Nussbaum, Leben und Werk. Unter Mitarbeit von Manfred Meinz. DuMont Verlag und Rach Verlag, Köln und Bramsche 1982 (264 S., Abb., Ln., 98,- DM)

Der Maler Felix Nussbaum, 1904 in Osnabrück geboren, gehört mit seiner Familie zu der Schicht liberaler Juden, die sich als Deutsche fühlten, deutsche Kultur vertraten und bereicherten, und die, völlig desinteressiert an Politik, den Faschismus nicht oder zu spät richtig einschätzten. Die Vernichtungspolitik der Nazis blieb ihnen bis zuletzt undurchschaubar und unbegreiflich. Sie waren daher wehrloser und ausgelieferter als etwa die politischen Gegner des Faschismus.

In seinen frühen Werken greift Nussbaum jüdische Themen auf (z.B. die Osnabrücker Synagoge), mit deren Verarbeitung er seine Identität zu definieren sucht. Doch bald entscheidet er sich für eine unverbindlichere »Neue Gegenständlichkeit«, malt mit Vorliebe Ferien- und Stadtszenen, auch leicht entschlüsselbare surreale Motive. Mit wenigen Ausnahmen lassen diese Bilder keine Ahnung von den Problemen und Konflikten

der frühen 30er Jahre erkennen. Nussbaum war durch seine Familie finanziell abgesichert; er konnte sich ein eher dilettantisches Verhältnis zur Kunst leisten, d.h., er legte seine Karriere nicht darauf an, einen unverwechselbaren Figuren- und Kompositionsstil, ein Markenzeichen gleichsam, zu entwickeln. Die irritierende Sprunghaftigkeit, die sein Oeuvre ungleichgewichtig macht, ist vielleicht aus dieser gewissen Distanz zum künstlerischen Beruf zu erklären, die ihm seine materielle Unabhängigkeit ermöglichte.

Während er in Rom in der Villa Massimo arbeitete, überraschte ihn die »Machtergreifung« Hitlers. Es folgen Jahre des Exils in Belgien, 1940 seine Internierung in Saint-Cyprien, seine Flucht zurück nach Belgien. Die letzten Jahre lebt er von Freunden versteckt in Brüssel, bis er in letzter Stunde doch noch verhaftet und im Juli 1944 nach Auschwitz deportiert wird. Seit seiner Ermordung war der Maler vergessen. Erst aufgrund mühevoller Recherchen gelang es den Autoren dieser Monographie, seine Lebensgeschichte und sein Werk zu rekonstruieren.

In seinem Oeuvre sind Bilder und Zeichnungen zutage gekommen, die zum Eindrucksvollsten gehören, was in den 30er Jahren und in der Kriegszeit geschaffen worden ist. Werfen die ersten Bilder, gekonnt gemalt zwar, keine Fragen auf, die die Grenzen der Kunst und des bürgerlichen Weltverständnisses seiner Zeit gesprengt hätten, so sind die Spätwerke ergreifende Zeugnisse des ungeheuren Drucks, unter dem dieser Maler arbeitet, an seiner Kunst bis zuletzt festhält als seiner letzten Möglichkeit der Selbstvergewisserung. Visionen des Untergangs malt er, Gruppen Vertriebener, Gefangener, Hilfloser in leidvollen, immer noch wehrlos verhaltenen Gesten. Vor allem beobachtet Nussbaum sich selbst, sieht die Veränderungen in seinem Gesicht, seinen Gebärden und akzeptiert schließlich sein ihm aufgezwungenes Judentum. Das Selbstbildnis mit dem Judenpass und dem Judenstern ist das letzte Bekenntnis zu seinem Verhängnis. Nicht mehr als Maler an der Staffelei, sondern als Verfolgter, Getriebener, dem die Ermordung sicher ist, appelliert er zuletzt an den Betrachter. Die Grenzen eines selbstbezogenen, privilegierten Künstlertums läßt dies Bildnis weit hinter sich.

Obwohl die Autoren nicht als Kunsthistoriker an die Arbeit gegangen sind, kann sich ihre Monographie mit fachlichen Arbeiten nicht nur messen, sondern übertrifft diese z.B. in der Dokumentation der politischen Ereignisse, die sie, ihrem Zweck adäquat, nicht so sehr auf höchster Ebene der Entscheidungen verfolgen, sondern dort, wo diese in Nussbaums Leben eingriffen. Wertvoll sind darüber hinaus die Äußerungen Betroffener, deren Lage der Nussbaums vergleichbar war. Jeder Spur, jedem möglichen Zeugen sind die Autoren nachgegangen. Ihre Arbeit ist breit angelegt, keineswegs eng auf ihren Gegenstand fixiert; dennoch ist das Engagement der Autoren zu allererst lokalhistorisch begründet. Gerade das erklärt die Stärken des Buches, die ungeweinte, liebevolle Sorgfalt, mit der es erarbeitet wurde. Aus antifaschistischem Impuls heraus haben sie der Stadt Osnabrück — und nicht nur ihr — ein Stück der verdrängten Geschichte zurückgegeben und verlangen dafür, daß die Bürger sich ihr stellen. Jutta Held (Osnabrück)

Ahren, Yizhak, Christoph Melchers, Werner Seifert und Werner Wagner: Das Lehrstück »Holocaust«. Zur Wirkungspsychologie eines Medienereignisses. Westdeutscher Verlag, Opladen 1982 (180 S., br., 19,80 DM)

Die Autorengruppe vertritt nach eigenem Anspruch einen konsequent psychologischen Ansatz. Sie nennt ihre Methode »morphologische Filmwirkungsforschung«. Gemeint ist damit nach meinem Verständnis der Versuch, der Wirkung von Filmen auf die Spur zu kommen, indem mit Zuschauern *Tiefeninterviews* über ihre Erlebnisse während der Filmbetrachtung gemacht werden. Die Erzählungen der einzelnen Zuschauer werden sodann strukturiert und zu einem einzigen Erlebnisstrang synthetisiert, aus dem schließlich der psychologische Kern als die Wirkung des Produktes herauskristallisiert wird. Konkret am Beispiel der Fernsehserie »Holocaust«: Die Gruppe hat »Holocaust«-Zuschauer

in eingehenden Gesprächen danach befragt, was sie entlang der Serien-Handlung gefühlt und gedacht hätten. Das materiale Ergebnis ist zunächst ein doppeltes Protokoll: Handlungselementen der Serie werden die zusammengefaßten, also bereits wieder vom konkreten Filmerleben des einzelnen abstrahierten Erlebnisse der Zuschauer gegenübergestellt. Als übergreifende Qualität des Erlebnisses aller vier Teile der TV-Serie kommt dabei heraus, daß »die Zuschauer zu einer Einsicht in die Konstruktionsprobleme des Handelns und des Schuldigwerdens« (93) geführt würden. Darin besteht für die Autoren die besondere Wirkung von »Holocaust«: Indem es zu permanenter Identifikation mit den Handlungsträgern bzw. Opfern der Serie herausfordere, welche die Zuschauer auch tatsächlich nachvollzögen, sei die Familienserie zu einem »Lehrstück über einen seelischen Tatbestand« (94) geworden, »ohne daß die Zuschauer gemeinhin über die Form des Unterrichts verstimmt würden« (ebd.).

Ich bin kein Psychologe und kann mir von daher nicht erlauben, die Methode und die Ergebnisse am Beispiel »Holocaust« disziplinär zu kritisieren. Vom Standpunkt einer Medienforschung, die daran interessiert ist, die komplexen und komplizierten Zusammenhänge von medialer Produktion, Distribution und Rezeption in den Griff zu bekommen, möchte ich erhebliche Bedenken anmelden. Die wichtigsten: 1. Die interviewten Zuschauer werden in der Untersuchung als Subjekte, als Menschen mit bestimmten sozio-kulturellen Merkmalen, überhaupt nicht vorgestellt. Sie bleiben in der Verallgemeinerung »man« völlig anonym und gesellschaftlich leer. An keiner Stelle der Untersuchung wird auch nur erwähnt, *wen* die Psychologen überhaupt befragt haben, wessen Erlebnisse der Leser vorgestellt bekommt. (Wann die Interviews genau durchgeführt wurden, wird übrigens ebenfalls nicht ausgeführt, nur sehr grob, in welchem Umfang.) Wenn es eine gesicherte Erkenntnis in den diversen Schulen der Medienwirkungsforschung gibt, dann die, daß die Frage nach der Qualität von Wirkungsprozessen nicht zu beantworten ist, ohne daß die soziale Besonderheit derer berücksichtigt wird, bei denen Wirkungen untersucht und festgemacht werden sollen. Dieses fundamentale Defizit ist um so triftiger bei dem besonderen medialen Ereignis »Holocaust«. Wurde hier doch zum ersten Mal in der Fernsehgeschichte mit Marketing-Strategien und kommerzieller Produktplanung ein Stück Faschismus inszeniert, und zwar für ein spezifisches Publikum des nationalen (in den USA) und des internationalen Fernsehmarktes. — 2. »Holocaust« wird in der Untersuchung gerade nicht als *mediales* Ereignis thematisiert, das eine komplexe ideologisch-ästhetische Struktur hat. Es wird in bezug auf die Wirkungen, die herausgearbeitet werden sollen, doppelt reduziert: Zum einen auf die nackte Serie, die zum anderen lediglich als Handlungs- und Konflikt-Konglomerat auftaucht. Weder der mediale Rahmen der Fernsehserie, noch ihre besondere dramaturgische und audiovisuelle Vermittlungs-Strategie werden im Bezug auf das Filmerleben berücksichtigt: eine Wirkungsuntersuchung, die nicht das wirkliche Medienprodukt, sondern nur einen gedachten Teil davon zum Gegenstand hat. — 3. Die enge Anbindung an Teile des Filmtextes erlaubt keinen Zugriff zu denjenigen Erlebnisdimensionen, die nur sehr mittelbar mit der Fernsehserie zu tun hatten. Gerade bei »Holocaust« waren diese reichlich vorhanden, wie schon eine nur grobe Sichtung zum Beispiel der Zuschauerpost offenlegt, die bei den Rundfunkanstalten einging. — 4. Das methodische Vorgehen der Psychologen läßt bestenfalls Rückschlüsse darüber zu, was die Befragten über ihre Erlebnisse *berichtet* haben, und nur hypothetisch darüber, was sie tatsächlich erlebt haben. Zwischen beiden Elementen klaffen oft große Lücken, die zwar selbstverständlich nicht vermeidbar, aber methodisch zu berücksichtigen sind.

Im zweiten Teil des Buches interpretieren und strukturieren die Autoren die gesellschaftlichen und publizistischen »Nachwirkungen« des Medienereignisses. Dort sind die Ergebnisse nachvollziehbar und anhand der veröffentlichten Reaktionen — um die geht es wesentlich bei den »Nachwirkungen« — auch überprüfbar. Unter den Schlagwörtern

»Auswegsuche«, »Sühnezeichen«, »Bekennnisse«, »Gegeninquisition«, »Schuldverrechnung« und »Ausweichmanöver« werden die Reaktionen als Verarbeitungskomplexe gruppiert und erläutert. Gewonnen sind damit sicher nicht sämtliche Dimensionen der »Nachwirkungen«, aber einige wichtige, mit denen man weiterarbeiten kann. Dies trifft für das Kernstück der Untersuchung, die »morphologische Wirkungsanalyse«, aus meiner Sicht nicht zu: Sie weist so erhebliche methodische Mängel auf, daß mir auch die Ergebnisse sehr fragwürdig erscheinen. — Nicht zuletzt deshalb wäre eine größere Bescheidenheit der Autoren in dem bewertenden Umgang mit anderen Untersuchungen, besonders von Journalisten, angebracht gewesen. Siegfried Zielinski (Berlin/West)

Soziologie

Durkheim, Emile: Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1981 (607 S., Ln., 78,- DM)

Mit diesem Buch liegt nun das letzte große Werk Durkheims in deutscher Übersetzung vor. Seine bedeutendsten Schriften sind somit leichter zugänglich, wenngleich auf drei Verlage verteilt, sowie im Blick auf Editionsprinzipien und Übersetzung weit von dem Standard und Zusammenhang einer Werkausgabe entfernt, die wohl nicht nur für Soziologen auf unabsehbare Zeit ein Desiderat bleiben wird. Daß die vorliegende, extrem teure Ausgabe auf eine Einführung, vor allem aber auf einen kritischen Anmerkungsstil verzichtet, unterstreicht dies nur.

Seit seiner Veröffentlichung im Jahre 1912 gilt die Untersuchung als das gedankenreichste Werk Durkheims; zugleich aber ist es umstritten wie kein anderes. Durkheim selbst hat noch versucht, Mißverständnisse zurechtzurücken und Hinweise darauf zu geben, wie das Werk zu lesen wäre. Den Eindruck mangelnder Einheitlichkeit konnte er jedoch nicht verwischen. Obwohl er sich als Aufgabe stellte, »ein Mittel zu finden, die immer bestehenden Gründe aufzudecken, von denen die wesentlichsten Formen des religiösen Denkens und Handelns abhängen« (26), obwohl er auch — allerdings nur sehr abstrakt — eine Lösung andeutet, daß Religion einen symbolhaften und zugleich zwingenden Ausdruck von Gesellschaft bildet, also »das religiöse Prinzip ... nichts anderes ist als die hypostasierte und transfigurierte Gesellschaft« (468), bewegen sich seine Überlegungen eher unvermittelt auf drei Ebenen. Einmal handelt es sich um die religionssoziologische Untersuchung des Totemismus, in welchem Durkheim die archaisch reine Gestalt der grundlegenden Elemente von Religion überhaupt zu erkennen glaubt. Die Analyse geht dabei von einer kritischen Auseinandersetzung mit den Forschungen von Morgan, Frazer, Boas und anderen aus und bewegt sich sowohl in einer historisch-ethnographischen Dimension, wie auch in einer struktural-funktionalistischen Richtung, welche die soziale Bedeutung von Religion festzuhalten sucht. Sie verweist auf jene, in Durkheims Denken stets anzutreffende Fragestellung nach dem »vorkontraktuellen Element«, welches den gesellschaftlichen Zusammenhang zwischen den Individuen herstellt. Obwohl Durkheim — zweitens — selbst dem Modell einer säkularisierten, allein einer wissenschaftlichen Moral verpflichteten Gesellschaft nachhing, reflektiert er Religion als eines der zentralen gesellschaftlichen und Gesellschaft sichernden Phänomene; insofern artikulieren sich im Buch die grundlegenden Theoreme seiner Soziologie überhaupt. Schließlich finden sich Überlegungen zu einer Theorie der Wissenssoziologie, zur Frage also nach den Bestimmungen und der Funktion kollektiver Repräsentationen. Durkheim verfolgt diese Fragestellung noch bis in die Dimension einer Sprachtheorie, doch scheitert er an der Annahme einer Beziehung zwischen der Gesellschaft als dem für die Individuen schlechthin Allgemeinen und den Begriffen, welche Allgemeinheit zum Inhalt haben. So sei beispielsweise »der Begriff der Totalität ... nur die abstrakte Form des

Begriffs der Gesellschaft. — Worin liegt nun, jenseits seiner Rolle als Klassiker der Soziologiegeschichte, die Bedeutung dieses Werkes für die heutige Forschung? Erstens: Die im Gegenstand »Totemismus« evidenten, in den anthropologischen Prämissen Durkheims durchgehend nachweisbaren Parallelen zu Freuds Schriften weisen die »elementaren Formen« als ein Dokument jenes Denkens aus, das sich entscheidend in der Konstitution der modernen Human- und Sozialwissenschaften am Beginn dieses Jahrhunderts ausgewirkt hat; seine Aporien werden hier ebenso greifbar wie seine fruchtbaren, oftmals verschütteten Ansätze. Zweitens: Für die Beschäftigung mit Durkheim gewinnt man in den »elementaren Formen« gleichsam *den ganzen Durkheim in nuce*. Dies gilt insbesondere hinsichtlich der methodologischen und sachlichen Probleme in seinem Gesamtwerk. In methodologischer Hinsicht tritt der gänzliche Mangel an dialektischem Denken hervor, wenn Durkheim die Kontinuität der religiösen Elementarstrukturen vom Totemismus bis in die Gegenwart unterstellt, dabei noch gegen sein eigenes Postulat verstößt, alle sozialen Erscheinungen in Relation zur jeweiligen Gesellschaftsordnung als ihrem Substrat zu betrachten. Daß er sich zudem noch einer *petitio principii* schuldig macht, wenn er von den gegenwärtig bedeutsamen Strukturen der Religion auf diejenigen der Vergangenheit schließt, um damit wiederum die Gültigkeit seines Ausgangspunktes in der Gegenwart zu begründen, hat schon Steven Lukes hervorgehoben. In sachlicher Hinsicht finden sich in den »elementaren Formen« alle drei Konzepte von »Gesellschaft« vereinigt, die Durkheim in seinem Gesamtwerk entwickelt hat. So begreift er Gesellschaft (1.) als eine Naturerscheinung; es gilt, »daß eine Gesellschaft, wenn sie eine spezifische Wirklichkeit ist, kein eigenständiger Bereich ist; sie ist Teil der Natur; sie ist deren höchste Äußerung. Der soziale Bereich ist ein natürlicher, der sich von den anderen Bereichen nur durch seine größere Kompliziertheit unterscheidet« (140). Daneben faßt er Gesellschaft (2.) als eine Erscheinung, genauer ein Wesen *sui generis*, das sich den Individuen mit »moralischer Autorität« aufzwingt und »oft das Bedürfnis (hat), daß wir die Dinge unter einem bestimmten Winkel sehen, daß wir sie auf eine bestimmte Weise fühlen« (99). Schließlich tritt Gesellschaft (3.) als Resultat einer »Kollektivarbeit« (286), einer »Synthese *sui generis*« (567) auf, die als Ganzes mehr als die Summe der ihr angehörenden Einzelelemente ist, zugleich aber nur »in den individuellen Bewußtseinen und durch sie existieren kann« (289).

Alle konstruktiven und argumentatorischen Mängel dürfen freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß mit dem Werk Durkheims immer noch eine längst nicht bewältigte Rezeptionsaufgabe auch für die Konstitution von kritischer Gesellschaftstheorie gestellt bleibt. Der Religionssoziologie Durkheims kommt überdies noch ein besonderer Stellenwert zu: Sie kann als ein kritischer Maßstab für die erneut aktuell werdende Auseinandersetzung mit dem Marx'schen Religionsbegriff dienen, enthält sie doch just jene Verengungen und Verkürzungen, die Marx immer wieder zum Vorwurf gemacht wurden.

Michael Winkler (Nürnberg)

Durkheim, Emile: Frühe Schriften zur Begründung der Sozialwissenschaft. Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1981 (152 S., br., 30,- DM)

Die Auswahl früher Arbeiten zeigt das Ringen Durkheims um die Bestimmung des Gegenstandes der Soziologie, ihre methodischen Eigentümlichkeiten und ihre Identität als Wissenschaft: Alle vier Beiträge, die Lore Heisterberg mit einer Kurzfassung wichtiger Einsichten ihrer Durkheim-Dissertation einleitet, stammen aus der Zeit Durkheims in Bordeaux, welche nicht zuletzt dadurch geprägt war, Soziologie gleichsam wissenschaftsfähig, vor allem aber universitätsfähig zu machen. Durchgängig insistiert er geradezu beschwörend darauf, daß die Soziologie einen »einheitlichen Untersuchungsgegenstand (hat), den man uns zugestehen muß!« (74) Allerdings bleibt er den systematischen Nachweis der Gültigkeit dieses Anspruchs schuldig. Das Legitimationsbedürfnis zeigt

sich auch im Aufweis historischer Entwicklungslinien und ideengeschichtlicher Vorläufer. Das gilt gleichermaßen für die Dissertation über »Montesquieus Beitrag zur Gründung der Soziologie«, wie auch für die Eröffnungsvorlesung in Bordeaux zur »Einführung in die Sozialwissenschaft« von 1887/88, in welcher Durkheim u.a. sich einerseits gegen Comte und Spencer abgrenzt, zugleich aber die selbst beanspruchten Traditionslinien festhält, welche zu Espinas, zu Albert Schäffle sowie zu den Kathedersozialisten und zur deutschen historischen Rechtsschule zurückreichen.

Man übertreibt kaum, wenn man diese »Einführung in die Sozialwissenschaft« als die Gründungsurkunde wenigstens der Durkheimschen Soziologie bezeichnet: Zwar grenzt er in ihr die faits sociaux noch nicht in der Schärfe von psychologischen Sachverhalten ab, spricht vielmehr von »Phänomenen der psychologischen Ordnung« (45), doch hält er ihren Zwangscharakter ebenso fest, wie die mit ihnen verbundene konstitutive Rolle normativer Systeme, genauer: der Moral für den Zusammenhang und den Begriff der Gesellschaft. Auch bekennt sich Durkheim schon in dieser frühen Abhandlung zu der später immer wiederkehrenden Idee einer gesellschaftspolitischen Integrationsaufgabe der Soziologie (vgl. 51). Freilich, auch das methodologische Dilemma der »Regeln«, wie weit nämlich das Verfahren einer Kausalwissenschaft ihren Gegenstand erst bestimmt oder nur als ihm angemessen zu betrachten ist, tritt hier, wie auch in der Montesquieu-Abhandlung auf; diese führt ihrerseits noch die Orientierung der Analyse auf Typen des Sozialen und den Begriff des »Fortschritts« ein. Neben der häufig zitierten Rezension von Ferdinand Tönnies »Gemeinschaft und Gesellschaft« enthält die Auswahl noch eine Einführungsvorlesung in die »Soziologie der Familie« von 1888. Auch diese nimmt Grundtheoreme späterer Schriften voraus, zeigt sich geradezu als ein Experimentierfeld der Ideen Durkheims: So formuliert sie das in der »Teilung der sozialen Arbeit« diskutierte Verhältnis von sozialer Dichte und Volumen einer Gesellschaft. Aber sie enthält auch jene für die »Elementaren Formen« verhängnisvolle Annahme eines kontinuierlichen Fortbestands archaischer Sozialformen in differenzierten gesellschaftlichen Zusammenhängen. All dies macht deutlich, daß die »Frühen Schriften« sich vorzüglich für einen ersten Zugang zum Studium der Durkheimschen Soziologie anbieten; sie führen die entscheidenden Probleme und Theoreme ein, ohne in jene apodiktische Dogmatik zu verfallen, welche die Auseinandersetzung mit den großen Schriften doch arg behindert. Zugleich eröffnet die Sammlung neue Lesarten dieser Werke, erlaubt auch andere interpretative Zugänge. Die Bibliographie deutscher Übersetzungen Durkheims und seiner frühen Schriften unterstreicht diesen Wert als Einführungsbuch.

Michael Winkler (Nürnberg)

Käsler, Dirk: Einführung in das Studium Max Webers. Verlag C.H. Beck, München 1980 (291 S., br., 24,- DM)

Der Autor ist bekannt als Herausgeber der zwei Bände »Klassiker des soziologischen Denkens«. Die »Einführung in das Studium Max Webers« ist die erweiterte und veränderte Fassung seines Beitrags über Max Weber in diesen Sammelbänden.

Drei Ziele hat sich Käsler gesetzt. Einmal will er der »Segmentierung« des Weberschen Gesamtwerkes entgegenwirken und deshalb eine möglichst umfassende Darstellung seiner Lebensarbeit geben. Diesen Anspruch erfüllt das Buch; es gibt einen ausgewogenen Überblick über das Leben, die Schriften und die Wirkung Max Webers, wobei in den einzelnen Abschnitten die zentralen Gedankengänge Webers prägnant herausgearbeitet sind. Käsler will dabei aber keineswegs einen Ersatz für die Lektüre der Weberschen Schriften liefern. Sein zweites Ziel ist es vielmehr, einen Wegweiser zur selbständigen Arbeit mit Texten Webers an die Hand zu geben. Auch diesen Anspruch löst Käsler zufriedenstellend ein. Auf verständliche Weise gibt er einen Einblick in Forschungsprobleme der Beschäftigung mit Weber und informiert über die Rezeptionsgeschichte seines

Werks. Im Anhang findet sich eine ausgezeichnete Bibliographie, die das bisher vollständigste Verzeichnis aller veröffentlichten Arbeiten Max Webers enthält. Das dritte Ziel, das Käsler mit seiner Arbeit verfolgt, ist der Versuch, »jener Tendenz Widerstand entgegenzusetzen, nach der Max Weber als *der* Repräsentant einer 'bürgerlichen' Soziologie stilisiert wird« (5). Käsler hält nichts von einer Unterscheidung, bei der Webers Werk auf eine »handlungstheoretisch orientierte 'verstehende' Soziologie als Beispiel für 'subjektiv' gerichtete Theoriekonzeption« verkürzt und den Arbeiten von Karl Marx, als einen »Vertreter einer 'Gesellschaftstheorie'«, als einem »Beispiel für 'objektiv' gerichtete Theoriekonzeptionen«, gegenübergestellt wird (5). Käsler bemüht sich, Webers sozialökonomisches Erkenntnisinteresse als einen durchgängigen Grundton seiner Arbeiten herauszustellen und behauptet, daß das Gesamtwerk Webers als der Versuch angesehen werden müsse, den Marxschen Ansatz in einer Synthese aufzuheben. Einen Teil dieser dritten Zielsetzung, zu zeigen, daß Weber ständig sozialökonomische Erkenntnisinteressen im Auge behielt, löst Käsler ein. Im umfangreichsten Teil seines Buchs, der mit »Das Werk« überschrieben ist, wird deutlich, wie sehr sich Weber zeitlebens mit der Frage nach den Wurzeln der kapitalistischen Wirtschaft beschäftigte. Inwieweit aber die Arbeiten Webers der Versuch sein sollen, die Analysen von Marx in einer Synthese aufzuheben, wird an keiner Stelle näher ausgeführt. Der Autor plädiert für eine undogmatische Auseinandersetzung mit dem Lebenswerk Max Webers, das immer wieder neue Lesarten und Interpretationen zulasse. Käsler führt selbst vor, wie eine derart unsterile Auseinandersetzung aussehen kann. Das Buch kann allen empfohlen werden, die einen Zugang zur Soziologie und zur Gedankenwelt Webers suchen.

Thomas Kornbichler (Berlin/West)

Sprandel, Walter M., und Constans Seyfarth (Hrsg.): Max Weber und die Rationalisierung sozialen Handelns. Enke Verlag, Stuttgart 1981 (265 S., br., 39,- DM)

Der Sammelband dokumentiert das widersprüchliche Verhältnis der bürgerlichen Soziologie zu ihrem großen Ahnen und zu dessen großem Thema: dem der gesellschaftlichen Entstehungs- und Erhaltungsbedingungen für die verschiedenen Formen und Typen des rationalen Handelns. War schon bei Weber »Rationalität« ein Begriff mit Unschärfen, so gibt es doch bei ihm reiche Ansätze für eine historisch-gesellschaftliche Konkretisierung am Material. Den ehrfürchtigen Nachfolgern hingegen wird Rationalität rein zu einem begrifflichen Problem, das man definitorisch lösen zu können glaubt. Der Leser kann sich darum des Eindrucks kaum erwehren, daß »Rationalität« den Autoren zu einem reichlich beliebigen Etikett verschwimmt. Selten wird bedacht, daß ein gewisses Maß an Rationalität in jeder Gesellschaft durch den Erfolgswang und durch den Zwang zu relativer Stabilität in der Ordnung der sozialen Beziehungen per se gegeben sein muß. Diese Art von Rationalität ist mit magischen oder traditionalistischen Bewußtseinshaltungen durchaus vereinbar und von *deren* historischer Rationalisierung durchaus zu trennen. Das reale Substrat der Begriffsstreitereien um die »Rationalität« sind immer sozial-historische Rationalisierungsprozesse, die bestimmte Lebensbereiche von Klassen oder Schichten, Bewußtseinsprozesse, Welt- und Selbstauffassungen oder Haltungen der Handelnden erfassen. Besonders bedauerlich ist in diesem Zusammenhang, daß die Soziologen, welche nicht bloß die Erkenntnisinstrumente des Faches geschliffen, sondern Teilanalysen gesellschaftlicher Rationalisierungsprozesse am Material erarbeitet haben, im vorliegenden Band kaum erwähnt werden. Ich denke z.B. an Riesman, N. Elias, Gehlen, die, indem sie — wie Weber selbst — zugleich Theoretiker und Praktiker des Faches sind, auf Webers Erbe weit mehr Anspruch haben als diejenigen, welche bloß die Worte des Meisters immer wieder neu auslegen.

Bemerkenswert erscheinen mir folgende Aufsätze: A. Métraux (Behaviorismus und innerweltliche Askese) gibt ein lesenswertes Stück Wissenschaftsgeschichte des Behavio-

riasmus. Er diagnostiziert den gesellschaftlichen Bedarf der Herrschenden an zusätzlichen Außenkontrollen und Außengaranten für berechenbares Verhalten als wesentliches Moment der Entstehungs- und Erfolgsgeschichten der behavioristischen Doktrin. Métraux' Rekonstruktion ist besonders erfrischend, vergleicht man sie mit dem faden Selbstbild, das die behavioristische Wissenschaftsgeschichte von sich selbst entwirft. Dort ist immer nur davon die Rede, daß der Behaviorismus die erste Wissenschaft vom Verhalten sei, welche strengen Nachprüfbarkeitskriterien genüge, nicht metaphysisch orientiert sei etc., und es ist durchaus nicht von den »Stimuli« die Rede, deren »Reaktion« der Behaviorismus war und ist, ebensowenig von den »Verstärkungen«, welche ihn immer noch am Leben erhalten. Métraux belegt in diesem Aufsatz, daß Webersches Instrumentarium auch für die Wissenschaftsgeschichte taugt.

J. Weiß gibt einen (um den Rationalitätsbegriff zentrierten) Beitrag zum vieldiskutierten Problem: Wie ist es möglich, »fremde« Gesellschaften zu verstehen, deren Handlungsorientierungen, Glaubenssystem und Institutionen sich schon in der Deskription (die eben ohne die dazugehörigen Sinngehalte unmöglich ist) den spezifischen logisch-rationalen Denkgewohnheiten des soziologischen Forschers nicht fügen? Der Autor unterscheidet Rationalität »für den Handelnden« und »für den Soziologen«. »Rational« nennt er gesellschaftliche Beziehungen, die den Handelnden selbst als gesellschaftlich erscheinen (und nicht als natürlich etc.), deren Beweggründe, Ziele und Folgen gewußt werden (können) und deren tatsächliche Grundlagen in besagtem Wissen bestehen. Solche Handlungen und Beziehungen zeichnen sich dadurch aus, daß sie durch die Bewußtheit (oder Bewußtseinsfähigkeit) ihres Aufbaus in hohem Maße kommunikabel sind. Weiß bringt selbst mögliche Einwände gegen eine solche Konzeption, m.E. jedoch nicht den schwerwiegendsten: daß sie den entscheidenden Unterschied zwischen Rationalität und Rationalisierbarkeit (nunmehr im Freudschen Sinne des Terminus) verwischt. Handlungen werden über ihre Ergebnisse und Folgen für den Handelnden bewußt, und insofern können kommunikable Motive und Überlegungen sekundär an jedes Handeln angeschlossen werden, auch an ausgesprochen affektuelles und traditionales! Daß es eine starke Norm für kommunikable Motive, für die Begründung und Rechtfertigung individuellen Handelns gibt, ist selbst Symptom eines Rationalisierungsprozesses, der die Beziehungen zwischen Bewußtsein und Handeln betrifft. Weiß gibt also nur das Problem, nicht seine soziologische Lösung.

Parsons versucht, Handlungstheorie Weberscher Provenienz mit psychoanalytischem Gedankengut zu neuen und fruchtbaren Theoremen zu kombinieren. Die einführenden Worte von B. Nelson (der kurz nach dem Kolloquium gestorben ist) sind wohl nur aus Pietät für den amerikanischen Weber-Forscher abgedruckt. Clemens Knobloch (Bonn)

Meja, Volker, und Nico Stehr (Hrsg.): Der Streit um die Wissenssoziologie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1982 (2 Bde., 975 S., br., 28,- DM)

Das Verdikt, das Jürgen Habermas 1963 über die Wissenssoziologie aussprach, als er Wirkung und Intention ihrer Lehre als »'Ausverkauf' des Marxismus« beschrieb, hat die Bemühungen um die Wiederbelebung ihrer erstmals in den zwanziger Jahren propagierten Thesen nicht abbrechen lassen. Auch die Herausgeber dieser Anthologie bekunden ein lebhaftes Interesse an einer Erneuerung der Disziplin. Denn daß der Soziologe »am Phänomen der geschichtlichen Abwandlungsfähigkeit seines Materials seine eigene gesellschaftliche Bedingtheit mit besonderer Schärfe« erfahre (Plessner), diese problematische Ausgangssituation der Wissenssoziologie charakterisiere auch gegenwärtig das Selbstbewußtsein kritischer Sozialforschung und Philosophie.

Die Bedeutung dieser beiden Bände dürfte trotzdem weniger in der intendierten Neubelebung liegen als in der Aufbereitung der teilweise nicht leicht greifbaren Quellen zum Problembereich sozialwissenschaftlicher Methodik. Neben den bekannten Beiträgen

zum Thema Wissenssoziologie, die bereits in die Sammelbände von K. Lenk und von H.-J. Lieber aufgenommen sind, werden bislang unzugängliche Aufsätze hier erstmals wieder abgedruckt. Leider haben es die Herausgeber versäumt, die Neuveröffentlichung umfangreicher Auszüge aus A.v. Schelings »Max Webers Wissenschaftslehre« und E. Grünwalds »Das Problem der Soziologie des Wissens« (beide erstmals 1934) zu begründen. Sie verweisen lediglich auf die Wertschätzung, die diesen Arbeiten namentlich in den USA zuteil wurde, ohne selbst dazu Stellung zu nehmen. Neben dem Verriß von Fogarasi, der bei Lieber abgedruckt ist, ist nun auch wieder die Polemik Wittfogels (»Wissen und Gesellschaft«) greifbar. Der bedauerlicherweise nur auszugsweise wiedergegebene Aufsatz bekämpft die an anderer Stelle, etwa von Meusel (vgl. 411) erwogene Liaison von Wissenssoziologie und Marxismus und wirft der zeitgenössischen Soziologie vor, den historischen Materialismus »zu plündern« (594). Der Aufsatz von E. Eppstein (»Die Fragestellung nach der Wirklichkeit des historischen Materialismus«) untersucht mit Hilfe einer dezidiert phänomenologischen Frageweise das im Basis-Überbau-Modell implizierte Verständnis von Wirklichkeit. Die auf der Marx-Interpretation G. Salomons (»Historischer Materialismus und Ideologienlehre«, 1926) fußende Darstellung rekonstruiert eine abbildtheoretische (Lenin) und eine identitätsphilosophische (Lukács) Auslegung des marxistischen Wirklichkeitsbegriffs, um von hier aus zu der kritischen Einsicht zu gelangen, daß der notwendigerweise dynamische Wirklichkeitsbegriff des historischen Materialismus einer Theorie bedürfe, die sich selbst als Funktion dieses Wandels begreifen kann (302), ohne auf die »Atavismen der Hegelschen Vernunft-Wirklichkeit« zurückzufallen (316). Der abschließende Aufsatz der Herausgeber weist zum vorangestellten Dokumentationsteil auffallend wenig Bezüge auf. Die Auseinandersetzung mit den offen und verdeckt vorgetragenen Positionen der Relativismusedebatte gipfelt in der These, das traditionelle Programm der Wissenssoziologie sei »nicht radikal genug« (902) gewesen. Die »neue« Wissenssoziologie plädiert für einen moderaten Relativismus, der wissenschaftliches Wissen als »bedingt« und »mediatisiert« begriffen sehen will. Sie gibt den Relativismus-Kritikern den Vorwurf, sozial bedenkliche Entwicklungen zu sanktionieren, zurück: der sogenannte Absolutismus sei »allzu bereit, die Möglichkeit des Theoretisierens Kräften zu überlassen, die außerhalb der Kontrolle des Theoretikers liegen« (917). Um ihr Plädoyer systematisch abzusichern, rufen die Herausgeber eine sogenannte »Theorie des magischen Dreiecks« ins Leben. Der aus der Zentralbankpolitik übernommene Ausdruck soll »die Interdependenzbeziehung der Diskursformen Philosophie (Erkenntnistheorie), Soziologie und Ethik« festhalten und ihre gleichzeitige Reflexion gestatten (919). — Wie bereits die traditionelle Wissenssoziologie, die einer vermeintlichen »Tragödie der Kultur« (Simmel), der »Machtlosigkeit des Geistes« (Scheler) und der daraus resultierenden generellen »Lebensverlegenheit« (Mannheim) Rechnung zu tragen vorgab, beanspruchen auch die Herausgeber, »auf gegenwärtige geistige und gesellschaftliche Entwicklungen« zu reagieren. Anstatt jedoch diese angedeuteten Beziehungen der traditionellen und aktuellen Wissenssoziologie zu explizieren, verschieben sie in durchaus konventioneller Weise die gesellschaftstheoretischen Fragestellungen. Die seit den dreißiger Jahren formulierte Kritik bleibt damit auch weiterhin gültig, ja, sie läßt sich ohne große Umschweife auf die »neue Wissenssoziologie« applizieren. Auch hier geht es nicht um die Analyse einer gegebenen Gesellschaftsformation und ihre Theorie, sondern um Fragen nach dem Geltungsanspruch menschlichen Wissens überhaupt. Die soziale Wirklichkeit kommt, überspitzt gesagt, nur als Störfaktor der Erkenntnis ihrer selbst in den Blick, weil und solange sich der Anspruch der Erkenntnis am fiktiven Maßstab transsozialen und -historischen Wissens aufrichtet. Das gilt auch und gerade dann, wenn mit der für die Wissenssoziologie typischen Geste des Verzichts für »geistige und gesellschaftliche Mannigfaltigkeit« (927) im Bereich der Theorie geworben wird.

Ralf Konersmann (Münster)

Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3. Westdeutscher Verlag, Opladen 1981 (415 S., br., 44,- DM)

Der dritte Band der »Soziologischen Aufklärung« vereinigt vornehmlich Aufsätze, die der Autor zwischen 1974 und 1981 an anderen Orten publiziert hat. Luhmann, der gegenwärtig wohl anspruchsvollste und »abstraktest« soziologische Theoretiker der BRD, taugt nur für die wenigen Fachsoziologen, die willens und in der Lage sind, ihm in ein esoterisches, verschlungenes und reflexives (das eigene Theoretisieren ständig mitbedenkendes) Gedankenreich zu folgen.

Die ausgebreiteten Theorien haben gleichzeitig einen scholastisch-dürren, begriffsrealistischen und einen willkürlich-verspielten Zug. Man hat den Eindruck, der Autor experimentiert mit seinen eigenen Konstrukten, erprobt ihre Tragfähigkeit und ihre Grenzen und ist's zufrieden, wenn die eigenen Theorien das Abstraktionsniveau der Konkurrenten um eine Stufe überschreiten und deren Theorien als aufgehobenen Sonderfall enthalten. Dieses Verfahren ist für den Leser schwierig und an greifbaren Resultaten ausgesprochen arm. Es ist jedoch zugleich auch ungemein anregend, weil es (zumindest zeitweise) eingefahrene Größen und Prozeduren des soziologischen Denkens auflöst. Die Prämisse ist, banal gesagt, daß in der Struktur und Entwicklung sozialer Systeme eigentlich alles möglich, aber nur Weniges und Bestimmtes wirklich ist. Das Verhältnis von Möglichem und Wirklichem bildet den soziologischen Gegenstand.

Kennzeichnend für den einleitenden Aufsatz (und für die unablässige Verdünnung der Leitbegriffe, die den Sammelband beherrscht) ist die Art, wie das soziologische Grundproblem der »doppelten Kontingenz« reformuliert wird. Das Problem lautet nun: Wie ist Kommunikation zwischen selbstreferentiellen Systemen möglich, deren Umweltkontakte grundsätzlich auch Selbstkontakte sind, weil bei allen lebenden Systemen (und hierzu rechnen auch die gesellschaftlich handelnden Individuen) die Umwelt jeweils nur »für das System« besteht, von diesem kognitiv konstruiert sind. Es ist dies freilich nicht mehr als die neueste Wendung eines abgetragenen erkenntnistheoretischen Mäntelchens, wonach nicht die Außenwelt (in die wir wirklich eingreifen und die auf unsere Sinne wirkt) real sei, sondern nur unsere subjektabhängigen Sinneseindrücke von ihr. Luhmann scheint jedoch nicht zu bemerken, daß er mit diesem Gedanken seine eigenen Prämissen unterminiert, wonach das Komplexitätsgefälle zwischen »System« und »Umwelt« für die Entstehung und Erhaltung auch von Handlungssystemen entscheidende Bedeutung hat. Systeme, die sich bloß die Illusion einer wirklichen Umwelt zulegen und diese Illusion erhalten, die nur selbsterzeugte Komplexität abarbeiten, kommen gar nicht zu einem solchen Gefälle. Personale Systeme hätten demnach nur zum Schein eine Umwelt und müßten sich nur gegen ihre eigenen Gespinste behaupten. Wir wären dann alle Don Quichottes und kämpften nur mit Windmühlen. — Dagegen ist die Umwelt des einzelnen Akteurs gesellschaftlich erzeugt (also selbsterzeugt im gesellschaftlichen Prozeß, nicht im kognitiven Apparat) und für das Individuum extern und real, wirkliche Umwelt.

Beachtenswert sind die beiden Beiträge zum Problem »Zeit und Handlung«. Die Rekonstruktion der Handlungsauffassung des Marquis de Vauvenargues (1715-1747) ist überaus kenntnisreich und interessant. Daß nur Handeln »Gegenwart« erzeugt, Bezugspunkte im Zeitablauf fixiert, ist — in der gebotenen Kürze — die Quintessenz dieser Theorie. Man könnte freilich von einem Soziologen von Luhmanns Format auch Aufschluß darüber erwarten, warum diese Theorie (die ein durch und durch »adeliges« Verhältnis zur Zeit offenbart) sich in der französischen Aufklärung gegen die Konkurrenz utilitaristischer Theorien des Handelns nicht behaupten konnte, und warum sie im gegenwärtigen soziologischen Denken wieder Platz finden kann. Verwiesen sei weiterhin auf die — eher sozialpsychologischen — Aufsätze »Erleben und Handeln« und »Schematismen der Interaktion«. Beide sind durch den Umstand interessant, daß sie Über-

gänge zwischen den praktischen Problemen und Leistungen der Akteure und der theoretischen Begriffsbildung des Soziologen schärfer ins Auge fassen.

Das Buch stellt den Rezensenten unter scharfen Selektions- und Reduktionsdruck. Es macht bewußt, daß eine gründliche materialistische Auseinandersetzung mit diesem nach Gehlen (von dem übrigens mehr Gedanken abstammen, als die uferlose Literatur zu den einzelnen Aufsätzen erkennen läßt) wohl ideen- und kenntnisreichsten bürgerlichen Soziologen nicht leicht sein wird.

Clemens Knobloch (Bonn)

Görtzen, René: Jürgen Habermas: Eine Bibliographie seiner Schriften und der Sekundärliteratur 1952-1981. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1982 (230 S., Ln., 38,- DM) In den 60er Jahren gab die Kritische Theorie die Impulse zur Erneuerung der Gesellschaftswissenschaften, dann folgte die Phase, in denen man sich mit ihren Grundgedanken auseinandersetzte, seit einigen Jahren wird verstärkt ihre Geschichte aufgearbeitet. Doch fehlen dafür oft die elementaren Grundlagen wie Personalbibliographien und Auskünfte über die Quellen- und Literaturlage. Denn bibliographische Arbeit ist wissenschaftliche Sklavenarbeit. Niemand mag sie gern tun, weil sie kaum anerkannt wird. Görtzen hat sich dieser zeit- und kraftraubenden Tätigkeit unterzogen. Die Zusammenstellung der Schriften von Habermas bis 1979 wurde bereits im Anhang zu T. McCarthys Habermas-Buch »Kritik der Verständigungsverhältnisse« (Frankfurt/M. 1980) veröffentlicht. Görtzen hat sie für diesen Band ergänzt und bis 1981, dem Zeitpunkt des Erscheinens der »Theorie des kommunikativen Handelns«, erweitert. Verzeichnet werden jetzt ca. 250 Publikationen von Habermas; außerdem werden sämtliche Nachdrucke angegeben. Hinzu kommen in diesem ersten Teil die Nachweise der Übersetzungen sowie von ca. 180 Rezensionen. Durch viele Querverweise innerhalb der Angaben werden die Informationen zusätzlich aufgeschlüsselt. Der zweite Teil dokumentiert — wiederum mit Angaben von Übersetzungen und Nachdrucken — mehr als 920 Publikationen zu Habermas bzw. Schriften, die sich u.a. mit seinen Arbeiten befassen (hier mit genauen Kapitel- und Seitenangaben). Es folgen ein Autorenregister sowie je ein Titel-Stichwortregister zu den deutsch- und zu den englischsprachigen Schriften über Habermas.

Bibliographien, sagen Theoretiker der Bibliographie, soll man lesen können wie andere Bücher auch. Die Übersichtlichkeit der Ordnungsschemata und die drucktechnische Gestaltung des Bandes kommen diesem Ideal der Benutzung sehr nahe. Man findet sich gut und schnell zurecht. Die Bibliographie von Görtzen ist ihrer Anlage nach ein Handbuch, kein Schriftenverzeichnis, das nur die Produktivität und die Wirkung eines Autors dokumentieren will. Wer über Habermas, die Kritische Theorie und ihre Rezeption durch und nach Habermas sowie über die von ihm behandelten Themen arbeitet, wird hier ein unentbehrliches Hilfsmittel finden.

Detlev Schöttker (Braunschweig)

Psychologie

Lindsay, Peter, und Donald Norman: Einführung in die Psychologie. Informationsaufnahme und -verarbeitung beim Menschen. Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg/New York 1981 (566 S., Ln., 68,- DM)

Der kognitive Ansatz ist Grundlage des einführenden Lehrbuches zweier Forscher, die seit Anfang der siebziger Jahre im LNR-Projekt (LNR ist ein Akronym für die von Lindsay, Norman und Rumelhart gebildete und geleitete Forschungsgruppe an der Universität von Kalifornien, San Diego) arbeiten; Lindsay ist inzwischen ausgeschieden. Diese Gruppe nimmt international eine führende Rolle in der Erforschung des Langzeitgedächtnisses (LZG) ein, welches eine Schlüsselposition in der Kognitiven Psychologie bezüglich des Erkenntnisfortschrittes inne hat (Klix 1979). Im LZG werden Prozesse wie

Denken, Problemlösen, Erinnern und Sprachverstehen angesiedelt, und hier soll die Wissensstruktur sein. Außerdem sollen Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Sprache, Entwicklung und Aktivität in engem Zusammenhang mit diesen LZG-Komponenten stehen. Bei jenen Funktionen mehr das Gemeinsame als das Trennende zu betonen, macht das spezifisch Neue der Kognitiven Psychologie aus, die sich heute als integrierendes Paradigma der Psychologie darstellt, darin den Behaviorismus ablösend.

Aufgrund der Forschungsrichtung von Lindsay und Norman finden sich denn auch die zentralen Aussagen des Buches in Kapitel 10, wo es um das LZG und die Wissensspeicherung geht. Sie stellen folgende These auf: »Menschliche Gedächtnisrepräsentationen sind nicht zirkulär, weil sie sich auf wirkliche Handlungen und wirkliche Objekte beziehen.« (299) Wie wir sehen werden, wird diese These in ihren weiteren Abhandlungen jedoch nur ansatzweise berücksichtigt: Das Wissen ist ihrer Ansicht nach in Form eines semantischen Netzwerkes im Gedächtnis repräsentiert. Die Ausarbeitung dieser Konzeption fußt auf neueren Entwicklungen in der Linguistik (Sprachpragmatik, Diskursanalyse, Textlinguistik, aber besonders auf Fillmore's Kasusgrammatik), nach denen Sprache und Kognition genetisch als auch systematisch in Handlungen verankert sind. In ihrem Modell gehen sie von einer Datenbasis aus, die aus Knoten besteht, welche durch Relationen miteinander verbunden sind. Knoten stehen für irgendwelche Einheiten von Information im Gedächtnis. Eine Relation ist eine Assoziation zwischen Knoten, die gerichtet und benannt ist; grundlegende Relationen sind z.B.: Handlung, Agens, Instrument, Objekt (vgl. 303). Bei der Symbolisierung von Ereignissen kommt Verben eine große Bedeutung zu. Da Ereignisse sich meistens um eine Handlung zentrieren, wird die »Handlungsinformation« zum zentralen Knoten; das die »Handlungsinformation« beschreibende Wort ist normalerweise ein Verb, das in den Netzwerkdiagrammen innerhalb eines Ovals steht und darum herum bauen sich die weiteren Informationseinheiten des Ereignisses auf. Hier geht implizit eine Handlungstheorie mit ein, die atomistisch ist und die auch konstitutiv für ihr Menschenbild ist, da die Erforschung der menschlichen Informationsverarbeitung — aufgrund des Zusammenhangs aller mentalen Prozesse — zur Erforschung dessen wird, »was den Menschen ausmacht« (2). Atomistisch bleibt die Handlungskategorie, weil sie nicht von der allgemeineren Kategorie der Tätigkeit abgeleitet ist, also das gesellschaftlich vermittelte Verhältnis Mensch-Natur somit ausgeklammert wird; wohl gehen die Autoren davon aus, daß Handlungen vom Gedächtnis gesteuert und kontrolliert werden (vgl. 298), was ein Fortschritt gegenüber dem Behaviorismus bedeutet.

Auf der theoretischen Basis werden Sprache (Kap. 12), Lernen und kognitive Entwicklung (Kap. 13) und soziale Interaktionen (Kap. 16) abgehandelt, folglich bleibt deren Konzipierung reduktionistisch, d.h. gesellschaftsneutral und ahistorisch; jedoch hinterläßt Lindsays und Normans kognitiver Interpretationsansatz dieser Bereiche, auch wegen der »lebensnahen« Beispiele, den Eindruck, als sei das Verhältnis Mensch-Welt in seinen relevanten Aspekten erfaßt. Ebenso ist Problemlösung (Kap. 14) und Denken (Kap. 15) in eingeschränkter Weise gefaßt (Lindsay und Norman gehen lediglich auf gut definierte Probleme, Algorithmen u.ä. ein), weil das Denken in seiner wesentlichen Funktion, nämlich »beim Auftreten von Widersprüchen in der Tätigkeit« (Seidel), nicht erkannt ist.

Die Autoren beschreiben Informationsverarbeitung (Kap. 1-7) im wesentlichen nur als interne Prozesse, die sowohl (1) daten-gesteuert (sensorische Daten lösen eine Verarbeitung aus, die automatisch, mit wenig Bewußtsein, geschieht) als auch (2) konzeptuell-gesteuert (ein Vorwissen oder Konzept wird bei der Interpretation der Daten eingesetzt) sind. Sie vernachlässigen dabei die aktive Seite der Aneignung der realen Welt durch den Menschen, ja sie referieren Experimente, bei denen Versuchspersonen — unter labilisierenden Bedingungen — als passive Informationsaufnehmer erscheinen. In Kapitel 13

»Lernen und kognitive Entwicklung« ist die Aktivität beim Aufbau von Wissensstrukturen wieder berücksichtigt. Das Kapitel ist in enger Anlehnung an Piaget konzipiert; so übernehmen sie z.B. Piagets Phasenmodell der intellektuellen Entwicklung.

Lindsay und Norman sind teilweise hinter dem Forschungsstand zurückgeblieben: z.B. Guzmáns Computerprogramm zur Klassifikation von Bildern ist veraltet und präzisere Verfahren von Clowes oder Waltz haben sich seitdem durchgesetzt. In Kapitel 8 gliedern die Autoren das Gedächtnis in drei Speicher (die sensorischen Register, das Kurzzeitgedächtnis, das LZG), was dem Forschungsstand von vor 1970 entspricht. In den siebziger Jahren hat man mehr die Verarbeitungsprozesse beachtet; so haben Speicher, denen man je spezifische Eigenschaften zugeschrieben hat, kaum noch eine Bedeutung in den Modellen von Shiffrin oder Bjork, und bei Craiks und Lockharts »levels of processing«-Ansatz sind Speicher ganz eliminiert.

Dieses didaktisch gut aufgemachte, reich bebilderte Buch wird wahrscheinlich auch bald in der BRD — wie in den USA — zu einem gängigen Lehrbuch werden, weil die kognitive Wende ebenso die »bundesrepublikanische Psychologie« erfaßt hat. Das zeigt sich in der Terminologie, der zunehmenden systemtheoretisch-kybernetischen Modellbildung, der Computersimulation. Die Arbeiten der LNR-Gruppe, die seit kurzem in der BRD rezipiert werden, stellen fortgeschrittene Modelle dar, die auf Computersimulation zugeschnitten sind und mittels Computern »getestet«, aber weniger der empirischen Überprüfung unterzogen wurden. — Die hier geführte Kritik an der wissenschaftlichen Eingeschränktheit des Ansatzes von Lindsay und Norman müßte erweitert werden um die historische Analyse der gesellschaftlichen Genese dieser Konzeption bzw. der Kognitiven Psychologie allgemein, was bisher noch nicht geleistet ist.

Hans-Peter Michels (Bonn)

Edelstein, Walter, und Monika Keller (Hrsg.): Perspektivität und Interpretation. Beiträge zur Entwicklung des sozialen Verstehens. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1982 (467 S., br., 20,- DM)

Die Herausgeber versuchen die Beiträge zum Verstehen sozialer Inhalte trotz ihrer Widersprüchlichkeit unter einen Hut zu bringen durch das Allerweltsbegriffspaar »Kompetenz/Performanz«. Der linguistische Begriff der Kompetenz trifft gut die eine Richtung der Beiträge, da es sich in der Tat, wie in der Linguistik der abstrakten Sprecherintuition, um von jeglicher Tätigkeit abgehobenes Wissen um soziale Sachverhalte handelt. Man analysiert in genetischer Perspektive die Alltagstheorien über soziale Inhalte wie Person oder Selbst, Beziehungen zwischen Personen und gesellschaftlichen Organisations- und Rollensystemen. Hauptgesichtspunkt ist die Fähigkeit der Dezentrierung, der Koordinierung mehrerer Perspektiven in der Beurteilung sozialer Inhalte. Wie leicht ersichtlich, handelt es sich um die Übertragung piagetscher Paradigmen auf Soziales. Methodologisch steht auch im allgemeinen die klinische Methode Piagets Pate: ein soziales Problem wird vorgestellt und die Ansichten der untersuchten Personen werden in halbstandardisierten Interviews ausgelotet. In dieser Weise untersuchen die Beiträge die Definition der Person (Secord/Peevers), die Konzeption der Freundschaft (Youniss), die Theorien über Herkunft und Funktion des Geldes (Furth). Keiner der Beiträge thematisiert das Problem, das einem beim Lesen unmittelbar einfällt: das Verhältnis dieser spontanen Theorien zur erlebten historisch gewordenen sozialen Realität und zur wirklichen Tätigkeit der untersuchten Personen.

Es ist gerade das Einbeziehen und Ausgehen von Tätigkeit, die einen Teil der anderen Beiträge kennzeichnet, die denn auch notwendigerweise die simplifizierenden Ansätze sozialer Kognition verwerfen und vage Begriffe wie »Projekt« (309) oder »Erfahrung inhaltlicher Art der Person« (344) einführen müssen, um die analysierten Realitäten eini-

germaßen begreifbar zu machen: Veränderung der Person in der Therapie (Blasi), Selbstmordmotive bei Jugendlichen (Döbert/Nunner-Winkler), Beobachtungen von Gruppen in einer Tagesschule von Kindern mit Schwierigkeiten im zwischenmenschlichen Umgang (Selman/Lavin/Brion-Meisels). Diese Beiträge, wie die Herausgeber es tun, als performanzorientiert zu kennzeichnen, d.h. als Untersuchung des Verwendens der Kompetenz unter erschwerenden, da realen Umständen, verdeckt den wirklichen Tatbestand, nämlich das radikale Infragestellen der Beiträge der ersten Richtung durch die Beiträge der zweiten. Leider fehlt auch diesen Beiträgen eine, sei es auch minimale Analyse der historisch gewordenen Realität, was oft zu spontanem ad-hoc-Bilden der Begrifflichkeit zum Verstehen der beobachteten Entwicklungen führt: »Dieser Begriff (Projekt) enthält in der Tat den Gedanken der Tendenz, des Ziels oder der Funktion ...; indessen bringt er auch den Sinn bewußter Zielrichtung, Kontrolle und Entscheidung vom Selbst her ins Spiel.« (309) Eine kohärente Theorie der Persönlichkeit tut not.

Bernard Schneuwly (Genf)

Völzing, Paul-Ludwig: Kinder argumentieren. Die Ontogenese argumentativer Fähigkeiten. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 1982 (350 S., br., 20,- DM)

Das Buch bietet eine materialreiche empirische Untersuchung der kindlichen Fähigkeit zu argumentieren, für eigene und fremde Handlungen Gründe und Absichten anzugeben. Im Vordergrund des theoretischen Interesses steht die Auseinandersetzung mit der Egozentrismus-Hypothese Piagets. Völzing geht davon aus, daß die Fähigkeit, Handlungen zu begründen und zu erklären, durch und durch sozial ist, weil jede Begründung oder Rechtfertigung das Rekurren auf geteilte Normen oder Wissensbestände ebenso einschließt wie die kommunikative Übernahme der Position des anderen, dem gegenüber die Begründung erfolgt. Hiernach bildet die Fähigkeit zu argumentieren einen idealen Gradmesser für die Sozialisation kindlichen Sprechens und Denkens. Der Autor vertritt einen interpretativ-sozialwissenschaftlichen Ansatz und orientiert sich an den Prinzipien der teilnehmenden Beobachtung. Die zahlreichen Gesprächsbeispiele sind mit Angaben zur Situation versehen und erlauben dem Leser einen unmittelbaren Einblick in die »Werkstatt« des Verfassers.

Im ersten Kapitel wird ein Argumentationsmodell entworfen, das sich auf Toulmin und Habermas stützt. Argumente beziehen sich auf sprachliche oder gegenständliche Handlungen. Sie thematisieren diese und setzen damit voraus, daß die Handlungen in irgendeiner Weise problematisch oder nicht-selbstverständlich geworden sind. Eine Begründungs- oder Rechtfertigungspflicht für Handlungen entsteht nur in kooperativen Handlungszusammenhängen, die nicht durch Macht oder Herkunft durchreguliert sind. Insofern reflektieren Völzings Ergebnisse (nach denen Kinder bereits sehr früh zu argumentieren beginnen) auch einen schichtenspezifisch gewandelten Erziehungsstil, bei dem sich die Eltern und Bezugspersonen gegenüber den Kindern von Anfang an verpflichtet fühlen, die eigenen Handlungen in extenso argumentativ zu untermauern (was keineswegs selbstverständlich ist und für die Zeit und die Umstände, aus denen Piagets Ergebnisse stammen, sicherlich nicht einfach angenommen werden kann). Diesem soziologisch relevanten Tatbestand hätte der Rezensent stärkere Beachtung gewünscht, denn sicherlich lernen nur die Kinder relativ früh und relativ problemlos argumentieren, denen die Norm argumentativ abgestützten Handelns von Anfang an gegenübertritt. Wygotski hat bereits dargetan, daß die von Piaget als »egozentrisch« klassifizierten kindlichen Sprachphänomene (Sprechen ohne dominierende kommunikative Absicht, verkürzt und unverständlich anmutende Äußerungen etc.) einen wichtigen Abschnitt in der Sozialisation des kindlichen Denkens und Handelns ausmachen. Das Kind beginnt dann, die Inhalte der Kommunikation auch in sein individuell-gegenständliches Verhalten hineinzunehmen. Die sprachlich fixierten gesellschaftlichen Haltungen und Inhalte

werden interiorisiert und auch gegenüber dem Selbst geltend gemacht. Im egozentrischen Sprechen kann nur das auftauchen, was kommunikativ erworben wurde. Völlings Befunde flankieren und stützen diesen Gedankengang, indem sie zeigen, wie rasch und mühelos Kinder die ihnen entgegengebrachten Haltungen sich aneignen und produktiv anwenden.

Clemens Knobloch (Bonn)

Valtin, Renate, Udo O.H. Jung und Gerheid Scheerer-Neumann: Legasthenie in Wissenschaft und Unterricht. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1981 (265 S., br., 75,- DM)

Müller, Rolf, und Klaus Peter Schipper: Zwischen Lese-Rechtschreibschwäche und Legasthenie. Verlag Peter D. Lang, Frankfurt/M. 1981 (229 S., br., 45,- sfr.)

Gleich zwei neue Bücher zu einem schon ausführlich, aber offensichtlich unbefriedigend behandelten Problem: Legasthenie. Im ersten Buch setzt sich jeder der drei Autoren zu Beginn seiner Arbeit zunächst kritisch mit den unterschiedlichen Konzepten der Legasthenie und dem bisherigen Forschungsverlauf auseinander: U. Jung wendet sich dem speziellen Problem der rechtschriftlichen Leistungen legasthener Schüler in der Fremdsprache (Englisch) zu und kommt in einer eigenen empirischen Untersuchung (qualitativer Vergleich der Diktatfehler legasthener und nicht-legasthener Schüler) zu der Feststellung, »daß sich die Schriftbilder 'entwickeln'« (82) und daß »Legastheniker ... länger auf unteren Entwicklungsstufen der Orthographie (verharren)« (81). Er schließt mit der berechtigten Forderung, daß die so erwiesene Abstraktionsfähigkeit legasthener Schüler im Fremdsprachenunterricht besser genutzt werden sollte als bisher.

Die Arbeit von R. Valtin »Zur 'Machbarkeit' der Ergebnisse« weist in überflüssiger Ausführlichkeit nach, daß Untersuchungsergebnisse zum Problem »Legasthenie« methodenabhängig sind und je nach Legastheniekriterium und Wahl der Diagnoseinstrumente variieren. Die erschlagende Fülle statistischer Daten und Tabellen macht diesen Aufsatz nicht gerade lesenswert und erscheint in Anbetracht der zusammenfassenden Feststellung, »... die Fehlerunterschiede sind eher quantitativer Art« (161), nachgerade lächerlich. Valtin beschließt ihre Ausführungen mit der Forderung nach einem theoretischen Modell des Leseprozesses, »in dem die einzelnen Teilfertigkeiten identifiziert und ihr Wirkungszusammenhang einsichtig gemacht werden.« (182) Dieser Forderung entspricht G. Scheerer-Neumann mit ihrem Beitrag »Prozeßanalyse der Leseschwäche«. Sie versucht anhand sehr unkomplizierter und einleuchtend dargestellter eigener Untersuchungen die Teilprozesse des Lesens festzustellen, die bei Legasthenikern gestört sind und gelangt zu Ergebnissen, die für die Praxis von größter Bedeutung sein können: nämlich daß die Vorgabe von Segmenten den Legasthenikern den Verarbeitungsprozeß erleichtert und somit ihre Leistungen verbessert werden können.

Der daran anschließende Aufsatz von R. Valtin »Didaktische Maßnahmen zur Verbesserung des Erstunterrichts im Lesen und Schreiben« wirkt nach den sehr interessanten Ausführungen G. Scheerer-Neumanns regelrecht ernüchternd. Nach einer Diskussion der klassischen Leselehrmethoden (synthetisch vs. analytisch), deren Vor- und Nachteile mittlerweile bis zum »Geht-nicht-mehr« behandelt worden sind, wird die »Bunte Fibel« vorgestellt, an deren Ausarbeitung Valtin maßgeblich beteiligt war und die natürlich den geforderten »didaktischen Maßnahmen« Rechnung trägt und eine Optimierung des Erstlese- und Schreibunterrichts ermöglicht.

Sehr viel aufschlußreicher auch für den noch nicht informierten Leser ist die Arbeit von R. Müller und K.P. Schipper »Zwischen Lese-Rechtschreibschwäche und Legasthenie«. An eine sehr gute und ausführliche Aufarbeitung der Fachliteratur schließt sich eine Kritik am bisherigen Theorieansatz an, die ähnlich provokativ ist wie die von Schlee und Sirch und offensichtlich von diesen beiden Autoren beeinflusst ist, sich jedoch nicht in der bloßen Übernahme der Argumente erschöpft, sondern konstruktiv darüber hin-

ausgeht. Ähnlich wie Scheerer-Neumann wenden sich auch Müller und Schipper der Frage zu: »Welche Informationen bleiben für einige potentielle Legastheniker unvermittelt, die bei der Mehrheit der Schüler jedoch ankommen?« (102) Um der Klärung dieser Frage näherzukommen, entwickeln die Autoren ein zweidimensionales Modell, mit Hilfe dessen das Verhältnis von Sprachstruktur und Schriftsystem dargestellt werden kann (113) und kommen so — nach einer ausführlichen und begründeten Kritik an der Rechtschreibdidaktik — zu einer Auffassung über den Zeichenbereich der Orthographie, derzufolge das Schriftsystem nicht (wie die Didaktik annimmt) phonetisch, sondern phonemisch ist. Auf der Basis dieser Erkenntnisse gliedern die Autoren den Prozeß des Erwerbs der Schriftsprache in vier Teilprozesse (Phasen) und können in der Folge Leserechtschreibschwäche (LRS) und Legasthenie als grundsätzlich verschiedene Arten des Versagens definieren, da es sich bei LRS und Legasthenie um Fehlentwicklungen in jeweils unterschiedlichen Phasen des Lernprozesses handelt. Für dieses Ergebnis werden eindrucksvolle Belege geliefert. Zusammenfassend wird der Lernprozeß mit seinen möglichen Störungen und den daraus resultierenden Fehlleistungen in einer Skizze dargestellt (166) und die Konsequenzen dieses neuen Ansatzes für Unterricht, Didaktik und Forschung angesichts LRS und Legasthenie erörtert. Die Autoren schließen ihre Arbeit mit einem Fallbeispiel, in dem die Folgen, die das Etikett »Legastheniker« für den Betroffenen hat, deutlich gemacht werden. Mit Recht stellen sie in ihrer Schlußbetrachtung fest: »Das hier vorgetragene Konzept ist hoffnungsvoll, insofern es davon auszugehen gestattet, daß die Rechtschreibschwäche sowieso, jedoch auch die Legasthenie zurückgedrängt oder verhindert werden kann.« (215) Ihrem eingangs formulierten Anspruch, nämlich »... eine originelle Position insofern zu besetzen, als wir das Problem aus der fachlichen und fachdidaktischen Perspektive der Linguistik her betrachten«, werden die Autoren voll gerecht. Wenn sich jemand über die Probleme der Legasthenie und der LRS umfassend informieren will, kann man ihm dieses Buch wärmstens empfehlen.

Maria Harden (Berlin/West)

Groeben, Norbert: Leserspsychologie: Textverständnis — Textverständlichkeit. Aschen-dorff Verlag, Münster 1982 (359 S., Ln., 36,- DM)

In Abgrenzung von einer Lesepsychologie, die den Erwerb der Lesefähigkeit behandelt, stellt Groeben hier den ersten Teil seines auf zwei Bände angelegten neuen Konzepts vor, das sich der Ausübung und Entwicklung der Lesefähigkeit widmet: der unmittelbaren Textverarbeitung. Der zweite Teil soll Lesemotivation/Leseinteressen und Lektürewirkung behandeln. Textverarbeitung im engeren Sinn wird unter der Doppelperspektive von Textverständnis und Textverständlichkeit vorgestellt. Ersteres meint Textverstehen in Abhängigkeit vom Leser, letzteres in Abhängigkeit von Textmerkmalen selber. Im ersten Kapitel wird *Textverständnis* behandelt als Fähigkeit und als Prozeß. Dabei stehen drei Fragen im Vordergrund: nach den zugrundeliegenden Teilfähigkeiten und ablaufenden sprachlich-kognitiven Prozessen; nach den Testformen zur Messung des Textverständnisses (z.B. Multiple-Choice, Cloze Procedure); und nach Möglichkeiten der Verbesserung des Textverstehens sowohl in quantitativer Hinsicht (z.B. Schnell-Lesen, adaptives Lesen) als auch im qualitativen Sinn (z.B. kritisches Lesen, kreatives Lesen). — Die Komplementärperspektive *Textverständlichkeit* ist Gegenstand des zweiten Kapitels. Dabei wird zunächst der Sonderfall der Verständlichkeit literarischer Texte erörtert. In bezug auf Informationstexte werden anschließend kritisch vorgestellt: Lesbarkeitsformeln; Dimensionen der Verständlichkeit und ausführlich Techniken der Textoptimierung (z.B. Vorstrukturierungen, Lernziele, eingestreute Fragen). — Ein knapper Ausblick thematisiert abschließend Textaufarbeitung als selbstgesteuertes Lernen.

Die Leistung dieses Buches läßt sich in dreifacher Hinsicht markieren: *Erstens* wird hier ein umfassender Forschungsbericht vorgelegt, der die gesamte internationale Litera-

tur zum Problembereich (bis Frühjahr 1981) vorstellt bzw. verarbeitet. *Zweitens* wird, darüber hinausgehend, auch noch ein neues Konzept einer Leserpsychologie entwickelt, dessen Kohärenz — von diesem ersten Band her geurteilt — überzeugt. Fragwürdig erscheint lediglich, daß die Verständlichkeit literarischer Texte als Sonderfall und nur sehr knapp behandelt wird. *Drittens* gelingt es Groeben, sein »zentrales Ziel«, nämlich »die optimale Integration von Praxisorientierung und Grundlagenforschung« (12), tatsächlich auch zu erreichen. Das geht so weit, daß er die Forschungsergebnisse z.B. zur Bedeutung der Vorstrukturierung (»advance organizer«) für die Verständlichkeit von Sachtexten nicht nur referiert, sondern gleich schon in seinem eigenen Buch anwendet. Damit wird eine weitgefächerte und hochkomplexe Materie verblüffend leicht verständlich. Besonders erwähnenswert: Das Buch wurde vom Verlag bestens ausgestattet und ist auch vom Preisniveau her praktisch jedem Leser zuzumuten. Eine ebenso notwendig wie lohnende Lektüre für Lehrer, Studenten, Psychologen, Didaktiker, Literaturwissenschaftler.

Werner Faulstich (Tübingen)

Geschichte

Brandt, Peter, und Reinhard Rürup (Bearb.): Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19. Droste Verlag, Düsseldorf 1980 (= Quellen zur Geschichte der Rätebewegung in Deutschland, Bd.3) (504 S., Ln., 198,- DM)

Die liberalen Traditionen Badens und die reformistische Ausprägung ihrer Sozialdemokratie, deren »Großblock«-Bündnis mit nationalliberalen und linksbürgerlichen Parteien trotz seines Scheiterns 1913 ein praktisch erprobtes Modell für die Integration der SPD in den bestehenden Staat darstellte, erleichterte Ende 1918 den verhältnismäßig reibungslosen Übergang zum parlamentarisch-demokratischen System. Die Rätebewegung verstand sich weitgehend als provisorische Institution und akzeptierte in ihrer Mehrheit die neue Regierung sowie die Verfassung. Dennoch gab es im Rahmen dieses insgesamt friedlichen und gemäßigten Prozesses heftige Auseinandersetzungen um die inhaltliche Ausgestaltung der neuen Ordnung, die die Lektüre dieses Bandes außerordentlich spannend machen. Widerstand gegen die Mehrheitslinie in Rätebewegung und SPD kam zunächst aus den Reihen der Mannheimer Arbeiter, die schon vor dem Krieg die reformistische Richtung bekämpft hatten. In diesem Industriezentrum war das Proletariat am stärksten von ganz Baden konzentriert; es lebte in engem Zusammenhalt und mit eigenständiger Kultur. Den zweiten Ort des Protestes bildete der extreme Gegenpol: Räte aus dem vorwiegend agrarisch geprägten Südbaden zwischen Offenburg und Lörrach mit dezentraler Industrie- und Arbeitersiedlung. Viele Arbeiter betrieben nebenher noch eine landwirtschaftliche Tätigkeit. Nur in geringem Maße organisierten sie sich in der SPD oder in Gewerkschaften. Gerade deshalb scheinen sie in den Räten eine adäquate Organisationsform gefunden zu haben. Gegen deren Auflösung verbanden sich demnach politisch zwei Arbeiter-»Typen«, die ansonsten als unvereinbar gelten: der klassenbewußte, hochorganisierte Typus mit dem halbproletarischen, auf den noch die bäuerliche Mentalität einwirkte. Dies dürfte eine der wichtigsten Erkenntnisse aus dem Band sein und — hoffentlich — den Forschungen über Arbeiterlebensweise und -organisation Impulse geben (XL, LXXIX, CIIIff., 417 u.ö.).

Trotz dieses Zusammenschlusses blieb der Widerstand aufgrund der besonderen sozialökonomischen Struktur — von den Herausgebern treffend analysiert — in der Minderheit. Die SPD erkannte ihre Chance nicht, sich neuen Organisationsformen zu öffnen. Statt dessen tat sie alles, um die Räteorgane wieder zu entmachten. Dies führte zur Radikalisierung der Minderheit: In Mannheim fand Ende Februar 1919 eine »zweite Revolution« statt, die sich allerdings nicht lange halten konnte (CVIIIff., 305ff.). In Süd-

baden hagelte es Proteste, Versuche wurden unternommen, die Weiterexistenz der Räte zu sichern. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß aus dem Freiburger Soldatenrat der einzige selbständige Verfassungsentwurf der gesamten Rätebewegung hervorging. In ihm wurde angestrebt, parlamentarische und Räte-Ideen miteinander zu verbinden: die Gesetzgebung lag gemeinsam bei einem direkt gewählten »Volkshaus« und einem indirekt über Ortsräte, Bezirks- und Kreisversammlungen bestimmten »Rätehaus«, die Exekutivgewalt und die Oberaufsicht über das Justizwesen standen allein den Räten zu (42-43, 116, 291-304). Ein weiteres Beispiel für die Radikalität in Südbaden sei genannt: In dem idyllischen kleinen Schwarzwaldstädtchen Waldkirch im Elztal bildete sich ein äußerst aktiver Arbeiter- und Soldatenrat. Sein Vorsitzender, der Buchdrucker und Gewerkschaftssekretär Friedrich Blome, ging offenbar sehr scharf gegen Bürgermeister, Pfarrer und Zentrum vor; er wurde einer der Sprecher der linken Opposition in der Rätebewegung. Aus Waldkirch kam mit Ludwig Gehry, der vorübergehend den Vorsitz des badischen Landesausschusses der Soldatenräte innehatte, eine weitere profilierte Persönlichkeit (13, 33, 53 u.ö.). Das Verhalten der SPD gegenüber der Minderheit rief tiefe Enttäuschung hervor. Es macht verständlich, warum während der Weimarer Republik die USPD und dann die KPD gerade in Mannheim und Südbaden einen beachtlichen Aufschwung nahmen und der SPD vielfach den Rang abliefen.

Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um auf die Bedeutung dieses — im übrigen vorzüglich edierten — Bandes aufmerksam zu machen. Auf dem Hintergrund einer sorgfältigen Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Badens seit der Bildung des Großherzogtums werden nicht nur wichtige Quellen zur regionalen Differenzierung des Revolutionsprozesses vorgelegt, sondern auch zu Bewußtsein, Verhalten und Organisation der Arbeiterbewegung, teilweise sogar darüber hinaus von bäuerlichen und bürgerlichen Kreisen.

Heiko Haumann (Freiburg i.Br.)

Klemm, Bernd (Hrsg.): »... durch polizeiliches Einschreiten wurde dem Unfug ein Ende gemacht.« Geheime Berichte der politischen Polizei Hessen über Linke und Rechte in Offenbach 1923-1930. Mit zwei Nachworten von Eike Hennig und Hartmann Wunderer. Campus Verlag, Frankfurt/New York, und Saalbau Verlag, Offenbach 1982 (432 S., br., 48,- DM)

Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung in zwei unversöhnliche Lager hat eine enorme und häufig diskutierte Bedeutung für das Ende der Weimarer Republik. Gab es alternative Möglichkeiten gegenüber einer starren Dichotomie von sozialdemokratischer Legalstrategie und kommunistischem Revolutionarismus? Vor allem diese Frage ist es, die das »rote Offenbach« besonders interessant macht, existierte doch hier seit 1928 eine spezifische Dreiteilung der politischen Arbeiterbewegung in Sozialdemokraten, Kommunisten und »Rechts«kommunisten bzw. Linkssozialisten. Die geheimen Lageberichte der politischen Polizei von 1923-1930 geben insbesondere über die Genese dieses Phänomens Aufschluß. Aus lokalbezogenem Blickwinkel ist nachzuvollziehen, welche »großen« Themen eigentlich »unten« ankamen, was die konkrete lokale Interessenpolitik bestimmte, wobei Wunderer in einem Nachwort verdeutlicht, daß die »Polizeiperspektive« (358) ein spezielles Erkenntnisinteresse implizierte und nicht mit Geschichte von »unten« gleichgesetzt werden darf. Zwei Drittel aller Texte beziehen sich auf die kommunistische Arbeiterbewegung, vereinzelt wird aber auch über Anarcho-Syndikalisten, Freidenker u.a. berichtet. Die angegebenen Teilnehmerzahlen der jeweiligen Versammlungen ermöglichen vorsichtige Antworten auf die Frage nach der Resonanz verschiedener Themen. »Die Offenbacher KPD hat wohl noch nie eine ähnlich wirksame Propagandaversammlung abgehalten.« (105) Das Thema war die Berichterstattung einer Arbeiterdelegation über Rußland im September 1925 vor 1500 Besuchern. Großes Interesse (600 Teilnehmer) fand eine Veranstaltung des KPD-Arbeiterbildungsausschusses im April

1928 über »Geschlecht und Liebe« mit Max Hodann (196; ihm hat Peter Weiß in seiner »Ästhetik des Widerstands« ein Denkmal gesetzt). Einen Vortrag des Anarchisten Rudolf Rocker über Gorki wollten immerhin etwa 100 Leute hören (197). Für die späteren unversöhnlichen Gegensätze innerhalb der kommunistischen Bewegung sind die vorausgehenden Querelen zwischen KPD und Rotfrontkämpferbund (vgl. 95f., 120, 145f. u.ö.) offenbar eine wesentliche Quelle. Der Wehrverband der KPD, den die Partei kaum unter Kontrolle halten konnte, war als Sammelbecken ungeduldiger Aktivisten anzusehen, die mehr von Waffenübungen als von Gewerkschaftsarbeit oder gar marxistischer Theorie hielten. Nach verschiedenem Ab und Auf 1923-1925 (84ff.) hatte sich 1925/26 innerhalb der Offenbacher KPD endgültig der »rechte« realistische Flügel mit einer erfolgreichen flexiblen Kommunalpolitik (110ff.) und beharrlicher Arbeit in den ADGB-Gewerkschaften (193ff.) durchgesetzt. Vor allem der Vorsitzende des Sattler-, Tapezierer- und Portefeuilerverbandes, Heinrich Galm, der im Polizeibericht als »sehr befähigter und geschickter Agitator« (189) immer wieder Erwähnung findet, galt als Protagonist dieser Orientierung. Nach der im Reichsmaßstab numerisch unbedeutenden Abspaltung der KPO von der KPD sammelte sich die Mehrheit der Offenbacher Kommunisten hinter Galm, der Ortsvorsitzender der KPO wurde. In allen Politikfeldern bekämpfte man sich fortan erbittert (215ff.), bis hin zur Titulierung der KPO als »faschistischer Partei« (311). Auf der anderen Seite lehnte aber auch die Sozialdemokratie jedes kommunalpolitische Zusammengehen mit der KPO strikt ab, obwohl diese 1929/30 eine Ausnutzung der »Roten Mehrheit« (284f., 352) immer wieder propagierte. Leider bricht die Überlieferung der Polizeiberichte Mitte 1930 ab, so daß die spätere Überführung der KPO in die SAP in Offenbach sowie der erneute Aufstieg der KPD seit 1930 nicht mehr erfaßt werden.

Die Rahmenbedingungen der Offenbacher Arbeiterbewegung in den 20er Jahren — Strukturkrise der Lederwarenindustrie, überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit — sowie die Besonderheiten der politischen Arbeiterbewegung werden in einer Einführung von Klemm anschaulich und detailliert aufgezeigt und sind insgesamt eine gute Hilfe für das Verständnis der Texte.

Die Tatsache, daß vom Umfang her und inhaltlich fast nur über die links von der SPD stehende Arbeiterbewegung, aber kaum über den Rechtsradikalismus berichtet wird (Hennig hat das Wenige in einem gesonderten Nachwort zusammengefaßt), war symptomatisch für die »Ausgewogenheit« der polizeilichen Bekämpfung des »Radikalismus von links und rechts« selbst dort, wo Sozialdemokraten Einfluß besaßen, wie im Volksstaat Hessen. Der Untertitel der gelungenen Edition ist diesbezüglich etwas irreführend.

Axel Schildt (Hamburg)

Siggemann, Jürgen: Die kasernierte Polizei und das Problem der inneren Sicherheit in der Weimarer Republik. Verlag Rita G. Fischer, Frankfurt/M. 1980
(262 S., br., 34,- DM)

Die Studie untersucht Pläne und praktische Versuche maßgeblicher Politiker, Polizeibeamter und Militärs der Weimarer Republik für ein innerstaatliches Sicherheitssystem, das aber letztlich den Angriffen des Faschismus nicht widerstand. Die zur Verteidigung des republikanischen Staates bestimmten Organe wurden nicht selten zu »Totengräbern« der Weimarer Republik umfunktioniert. So konnte die kasernierte Polizei der Weimarer Republik nach der Errichtung der Hitler-Diktatur schließlich 1935 in der faschistischen Wehrmacht aufgehen.

Die bisherigen Darstellungen zur Geschichte der Polizei der Weimarer Republik weisen noch erhebliche Lücken auf. Insbesondere die hier schwerpunktmäßig angesprochenen Neuerungen der Polizeiorganisationen unter dem speziellen Gesichtspunkt des plötzlich notwendig erscheinenden »geschlossenen Einsatzes gegen Umsturzbewegungen

im Innern des Landes« war bisher noch niemals eigenständiger Forschungsgegenstand. Umfangreiche Bestände verschiedener Archive wurden bisher zu diesem speziellen Thema nicht bearbeitet. Der Autor stützt seine Aussagen vorrangig auf Akten des Staatsarchivs Freiburg, insbesondere auf den dort befindlichen umfangreichen Nachlaß des damaligen badischen Polizeiobersten Blankenhorn. Grundlage seiner Studie sind außerdem gedruckte Quellen (z.B. Gesetze, Verordnungen, amtliche Verlautbarungen, Erinnerungsberichte u.a.m.).

Siggemann gelingt eine informative Darstellung. Selbst wenn er nur selten aus dem Material fundierte Schlüsse zieht und die Entwicklung der Polizei höchst ungenügend aus den allgemeinen gesellschaftlichen Zusammenhängen ableitet, ist die faktologische Aufarbeitung bisher weitgehend ungenutzter Quellen für die Geschichtswissenschaft ein Gewinn.

Wenig Informationsgehalt bringt jedoch das erste Kapitel (1-78). Die sich unter den Bedingungen der Novemberrevolution und der Weimarer Republik formierenden »Sicherheitsorgane« (Freikorps, Zeitfreiwilligenverbände, Einwohner- und Bürgerwehren), sämtlich von Offizieren der alten kaiserlichen Armee maßgeblich bestimmt, werden vom Autor als »Stabilisierungsfaktoren des jungen Staatswesens« (77) gesehen. Er rechtfertigt die Haltung führender Sozialdemokraten, die ihre Anhänger zum Eintritt in die Einwohnerwehren aufforderten und diese als Schutztruppe der als »Volksstaat« deklarierten Weimarer Republik ausgaben.

Interessanter ist das zweite Kapitel (79-150). Es gestattet einen Einblick in die Entstehungsgeschichte der von reaktionären Militärs gelenkten »Sicherheitspolizei« und gibt Auskunft über ihren Aufbau, die Gliederung, Struktur, Stärke, Ausbildung, Art der Ausrüstung u.a.m. Er vermittelt interessante Details über das Rivalitätsdenken verschiedener Kräfte der Reichswehr und der Polizei und zeichnet ein Bild von den regionalen Besonderheiten und unterschiedlichen militärpolitischen Überlegungen verantwortlicher Offiziere.

Der Autor verdeutlicht schließlich das Verhalten maßgeblicher Polizeioffiziere während des Kapp-Putsches. Ein Teil sympathisierte oder unterstützte die Meuterer offen, andere verhielten sich abwartend. In keinem Fall setzte sich jedoch die »Sicherheitspolizei« zur Verteidigung der Republik gegen die Kapp-Putschisten in Bewegung. Bereitwillig bekämpfte sie jedoch die Rote Ruhrarmee. Die sozialdemokratischen Politiker beabsichtigten, den Charakter der Polizei durch Reformen zu verändern und schrittweise dem bürgerlich-parlamentarischen System anzupassen. Der Autor hat allerdings unzureichend untersucht, warum dieser Plan scheiterte.

Das dritte (151-180) und vierte Kapitel (181-208) zeigen den Einfluß der Entente auf die weitere Entwicklung der deutschen Polizeitruppen während der ersten Hälfte der zwanziger Jahre. Sie verdeutlichen jene Gründe, die zur Auflösung der »Sicherheitspolizei« bzw. zum Ausbau der »Schutzpolizei« führten. Interessante Einzelheiten geben Aufschluß über das Verlangen einiger Interessenvertreter des deutschen Imperialismus, die militärischen Beschränkungen durch den Versailler Vertrag auch mit der »Sicherheitspolizei« zu unterwandern.

Leider beschränkte sich der Autor auf Untersuchungen der ersten sieben Jahre des Weimarer Staates. Fragwürdig erscheint sein Versuch, im fünften Kapitel (209-211) auf ganzen zweieinviertel Seiten das Ende der Weimarer Polizei bzw. ihr Hinübergleiten in die faschistische Ära aufzuzeigen.

Helga Gotschlich (Berlin/DDR)

Linse, Ulrich: Die entschiedene Jugend: 1919-1921. Deutschlands erste revolutionäre Schüler- und Studentenbewegung. dipa-Verlag, Frankfurt/M. 1981 (283 S., br., 39,80 DM) Die »Entschiedene Jugend« (EJ) war ein Teil der bürgerlichen Jugendbewegung in Deutschland, welche sich in den Jahren nach 1900 zunächst um den 1901 gegründeten

Verein »Wandervogel — Ausschuß für Schülerfahrten« gruppierte. Die ursprünglichen Motive der Wandervogel-Bewegung: Wandern in Jugendgruppen als kulturelle Alternative und Versuch, jugendgeprägte Freizeitaktivitäten dem von Erwachsenen dominierten Alltag entgegenzustellen, waren durchaus noch unpolitisch und eher den lebensreformistischen Bewegungen um die Jahrhundertwende zuzuordnen. Etwa zeitgleich mit dem Freideutschen Jugendtag auf dem Hohen Meißner 1913, auf dem die bürgerliche Jugendbewegung ihrer Forderung nach jugendlich-selbstverantworteter Lebensgestaltung demonstrativen Ausdruck verlieh, setzt die Geschichte der EJ ein, der es auf dem linken Flügel der Jugendbewegung darum ging, die politisch-pädagogischen Konsequenzen aus dem auf dem Hohen Meißner geforderten Selbstverständnis zu ziehen.

Linse rekonstruiert anhand von Quellenstudien und Befragungen von Zeitzeugen die Entstehungsgeschichte und das schließliche Scheitern der EJ beim Versuch, ihre Vorstellungen selbstbestimmter Jugendarbeit in die Institution Schule hineinzutragen. Die EJ, gruppiert um die Zeitschrift »Der Anfang«, stand zunächst unter dem maßgeblichen Einfluß von Gustav Wyneken, einem Pädagogen auf dem linken Flügel der Jugendbewegung. In der von Wyneken 1910 gegründeten »Schulgemeinde Wickersdorf« waren schon einige Punkte erprobt und realisiert worden, die später zu den Forderungen der EJ gehörten. Wynekens Konzeption der »Jugendkultur« kritisierte die »Aktiengesellschafts- und Handelskompaniegesinnung« der wilhelminischen Schule, ihre bloß instrumentelle Vernunft und die Reduktion von Bildung auf die Technik zweckrationalen Handelns. Dem stellte die Wickersdorfer Schulgemeinde einen »Humanismus der Tat« gegenüber, bei dem die Schüler selbstbestimmtes Lernen erproben sollten und vor allem durch künstlerisch-musische Erziehung humanistische, unmittelbar zweckfreie Bildungsinhalte kennenlernen sollten. Wyneken beharrte auf parteipolitischer Unabhängigkeit zugunsten jugendlicher Autonomie: »Die Vertreter der 'Freien Schulgemeinde' aber mögen nie vergessen, daß ihnen die Aufgabe geworden ist, den Gedanken der Kulturschule über eine kritische, ja chaotische Zeit hinüberzueretten. Diese Aufgabe ist nicht leicht, von rechts sieht die Staatsgewalt die 'Freie Schulgemeinde' mit Mißtrauen an, weil sie nicht einen falschen, gedankenlosen Konservatismus mitmacht, sondern einzig und allein der Wahrheit dienen will, von links sucht die politisch kämpfende Masse uns das Banner ihrer Parteibegriffe in die Hand zu drücken. Von rechts droht die äußere, von links die innere Gefahr« (21), schrieb Wyneken.

In den Revolutionstagen 1918/19 mußte die EJ auch politische Farbe bekennen. Wyneken selbst wurde für kurze Zeit Beirat im preußischen Kultusministerium, seine Forderungen nach mehr Mitsprachemöglichkeiten der Schüler scheiterten jedoch am Widerstand der konservativen Bürokratie und der bürgerlichen Elternhäuser. Die EJ als soziale Protestbewegung fand nicht die Unterstützung der Freideutschen und gründete im August 1919 den »Zentralrat der Entschiedenen Jugend«. Bis Ende 1921 pendelte die EJ zwischen bewußtseinsrevolutionär-gefühlsozialistischer Programmatik und dem Bündnis mit der Kommunistischen Arbeiterjugend. Die Jugendorganisation der KPD folgte der beim 3. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale ausgegebenen Parole »Heran an die Massen« und war in der Parteiorganisation abhängig und diszipliniert von der Parteiführung. Die Selbstauflösung der EJ und der Beitritt eines Teils der Anhängerschaft zur kommunistischen Arbeiterjugend bedeutete somit zwar die Aussicht auf politisch wirksame Handlungsmöglichkeiten und das Bewußtsein des politischen Avantgardismus, war aber auf der anderen Seite der bewußte Verzicht auf die zentrale Forderung der Jugendbewegung nach einer eigenständigen selbstbestimmten Jugendkultur: »So enthüllt sich das tragische Schauspiel einer Elite bürgerlicher Jugend, die — geprägt durch Schützengraben, Revolution und Inflation — in bisher nie geahnter Weise zur Kooperation mit der Arbeiterschaft bereit war, jedoch durch die Ungunst der Umstände daran gehindert war, einen selbständigen Part in einer solchen Verbindung zu

spielen.« (135) — Kritisch hinzuweisen bei Linses ansonsten überzeugender Darstellung ist die Beschränkung auf die Mittel traditioneller Organisationsgeschichtsschreibung: Tagungen, Beschlüsse und Programme stehen viel zu sehr im Vordergrund, während die Eckpfeiler politischer Lernprozesse, wie Alltagshandeln, Auseinandersetzungen mit und Reaktionen von Institutionen und bürgerlicher Öffentlichkeit, zu wenig Berücksichtigung finden.

Hans-Gerd Jaschke (Frankfurt/M.)

Cancik, Hubert (Hrsg.): Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik. Patmos Verlag, Düsseldorf 1982 (312 S., br., 48,- DM)

»Weimar« ist zur Metapher der Krise geworden, als apokalyptische Vision jenseits der »Hamburger Verhältnisse«. Kaum eine »Analyse« der gegenwärtigen politischen Landschaft aus der Perspektive der »staatstragenden« Parteien, die sich die Chance einer Beschwörung dieser Vision entgehen ließe. Die Parallelen sind oberflächlich durchaus einladend und ermutigen gerade die Vertreter größerer Mehrheiten zur Warnung vor den jeweils kleineren. Weimar, das Vorspiel des deutschen Faschismus, den nachträglich keiner gewollt hat, ungeliebte Republik ohne FDGO-Appel. Das Wiederaufleben der Traumata jener Zeit hat, angesichts des Offenbarwerdens von längst totgehoffter Mobilität der Demokratie, wieder Konjunktur. Die geistige Verfassung dieser Zeit erfreut sich — immerhin lebt man ja wieder in einer Zeit »kultureller Entartung« (Strauß) — größten Interesses.

Ein Band, der in dieser Situation unter dem Titel »Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik« erscheint, schlägt also in eine aktuelle politische, wenn man so will, geistesgeschichtliche Kerbe. Gerade deshalb aber wird er sich nach einem kritischen Konzept seiner Darstellung befragen lassen müssen. Vor dem Hintergrund einer allgegenwärtigen Instrumentalisierung dieses Abschnittes deutscher Geschichte wäre es zumindest fragwürdig, sich unkritisch auf den verschwommenen Begriffshintergrund »Weimar« zu verlassen. So betrachtet, verspricht der Titel mehr, als das von H. Cancik herausgegebene Buch zu halten bereit ist. Es vereinigt 13 Vorträge einer Tübinger Vorlesungsreihe zum gleichen Thema sowie eine Einleitung des Herausgebers: *W. Dirks*: »Das Defizit des deutschen Katholizismus in Weltbild, Zeitbewußtsein und politischer Theorie«; *F. Heer*: »Weimar — ein religiöser und weltanschaulicher Leerraum«; *H. Mayer*: »Thomas Manns 'Zauberberg' als Roman der Weimarer Republik«; *G. Kehrer*: »Soziale Klassen und Religion in der Weimarer Republik«; *W. Mogge*: »Religiöse Vorstellungen in der deutschen Jugendbewegung«; *D. Schellong*: »'Ein gefährlichster Augenblick'. Zur Lage der evangelischen Theologie am Ausgang der Weimarer Zeit«; *R. Faber*: »Politischer Katholizismus. Die Bewegung von Maria Laach«; *E. Hieronimus*: »Zur Religiosität der völkischen Bewegung«; *H. Cancik*: »'Neuheiden' und totaler Staat. Völkische Religion am Ende der Weimarer Republik«; *H. Bausinger*: »Zwischen Grün und Braun. Volkstumsideologie und Heimatpflege nach dem Ersten Weltkrieg«; *H. Fahrenbach*: »Die Weimarer Zeit im Spiegel ihrer Philosophie. Philosophie, Zeitanalyse und Politik«; *R. Flasche*: »Religionsmodelle und Erkenntnisprinzipien der Religionswissenschaft in der Weimarer Zeit«; *W. Wutke-Groneberg*: »'Kraft im Schlagen — Kraft im Ertragen!' Medizinische Reformbewegung und Krise der Schulmedizin in der Weimarer Republik«.

Gleich in der Einleitung des Herausgebers (»Erbschaft jener Zeit«, 8-13) werden fast alle diejenigen Erwartungen enttäuscht, die sich an den Titel des »Werkes« (Klappentext) knüpfen. Ausdrücklich ausgeklammert sind: Freireligiöse Bewegungen, Freidenker, Atheisten, Militarismus. Es fehlen auch, ohne daß eigens darauf hingewiesen würde, eine Geschichte der politischen Parteien und eine Darstellung etwa der Massenkultur, die doch wohl im Rahmen einer »Religions- und Geistesgeschichte« nicht fehlt am Platze wären (»Kultur« findet ohnehin nur in Form eines Romans von Thomas Mann

statt). Für die »Religionsgeschichte« wird eine Beschränkung auf die bürgerlich akademische Religiosität zwar festgestellt, nicht aber begründet. »Geistesgeschichte« muß in diesem Buch offenbar gelesen werden als Geschichte der Wissenschaften (»Wissenschaften« lautet die Überschrift des Abschnittes, in dem die letzten vier Vorträge zusammengefaßt sind).

Eine Besprechung des Bandes stößt zunächst auf die Schwierigkeit, daß die Verschiedenheit der Beiträge, das Fehlen eines erkennbaren gemeinsamen Konzeptes es unmöglich machen, eine pauschale Bewertung vorzunehmen. Neben instruktiven Beiträgen — hier sollen ganz besonders diejenigen von D. Schellong und H. Fahrenbach hervorgehoben werden — stehen Beiträge, die ihre Aufnahme offensichtlich in erster Linie dem Namen des Redners/Autors verdanken — so etwa H. Mayers Interpretation des »Zauberbergs«. Die Spanne der Einschätzungen und Positionen reicht von G. Kehrers Diagnose des Faschismus als einem Eingeständnis der Schwäche des Kapitals (»Mangel an Glauben an die eigene Kraft«, 88) über Dirks' Tadel des deutschen Katholizismus, der aufgrund des Erbes der »Neuscholastik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts« (29) politisch versagt habe, bis zu F. Heers ausdrücklichem Bekenntnis zur BRD: »Bonn ist nicht Weimar: Gott sei Dank besser, den vielen Menschen sei Dank, die den Staat Bundesrepublik Deutschland geschaffen und zu einem der reichsten, wohlhabendsten Staaten dieser Erde aufgebaut haben: einem Rechtsstaat, wie ich hier ausdrücklich betonen möchte.« (47) Die verschiedenen Einzeluntersuchungen, die sich anschließen, kommen dann nicht mehr zu so »profunden« Einsichten.

Hier liegt vielleicht auch eine Stärke dieses — im Ganzen eher überflüssigen — Buches; die Darstellungen mehr oder weniger stark eingegrenzter Themenkreise sind in der Regel sehr anregend. *Nur* in ihrer Zusammenhangslosigkeit sind sie eben *keine* »Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik«, es fehlt ein gemeinsames Konzept, auf dessen Grundlage jeder Einzelaspekt einen relativierenden Bezug zum Ganzen erhalten könnte. Durch diesen nicht unbedingt den Autoren anzulastenden Umstand entsteht zu oft der Eindruck, als sei jeder der gewählten Gesichtspunkte *für sich* eine Darstellung *des* geistigen Klimas der Weimarer Republik. Das fast vollständige Fehlen der politischen Dimension, für das G. Kehrers soziologische Ausführungen bzw. F. Heers und W. Dirks' politische Memoiren schwerlich ein Ersatz sein können, lassen schließlich den Faschismus leichtfertig als ein Ergebnis der religiösen und kulturellen Defizite erscheinen, auch wenn das nicht die Absicht der einzelnen Verfasser sein sollte.

Ralph Möllers und Joachim von Soosten (Marburg)

Über die Autoren

A.: = Arbeitsgebiete; V.: = Veröffentlichungen

Albrecht, Herbert, M.A., geb. 1952; A.: Sozialphilosophie.

Amrain, Susanne, Dr.phil., geb. 1943; Studium der Anglistik/Germanistik. A.: Englische Literatur des 19. Jahrhunderts.

Bayer, Osvaldo; argentinischer Journalist und Historiker, lebt seit 1976 im Exil in der BRD. Wichtigstes Werk: *La Patagonia trágica*, Drehbuch für den Film *La Patagonia rebelde*.

Bien, Helmut M., geb. 1957; Studium der Pädagogik; freier Journalist bei Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunk. A.: Faschismustheorie, Schultheorie, Architektur. Mitglied in SPD, NGBK, Kulturpolitische Gesellschaft, RFFU.

Bieniek, Wilfried; Arzt (Neurophysiologie). Mitglied der ÖTV.

Brückner, Jutta; Filmemacherin.

Faulstich, Werner, Dr.phil.habil., geb. 1946; Privatdozent, z.Zt. Heisenberg-Stipendiat an der Universität Tübingen. V.: *Ästhetik des Fernsehens* (1982), *Medienästhetik und Mediengeschichte* (1982), *Vom Rock'n'Roll bis Bob Dylan. Tübinger Vorlesungen zur Rockgeschichte, Teil I: 1955-1963* (1983), *Bestandsaufnahme Bestseller-Forschung* (1983).

Forstbauer, Hannelore, geb. 1942; Studium der Linguistik, Germanistik, Pädagogik, bis 1980 im Schuldienst, z. Zt. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Berlin. V.: »Wir sprechen, wir schreiben, wir lesen« (Mitverf., 1980), *Sprachbuch für die Klassen 1-4* (Mitverf., 1980); »Lese-runde« (Mitverf., 1981) *Lesebuch für die Klassen 1-4* (Mitverf., 1981). A.: Sprach- und Literaturdidaktik.

Fox-Genovese, Elizabeth; lehrt Geschichte an der Univ. Rochester; Mithrsg. der *Partisan Review*. V.: *The Origin of Physiocracy* (1976); Aufsätze in *Sings* und *Radical History Review*. A.: Frauengeschichtsforschung.

Harden, Maria, geb. 1954; Dipl.-Pädagogin, Doktorandin an der FU Berlin, Sprachtherapeutin.

Hartog, Jennifer, M.A., geb. 1953; wiss. Mitarbeiterin an der Univ. Ulm (DFG-Projekt über Ärzte/Patienten-Kommunikation). A.: Diskursanalyse, Soziolinguistik, Frauensprache.

Haug, Frigga, Dr.phil.habil., geb. 1937; wiss. Mitarbeiterin an d. Hochschule f. Wirtschaft u. Politik Hamburg; Hrsg. d. *Argument*, Mitglied der Frauenredaktion. V.: *Argument-Sonderbände zur Automationsforschung* 7, 19, 31, 43, 55, 67 (zus. mit Projekt Automation und Qualifikation, 1975ff.); *Frauenformen*, AS 45 (Hrsg., 1980), AS 90 (Hrsg., 1983). Mitglied in BdWi, ÖTV und SFB Westberlin und Hamburg.

Haug, Wolfgang Fritz, Prof.Dr.phil., geb. 1936; lehrt Philosophie an der FU Berlin; Herausgeber des *Argument*. V.: *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (21976); *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1979); *Zeitungsroman* (1980); *Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur (I)* (1980). Mitglied in GEW, BdWi.

Hauemann, Heiko, Dr., geb. 1945; Privatdozent am Hist. Seminar der Univ. Freiburg. V.: *Arbeiteralltag in Stadt und Land*, AS 94 (Hrsg., 1982); *Kapitalismus im zaristischen Staat* (1979). A. Russische und sowjetische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; Vergleichende Regionalgeschichte. Mitglied in GEW, BdWi.

Hauser, Kornelia, geb. 1954; Soziologie-Studium, Doktorandin. Mitarbeit an: *Frauenformen* (Argument-Sonderband AS 45, 1980). A.: Frauenbewegung; Arbeiterbewegung; Sexualität und Herrschaft. Mitglied im Sozialistischen Frauenbund Hamburg.

Held, Jutta, Prof.Dr.phil.; Hochschullehrerin an der Universität Osnabrück. A.: Kunstgeschichte 17.-20. Jahrhundert.

Hinz, Manfred, geb. 1952; Dipl.rer.pol., A.: Politik im deutschen Idealismus; Bündnis avantgardistischer Kunst und reaktionärer Politik in Italien.

Jäger, Michael, Dr.phil., geb. 1946; z.Zt. arbeitslos. V.: *Ökonomie und Politik des sozialliberalen Korporatismus*, AS 51 (1980); *Über Macht und Parteien*, AS 91 (1983). Mitglied der GEW.

Jaschke, Hans-G., geb. 1952; wiss. Mitarbeiter und Doktorand am FB Gesellschaftswissenschaft der Univ. Frankfurt/M. A. Geschichte sozialer Bewegungen, Faschismus, Rechtsextremismus.

- Kaldor, Mary, Dr.**, geb. 1946; wiss. Mitarbeiterin, SPRU, Univ. of Sussex. V.: *The Disintegrating West* (1978); *Rüstungsbarock* (1981). A.: Rüstungs- und Abrüstungspolitik.
- Knobloch, Clemens, Dr.phil.**, geb. 1951; wiss. Ass. an der GHS Siegen. V.: *Orientierung und Koordination* (1980). A.: Sprache und Kommunikation, Sprachpsychologie, dt. Grammatik. Mitglied in GEW und BdWi.
- Konersmann, Ralf**, geb. 1955; Studienreferendar und Doktorand. A.: Philosophie der Subjektivität. Mitarbeit in der Wissenschaftsladen-Initiative Münster, Mitglied der GEW.
- Michels, Hans-Peter**, geb. 1956; Dipl. Psychologe; z. Zt. arbeitslos. A.: Kognitive Psychologie, Arbeitspsychologie. Mitglied im BdWi.
- Möllers, Ralph**, geb. 1956; Studium der Germanistik/Theologie. V.: *Arbeit — Empirie — Apokalypse* (zus. mit G. Caffentzis u. H. Widmer, 1982). A.: Literatur und Mythos, Sozialethik.
- Noll, Monika**, geb. 1942; Doktorandin der Romanistik. A.: Literatur und Faschismus; bürgerliche Triebtheorien in der Literatur.
- Rodejohann, Jo**, geb. 1947; Dipl.-Pol., Friedensforscher und freier Publizist. A.: Rüstungs- und Abrüstungspolitik.
- Sölle, Dorothee**, geb. 1929; lebt in Hamburg als Schriftstellerin und hat seit 1975 eine Professur am Union Theological Seminary, New York. V.: *Sympathie* (1978); *Im Hause des Menschenfressers* (1981).
- Soosten, Joachim v.**, geb. 1957; Studium der Theologie/Sociologie. A.: Philosophie der Brüche.
- Schildt, Axel, Dr.phil.**, geb. 1951; Lehrbeauftragter an der Hochschule für Wirtschaft und Politik an der Fachhochschule Hamburg. V.: *Militärdiktatur mit Massenbasis* (1981); Aufsätze zu Faschismus, Weimarer Republik, Arbeiterbewegung, 50er Jahre Bundesrepublik.
- Schneider, Michael**, geb. 1954; z. Zt. Privatschullehrer. V.: *Geschichte als Gestalt* (1980). A.: Literatur der Neuzeit; Ästhetik; Methodologie.
- Schneuwly, Bernhard**, geb. 1953; Doktorand, Ass. an der Univ. Genf. Arbeitsgebiete: Sprachentwicklung, Sprachunterricht.
- Schöttker, Detlev**, geb. 1954; Doktorand, z.Zt. wiss. Mitarbeiter an der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel. V. zur Literaturgeschichte.
- Schrader, Gerd**, geb. 1950; Doktorand. Thema: Die Essayistik Th.W. Adornos.
- Tjaden, Karl Hermann, Prof.Dr.phil.**, Hochschullehrer in der Ingenieursausbildung an der GHS Kassel. V.: *Struktur und Funktion der KPD-Opportunisten (KPO)* (31983); *Industrielle Arbeitnehmer im Schwalm-Eder-Kreis* (Mitverf., 1980). A.: Regionalforschung, Theorie gesellschaftlicher Entwicklung. Mitglied in GEW und BdWi.
- Tjaden-Steinhauer, Margarete, Prof.Dr.phil.**, geb. 1936; Hochschullehrerin in der Sozialarbeiterausbildung. V.: *Klassenverhältnisse im Spätkapitalismus* (Mitverf., 1973); *Das Gesellschaftsbewußtsein der Arbeiter* (1975). A.: Sozialstrukturanalyse, Sozialpolitik, Gesellschaftliches Bewußtsein. Mitglied in GEW und BdWi.
- Tropp, Marlies, M.A.** Germanistik, Politik; Studienreferendarin. A.: Deutsche Literaturwissenschaft, ästhetische Theorie, Frauenliteratur.
- Tuguntke, Jörg**, geb. 1948; Dozent an der VHS Berlin. A.: Hermeneutik, Ideologietheorie.
- Winkler, Michael, Dr.phil.**, geb. 1953; wiss. Mitarbeiter an der Univ. Erlangen. V.: *Geschichte und Identität* (1979); *Stichworte zur Antipädagogik* (1982). A.: Sozialpädagogik, Geschichte und Theorie der Pädagogik, Handlungstheorie. Mitglied der GEW.
- Zielinski, Siegfried, M.A.**, geb. 1951; wiss. Mitarbeiter an der TU Berlin. V.: *Veit Harlan* (1981), *Holocaust zur Unterhaltung* (zus. mit F. Knilli, 1982); *Jud Süß« Studien I* (zus. mit F. Knilli, 1982). A.: Geschichte der Massenmedien; soziokulturelle Zusammenhänge von Medien-Techniken.

b:e betrifft:
erziehung

9 '83

I. v. Heiseler: »Er tanzt aus der Reihe«
N. Hilbig: Non-direktive Pädagogik —
Trotz Schule lernen
P. Schmidt-Walther: Grün hat gesiegt.
Der Klassenkampf der Achten

Praxis

R. Portmann: Lehrergruppe als Methode

Bücher

O. Lafontaine über R. Jungk: »Men-
schenleben. Der Aufstand gegen das Un-
erträgliche«.

b:e-Gespräch

mit H.-E. Richter: »Aus kleinen Nadelsti-
chen wird mehr und mehr ein großer
Druck«

10 '83

Autorengruppe: Computer und Bildung
— Die Schule schläft

Praxis

J. Grell: Wie ich mit mir selbst umgehe

b:e-Gespräch

mit E. Fried: »Ich gebe die Hoffnung
nicht ohne weiteres auf«

b:e-extra

Pädagogik für Ausländerkinder

16. Jg. 1983

links
Sozialistische Zeitung

7/8 '83

Kommentare

L. Lodovico: Mythos Generalstreik
Volksbefragung zur Raketenstationierung
E. Senghaas-Knobloch: Worum geht es
bei der Volksbefragung?

Sozialismus am Mittelmeer?

G. Ziebura: »Sozialismus à la méditerranéenne«?
C. Leggewie: Frankreich: Eine Taube
macht noch keinen Frieden
M. Vester: Die portugiesische Agrarrevolu-
tion
R. Staudhammer: Mit den Massen: Schö-
nen Urlaub!

Deutsche Zustände

E. Altvater: Was tun nach der »Wende«?
Kongreß Leben und Arbeiten in Hessen
C.W. Macke: Wie halten wir's mit dem
Kirchentag?
W. Korngiebel: Zum Ende der »alternati-
ve«
P. Brandt: Opposition gegen die Nazis

Internationales

U. Menzel: Modernisierung und Außen-
politik in China
E. v. Oertzen: Militärdiktatur in Peru?
15. Jg. 1983

Erscheint monatlich im Beltz Verlag, Postfach 1120,
6940 Weinheim - Einzelheft DM 6,-; Jahresabo DM
62,-; für Studenten und Referendare ermäßigter Preis
DM 52,- (Studienbescheinigung bzw. einfache Erklä-
rung beilegen); jeweils plus Versandkosten. Referen-
dar-Angebot befristet auf zwei Jahre.

Herausgeber- und Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe So-
zialistisches Büro, Postfach 591, Ludwigstr. 33, 6050 Of-
fenbach 4. Redaktion: N. Apostolidou, H. Burgwinkel,
M. Brumlik, D. Diner, R. Detobel, D. Clausen, J. Es-
ser, H. Grün, J. Hirsch, J. Huhn (presserechtlich verant-
wortlich), J. Klein, P. Lindloff, D. Maier, L. Lodovico,
R. Pusch, F. Schneider, B. Sughoff, R. Roth. — Er-
scheinungsweise monatlich. Einzelexemplar DM 3,-,
Jahresabo DM 35,- einschl. Versand. Verlag 2000
GmbH, Postfach 591, 6050 Offenbach 4.

linkskurve

das neue Forum
für fortschrittliche
Kunst und Kultur

3 '83

Kulturnotizen

W. Boehlich: Es liegt in der Luft
M. v.d. Grün im Gespräch: Zensur heute

Computerwelt

D. Langer: Noch nicht digitalisierte Gedanken
D. Silber: Verkabelte Zukunft
F. Michael: Der Glanz ist hin
N. Cobabus: Computereinsatz in Bibliotheken

J.-U. Rogge: Über Donkey Kong, Pac Man

M. Schulz: Computermusik
Zehn Wege, ein Terminal zu zerstören

Texte

R. Schami: Warten ist ein schlechter Rat

Nicaragua

H. Schröder: Wen provoziert Nicaragua?
Gedichte von R. Diario und Vallejos
G. García Márquez: Ja, der Wolf kommt!
G. Belli: Gedichte
S. Ramirez: Fabeln
E. Galeano: Lügt die Geschichte?

Werkstatt

E. Volland im Gespräch: »Frische Male-
reie«
E. Holler: Soziokulturelle Zentren

Redaktionsleitung: Jo Hauberg. Redaktion: Dineke Beckman, Barbara Kunz-Bürgel, Detlef Langer, Giuseppe de Sisti, Gerhard Stähler. Redaktionsadresse: *linkskurve*, Kesselstr. 11a, 4600 Dortmund 1 — Erscheint vierteljährlich im Verlag Neue Zeit GmbH, Postfach 4304, 2300 Kiel 1 — Einzelheft 7 DM, Jahresabo incl. Versandkosten 25 DM

MODERNE ZEITEN

8 '83

Aktueller Kommentar

R. Oppermann, F.O. Wolf: Vorherbst
Vor den Herbstwahlen

R. Ascheberg, U. Josuttis: Grün-Fundamentals gegen das Waldsterben
J. Rieß: Bremen — Bahros vorbildlicher Landesverband

*MOZ-Thema:**Linksgrüne Perspektive(n)?!*

Die grünen Macher kommen. Interview mit Th. Ebermann

M. Opielka: Für eine »ökologische Wend« sozialer Politik

H. Sommer, M. Barg: Nichts als Ärger mit der Rotation?

Lebensweise

T. Janßen: Die flambierte Frau

H. Ortner: Psychochirurgie

Italien — weiter unregierbar?

C. Thomasberger: Parlamentswahlen in Italien

MOZ-Spezial: 35-Stunden-Woche

H.-D. Zahn: Kampf um die Wochenarbeitszeit — für eine Einmischung

K. Decker: IGM in der Offensive

MOZ-Debatte

Das Stalinismusproblem ist nicht tot

3. Jg. 1983

Hrsg. von der Initiative Sozialistische Politik. Redaktion: R. Ascheberg, M. Barg, Th. Ebermann, R. Fenchel, W.K. Goltermann, D. Holloh, K. Nolle, J. Reents, P. Rieckmann, Chr. Schmidt, R. Schiller-Diekhut, M. Stamm, F.O. Wolf. — Erscheint monatlich im SOAK-Verlag, Hannover. — Preis: 5,- DM, Jahresabo: 60,- DM. — Anschrift: Moderne Zeiten, Pablo-Neruda-Haus, Am Taubenfelde 30, 3000 Hannover 1

positionen

HERAUSGEGEBEN VON DER

psychologie heute

45/46 '83

Chr. Müller: Zwischen »Industriesystem« und »Kapitalismus«. Zum Sofortprogramm der (BRD)-Grünen gegen die Arbeitslosigkeit

Th. Heilmann: Roter Hund — bunter Vogel. Das Konzept einer »bunten Koalition« als Alternative zum grauen Krisengejammer

P. Mattmann: Die notwendige Neuformierung der Befreiungskämpfe: Enthüllung verborgener Herrschaft

E. Gräub: Reise durch die Sektionen der POCH: Luzern

8 '83

Titel: Echtheit — die Sehnsucht nach dem wahren Selbst

G. Zurhorst: Wie echt können wir leben?

Martin Luther

H. Stierlin: Himmlischer Vater, verteuflerte Welt

Persönlichkeit

D.T. Lykken: Der Stoff, aus dem die Helden (und Psychopathen) sind

Gesundheitspolitik

L. Lödige, E. Rhode-Keil: Lieber ein Spatz in der Hand ... Die berufs- und gesundheitspolitische Strategie des Berufsverbandes Deutscher Psychologen (BdP)

Schwangerschaft

U. Klein: Abtreibung

Denken

U. Neisser: Intelligenz — gibt's die?

Schamanen

G. Cramer: Auf der Suche nach der verlorenen Seele

10. Jg. 1983

Herausgegeben von einem Redaktionskollektiv der Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH) — 6 Nummern pro Jahr — Einzelheft Fr. 3.—, Doppelheft Fr. 4.— — Abo: Schweiz Fr. 15.—, Ausland Fr. 18.— — Redaktion positionen, Postfach 539, CH-8026 Zürich

Redaktion: H. Ernst (verantwortlich), Michaela Huber, Monica Moebis, Rüdiger Runge; Redaktionsassistent: Karin Quick-Oest, Brigitte Bell. — Monatlich. — Einzelheft 5,80 DM. Jahresabo 58,— DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

SOCIALISM IN THE WORLD

36 '83

- W.F. Haug: Crise ou dialectique du marxisme
 M.A. Lebowitz: One-Sided Marxism
 L. Colletti: Le matérialisme dialectique et Hegel
 R. Jacoby: Reflections on Marxism and its Discontents
 H. Magdoff: The Meaning of Work — a Marxist Perspective
 U. Himmelstrand: Contributions of Formal Theory and Poetry to Developments in Marxist Theory and Practice

37 '83

- A.G. Frank: From Atlantic Alliance to Pan-European Entente
 F. Muhić: Marxism and the World-Historical Process of Socialism
 A. Wajda, J.J. Wiatr: Universal Regularities of Socialist Construction and their Specific National Determinants
 M. Johnstone: Marxism and Respect for the Will of the Majority
 L. Marcou: Contribution à la problématique du mouvement communiste et ouvrier international
 7. Jg. 1983

Editor: International Conference »Socialism in the World«, Cavtat, and IC »Kommunist«, NIP Kommunist, Beograd, Yugoslavia. Auslieferung für BRD und Westberlin: Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65. Preise wie Argument-Sonderbände AS (ca. 300 S.).

WECHSEL WIRKUNG

Zeitschrift für
 Technik Naturwissenschaft Gesellschaft

18 '83

Schwerpunkt: Das Meer — die letzte Kolonie

- Im Blick des Meeresforschers
 Das neue Seerecht
 Meerwirtschaft im Pazifik
 Leben im Watt
 Eindeichungen der Nordstrander Bucht

Weitere Themen

- Westliche Technologien in Polen
 Der scheinote Darwin
 Sex — eine Evolutionskrankheit
 Frauen in den Ingenieurwissenschaften
 Verantwortung für den Frieden: Der Mainzer Kongress
 Naturwissenschaftler beziehen Stellung
 Friede mit der Naturwissenschaft
 Friedensbewegung von oben
 5. Jg. 1983

Redaktion: Klaus Bednarz, Reinhard Behnisch (verantwortlich), Paula Bradish, Imma Harms, Holger Hoffmann, Thomas Krist, Stefan Labbé, Norbert Lutz, Herbert Mehrtens, Bernd Meißner, Ralph Ostermann, Franz Plich, Reiner Raestrup, Rainer Schlag, Wilfried Schroeder, Franz Schulz, Wilfried Silbernel, Rainer Stange, Ulrich Tietze. — Jahresabo DM 20,—; Einzelheft DM 5,—. Erscheint vierteljährlich im Verlag Reinhard Behnisch. Verlag und Redaktion: Gneisenastr. 2, 1000 Berlin 61. Bürozeiten: Montag bis Freitag 10-18 Uhr.

wiener tagebuch

7/8 '83

Die Zeit der Utopisten ist gekommen. Gespräch mit B. Rabehl
Entindustrialisierung der USA
J. Alfaya: Spaniens schwerer Weg zur Demokratie
P. Jankowitsch: Frankreich — Im Zeichen der verwelkten Rose
M.Chr. Boidi: Argentinien zwischen Terror und Demokratie
K. Ehring: Friedensarbeit in der DDR
S. Mrozek: Asche? Diamant? Über ein Buch von Jerzy Andrzejewski
Zum Tod von Anna Seghers

9 '83

Zukunft der SPÖ
P. Rosner: Zur Sozialpartnerschaft
Th. Prager: Bundeskongress des ÖGB
L. Grünwald: Die Schindlerjuden
F. West: Türkenjahr und Katholikentag 1983
G. Denicolo: Italien nach den Wahlen
M.v. Emde Boas: Der Hang zum Gesamtkunstwerk
J. Alfaya: Spanien — Todeskampf der PCE?
W. Suss: Die größte Verschwörung des 20. Jahrhunderts

Zeitschrift für Soziologie

3 '83

Soziale Ungleichheit

J.-U. Sandberger: Zwischen Legitimation und Kritik. Vorstellungen von Akademikern, Studenten und Bevölkerung zur sozialen Ungleichheit

Prozesse der Statuszuweisung

A.B. Srensen: Processes of Allocation to Open and Closed Positions in Social Structure

Wissenschaftssoziologie

P. Weingart: Verwissenschaftlichung der Gesellschaft — Politisierung der Wissenschaft

Methoden

D. Herrmann: Die Priorität von Einstellungen und Verzerrungen im Interview. Eine Methodenuntersuchung anhand der Daten der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage 1980

E. Lange: Zur Entwicklung und Methodik der Evaluationsforschung in der Bundesrepublik Deutschland

ZA-Nachrichten

Studienbeschreibungen: Aus den Datenbeständen des Zentralarchivs für empirische Sozialforschung

Mitteilungen

12. Jg. 1983

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. — Geschäftsführender Redakteur: Leopold Spira — Erscheint monatlich — Einzelpreis ÖS 20,—; Jahresabo ÖS 200,— (Ausland ÖS 260,—/DM 38,—); Studenten ÖS 130,— (Ausland ÖS 200,—/DM 28,—). — Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien

Hrsg.: Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld. - Herausgebergremium: Chr. v. Ferber, P. Flora, Th. Harder, R. Klima, W.M. Sprondel. - Redaktion: R. Klima. - Erscheinungsweise: Vierteljährlich. - Einzelheft 25,10 DM, Jahresabo 82,- DM, Studentenabo 48,- DM. Ferdinand Enke Verlag Stuttgart, Postfach 1304, 7000 Stuttgart 1

COURAGE SONDERHEFT

8

**COURAGE
SONDERHEFT**
HEFT 8 - 1989 - 100 S.



*Arbeitsplätze
selber schaffen!*

**ALLTAG IM
FRAUEN-
PROJEKT:** Chaos und Organisation
Gratisarbeit und Staatsgelder
Liebe und Konflikte
Engagement und Überdruß

JA, ich möchte COURAGE näher kennenlernen und bestelle die nächsten drei Ausgaben von COURAGE zunächst im Probe-Abonnement für 10,- DM. Wenn ich nach dem zweiten Heft nicht schriftlich beim Verlag kündigt, bin ich mit dem Weiterbezug von COURAGE zum regulären Jahresaboppreis von 48,- DM (54,- DM Auslandsabo) einverstanden.
COURAGE

Frauenverlags-GmbH, Bleibtreu-
str. 48, 1000 Berlin 12

Name/Vorname.....

PLZ/Ort.....

Datum.....

Unterschrift.....

Vertrauensgarantie: Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb von zwei Wochen widerrufen kann.

WHY DON'T THE DEMOCRATS COME UP WITH FRESH ALTERNATIVES TO REAGANISM?

DEMOCRATS HAVE ALWAYS GOTTEN THEIR IDEAS FROM LIBERALS.



©MSZ JÜR JEFFER

LIBERALS HAVE ALWAYS TAKEN THEIR IDEAS FROM THE LEFT.



©MSZ JÜR JEFFER 1982

THINK TANK FOR THE AMERICAN LEFT

Featuring: Feminist politics, democratic movements, labor struggles, organizing strategies and left perspectives on American economics, politics and culture.

Subscribe now.

3202 ADELINE BERKELEY, CA 94703

Socialist Review

SR

\$19.50 One year subscription (6 issues)

NAME _____

ADDRESS _____

\$22 Outside of USA

CITY _____ STATE _____ ZIP _____

Für alle, die sich im Theater nicht bloß was vormachen lassen wollen.

THEATERZEITSCHRIFT JAHRESZEITUNG

Diskurse über Theater. Aufsätze und Interviews zur Arbeit und Ästhetik des "etablierten" und des "freien" Theaters. Zu Kulturpolitik und Medienwissenschaften. Mehr als ein Feuilleton!

Schwerpunkthemen bisher:
Etat Kürzungen (Heft 1, vergriffen) – Schauspieler (Heft 2) – Theater gegen den Krieg (Heft 3) – Zielgruppen theater (Heft 4).

Heft 5: Die Chancen des Theaters neu in der totalen Medienwelt
Mit Beiträgen von: Adolf Dresen, Ingeborg Drewitz, Yaak Karsunke, Leo Kofler, Gerlind Reinshagen, Alfons Spielhoff und vielen anderen.

THEATERZEITSCHRIFT JAHRESZEITUNG

Viermal jährlich mit 112 bis 160 Seiten. Einzelpreis: DM 8,-. Abo (4 Hefte): DM 32,- frei Haus (im Ausland plus Porto). Studenten-Abo: DM 28,-.

Im Buchhandel oder direkt bei: TZS, Großbeerenstr. 13 A, 1000 Berlin 61

COUPON

 Wer jetzt bestellt, kriegt mehr für's Geld.

Wer jetzt ab Heft 5 abonniert, bekommt

Heft 2 Heft 3 Heft 4
(bitte Gewünschtes ankreuzen)

kostenlos. Bitte diesen Coupon zusammen mit Ihrer Bestellung einsenden. Das Abo gilt für ein Jahr und verlängert sich für je ein weiteres, wenn es nicht 3 Monate vor Ablauf gekündigt wird. – Bei Abo-Bestellung 8 Tage Rücktrittsrecht!
TheaterZeitschrift
Großbeerenstr. 13 A, 1000 Berlin 61

Aufruf zur Hilfe für den Libanon



Dias, eine Fotoausstellung und informative
Faltblätter können bestellt werden.

Die Hilfe für die palästinensischen und
libanesischen Flüchtlinge muß weitergehen -

medico international

bittet um Unterstützung für Soforthilfe und
langfristige Projektarbeit. Für:

- Sozialmedizinische Basisstrukturen in Süd-
Beirut
- Soforthilfe für die Krankenhäuser Ghaza
und Akka in den Lagern Sabra und Chatila
- Langfristige Hilfe für ein Frauengesund-
heitsprojekt an der Bir Zeit Universität im
israelisch besetzten Palästina.

SPENDEN

Stadtparkasse Frankfurt, Konto 1800
Stichwort: Libanon / Palästina

medico Hanauer Landstr. 147-149
international 6000 Frankfurt am Main 1
Telefon: (06 11) 49 03 50

IMSF - MSB - Masch - (Marburg)

MARXISTISCHE WOCHE '83

9. bis 14. Oktober 1983 in Marburg

Arbeiterklasse und Intelligenz Kampfbedingungen in den 80er Jahren

Themen

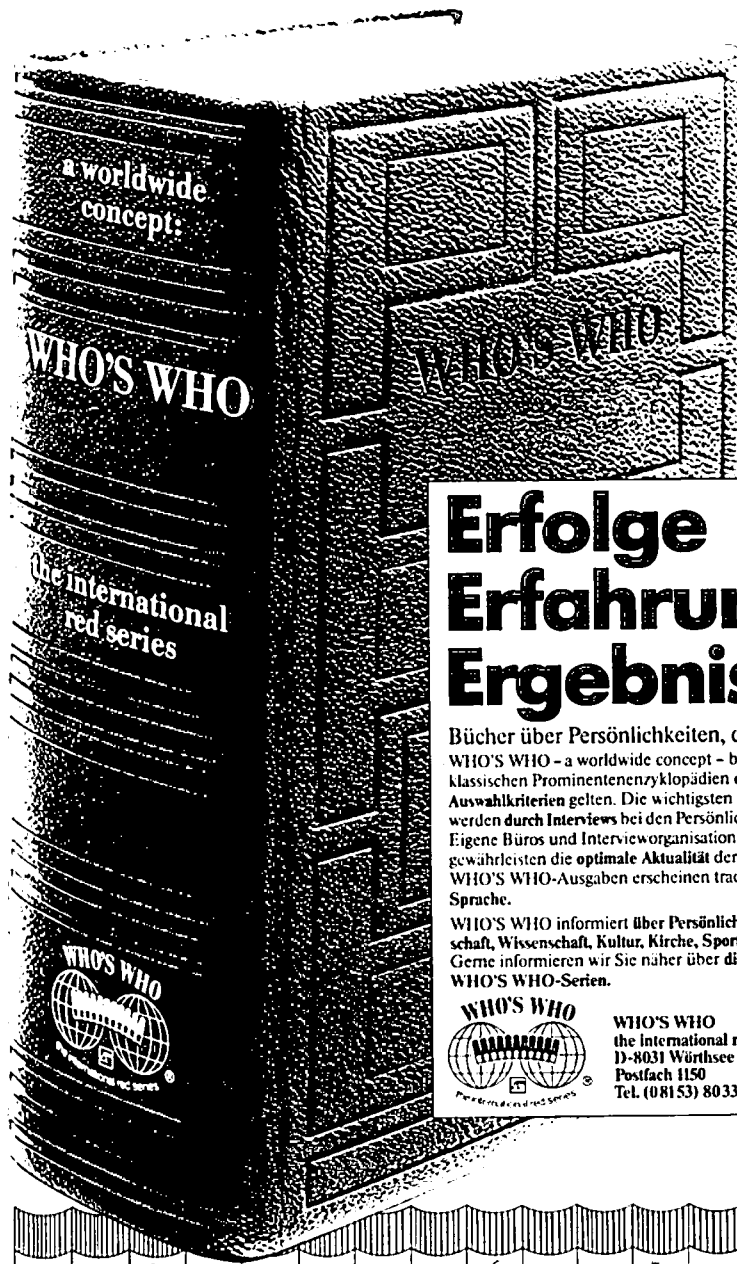
Kern der Arbeiterklasse, Geschichte, Stellung, Perspektiven
Arbeiterbewegung und Intelligenz
Historischer Materialismus und Kultur
Globale ökologische Krise und Friedenskampf
Frauenbewegung — Marxismus und Politiktheorie

Referenten

Klaus Pickshaus, Dr. Robert Steigerwald, Prof. Dr. Hans Heinz Holz,
Dr. Heidi Knake-Werner, Dr. Heike Flessner,
Prof. Dr. Susanne Schunter-Kleemann, Prof. Dr. Frank Deppe u.a.

Weitere Veranstaltungen und Diskussionen im Rahmenprogramm
Tagungsbeitrag DM 50; mit Übernachtung DM 100.

Anmeldung und weitere Informationen bei
Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF)
6000 Frankfurt/M., Liebigstraße 6, Telefon 0611/72 49 14



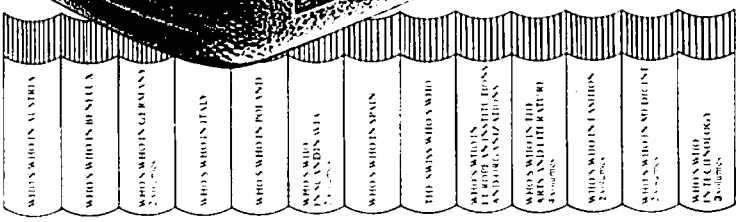
Erfolge Erfahrungen Ergebnisse

Bücher über Persönlichkeiten, die die Welt kennt. WHO'S WHO - a worldwide concept - bedeutet, daß für diese klassischen Prominentenzyklopedien objektive und sorgfältige Auswahlkriterien gelten. Die wichtigsten biographischen Daten werden durch Interviews bei den Persönlichkeiten aufgenommen. Eigene Büros und Intervieworganisationen in vielen Ländern gewährleisten die optimale Aktualität der Informationen. Alle WHO'S WHO-Ausgaben erscheinen traditionell in englischer Sprache.

WHO'S WHO informiert über Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, Kirche, Sport und Gesellschaft. Gerne informieren wir Sie näher über die internationalen roten WHO'S WHO-Serien.



WHO'S WHO
the international red series Verlag GmbH
D-8031 Würthsee b. München
Postfach 1150
Tel. (08153) 8033 · Telex 526496 whos-d



Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Kramarae, Cheris (ed.): The Voices and Words of Women and Men (J. Hartog)</i>	752
<i>Höller, Hans (Hrsg.): Ingeborg Bachmann — Vorschläge zu einer neuen Lektüre (H. Forstbauer)</i>	753
<i>Hilzinger, Sonja: Cassandra. Über Christa Wolf (M. Tropp)</i>	755
<i>Wysocki, Gisela von: Weiblichkeit und Modernität. Über Virginia Woolf (S. Amrain)</i>	757

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Marinetti, Filippo Tommaso: Die futuristische Küche (M. Hinz)</i>	758
<i>Sironi, Mario: Scritti editi e inediti (M. Hinz)</i>	759
<i>Stommer, Rainer (Hrsg.): Reichsautobahn. Pyramiden des Dritten Reichs (H. Bien)</i>	761
<i>Junk, Peter, und Wendelin Zimmer: Felix Nussbaum, Leben und Werk (J. Held)</i>	762
<i>Ahren, Yizhak, u.a.: Das Lehrstück »Holocaust« (S. Zielinski)</i>	763

Soziologie

<i>Durkheim, Emile: Die elementaren Formen des religiösen Lebens (M. Winkler)</i>	765
<i>Durkheim, Emile: Frühe Schriften zur Begründung der Sozialwissenschaft (M. Winkler)</i>	766
<i>Käsler, Dirk: Einführung in das Studium Max Webers (Th. Kornbichler)</i>	767
<i>Sprondel, Walter M., und Constans Seyfarth (Hrsg.): Max Weber und die Rationalisierung sozialen Handelns (C. Knobloch)</i>	768
<i>Meja, Volker, und Nico Stehr (Hrsg.): Der Streit um die Wissenssoziologie (R. Konersmann)</i>	769
<i>Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung, Bd.3 (C. Knobloch)</i>	771
<i>Görtzen, René: Jürgen Habermas. Eine Bibliographie seiner Schriften und der Sekundärliteratur 1952-1981 (D. Schöttker)</i>	772

Psychologie

<i>Lindsay, Peter, und Donald Norman: Einführung in die Psychologie. Informationsaufnahme und -verarbeitung beim Menschen (H.-P. Michels)</i>	772
<i>Edelstein, Walter, und Monika Keller (Hrsg.): Perspektivität und Interpretation (B. Schneuwly)</i>	774
<i>Völzing, Paul: Kinder argumentieren. Die Ontogenese argumentativer Fähigkeiten (C. Knobloch)</i>	775
<i>Valtin, Renate, Udo O.H. Jung und Gerheid Scheerer-Neumann: Legasthenie in Wissenschaft und Unterricht (M. Harden)</i>	776
<i>Müller, Rolf, und Klaus-Peer Schiper: Zwischen Lese-Rechtschreibschwäche und Legasthenie (M. Harden)</i>	776
<i>Groeben, Norbert: Leserspsychologie: Textverständnis — Textverständlichkeit (W. Faulstich)</i>	777

Geschichte

<i>Brandt, Peter, und Reinhard Rürup (Bearb.): Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19 (H. Haumann)</i>	779
<i>Klemm, Bernd (Hrsg.): Geheime Berichte der politischen Polizei Hessen über Linke und Rechte in Offenbach 1923-1930 (A. Schildt)</i>	779
<i>Siggemann, Jürgen: Die kasernierte Polizei und das Problem der inneren Sicherheit in der Weimarer Republik (H. Gotschlich)</i>	780
<i>Linse, Ulrich: Die entscheidene Jugend 1919-1921 (H.-G. Jaschke)</i>	781
<i>Cancik, Hubert (Hrsg.): Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik (R. Möllers/J. v. Soosten)</i>	783

Summaries

Frigga Haug: *Morals, Like Human Beings, Have Two Sexes*

To have moral worth has a different meaning for women than it does for men: For women, morals relate to their bodies; for men, they relate to the ability to pay. Yet at the same time, both are universally valid, particularly at a time of crisis. The double meaning of moral values is responsible for consent to class oppression and hero-worship in wartime.

Jutta Brückner: *The Representation of Sexuality in Pornographic Films*

Women stage sexuality as a romantic transfiguration of oppression. The male staging of sexuality, on the contrary, portrays sexuality as matter-of-fact work on the female body. Pornographic films show this clearly. The male eye is unable to unveil the mystery of the feminine. The female flesh remains silent. Porno films function as a stimulus-response schema, producing fright and shame in women. De-romantization of sexuality is a prerequisite for a real freeing of the senses and for feminist aesthetics.

Elizabeth Fox-Genovese: *Placing Women's History in History*

The exclusion of women from history is a well-known fact. The author argues that adding women's history has substantial theoretical implications for historical analysis in general, especially the consideration of the gender system as a central category. Looking at the crucial historical period of the transition to capitalism, she discusses the terms patriarchy and paternalism. The latter she uses to refer to a distinctive bourgeois system of male dominance with its representations and legitimations. She examines two dichotomies in connection with the sexual division of labour: private versus public spheres and productive versus non-productive labour.

Michael Jäger: *Can the SPD split the peace movement?*

Confronted with the preparations for the peace demonstration in Bonn, 10-10-81, the SPD developed three lines of splitting. Schmidt and the faction of the »Kanalarbeiter« condemned the peace demonstration and referred to the workers' base of the party. Brandt tried to interpret the peace demonstration as government performance. Only Eppler's line was successful, by supporting the peace movement substantially but dealing with it as an internal matter of the SPD and that way trying to chain it to the laws of motion of socialdemocratic politics.

Mary Kaldor: *Warfare and Capitalism*

Kaldor argues that the historical development of particular forms of coercion (e.g. warfare) can only be understood through an analysis of how these forms are themselves produced and reproduced on the basis of a given set of property relations, i.e. how labour time is extracted in order to carry out particular forms of coercion. Central to this analysis is the concept of a mode of warfare. The aim of the essay is to set out a new approach and raise the questions that need to be answered.

M. Tjaden-Steinhauer, K.H. Tjaden: *Squandering and Pauperization*

Squandering and pauperization as conceived in terms of use values are considered as systematic results of the process of surplus-value production and capital accumulation in capitalist societies. The rolling back of the development of squandering and pauperization requires anti-capitalist policies which aim at a development of the materio-practical relations of society directed towards the fulfillment of the requirements of the maintenance and renewal of the working population and the ecological systems. Such policies are necessarily in opposition to profit-domination.

Buchhandlungen

die DAS ARGUMENT, Argument-Sonderbände (AS)
und Argument-Studienhefte (SH) komplett am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555
Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173
Berlin 12: autorenbuchhandlung, Carmerstr. 10; Tel.: 030/310151
Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135056
Buchhandlung Kiepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711
Berlin 15: Das Politische Buch, Lietzenburger Str. 99; Tel.: 030/8832553
Berlin 19: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432
Berlin 33: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8313825
Buchhandlung Kiepert, Garystr. 46; Tel.: 030/8324368
Berlin 41: Wohlthal'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509
Berlin 45: Buchhandlung Rosenfeld, Drakestr. 35a; Tel.: 030/8313962
Bielefeld: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Feilensr. 10; Tel.: 0521/63518
Bochum: Politische Buchhandlung, Unistr. 26; Tel.: 0234/300266
Bonn: Buchladen 46, Kritische Politik, Kaiserstr. 46; Tel.: 0228/223608
Bremen 1: Georg-Buchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073
Bremen 33: Buchladen Bettina Wassmann, Bibliotheksstraße; Tel.: 0421/217023
Dortmund: Buch International, Königswall 22; Tel.: 0231/140880
bücherstube GmbH, Große Heimstr. 62; Tel.: 0231/103306
Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123
Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923
Karl-Liebkecht-Buchhandlung, Viehofer Platz 15; Tel.: 0201/232014
Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082
Collectiv-Buchhandlung, Bornwieseweg 4; Tel.: 0611/593989
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel.: 0611/777303
Gießen: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Schiffenberger Weg 1; Tel.: 0641/792267
Göttingen: Buchladen Rote Straße, Rote Straße 10; Tel.: 0551/42128
Hamburg: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801
Internationale Buchhandlung, Johnsallee 67; Tel.: 040/4104572
Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173
Heidelberg: Buchhandlung kollektiv, Plöck 64a; Tel.: 06221/12633
Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/15642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704
Köln 41: Der Andere Buchladen, Zulpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214
Mainz: Anna Seghers Buchhandlung, Bilhildisstr. 15; Tel.: 06131/24916
Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; Tel.: 06421/63662
München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/2809522
Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926
Nürnberg: Libresso Buchzentrum, Peter-Vischer-Str. 25; Tel.: 0911/225036
Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949
Saarbrücken: Buchhandlung Lenchen Demuth, Nauwieser Str. 13; Tel.: 0681/36559
Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033
Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287
Tübingen: aktion politischer buchladen, Nauklerstr. 20; Tel.: 07071/212929
Schweiz: Bern: Buchhandlung für Soziologie, Münsterergasse 41; Tel.: 031/228218
Zürich: Limmatbuchh., Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel.: 01/2512674
Kopenhagen: Kobenhavns Bogcafé, Kulturvet 11; Tel.: 01/111236
Niederlande: Den Haag: E.R. Ruward B.V., Noordeinde 122; Tel.: 070/658755
Österreich: Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221